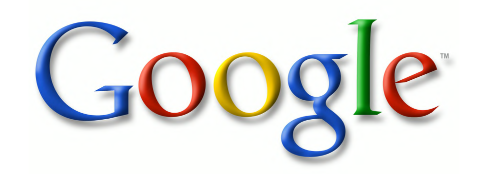


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

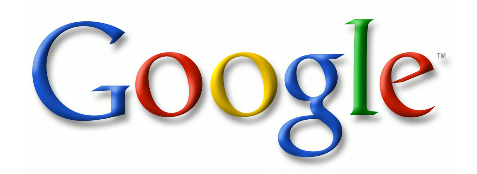
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

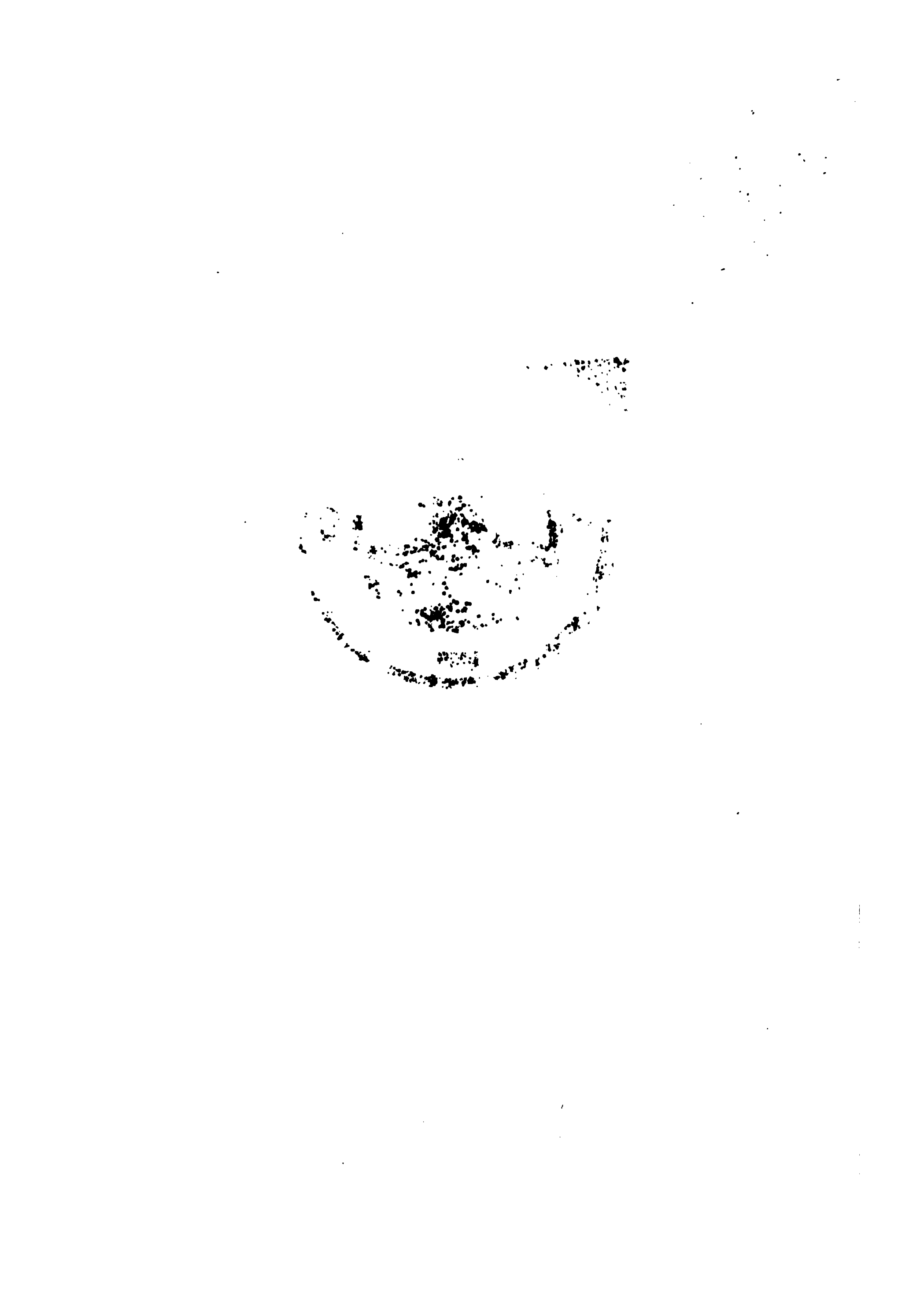
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

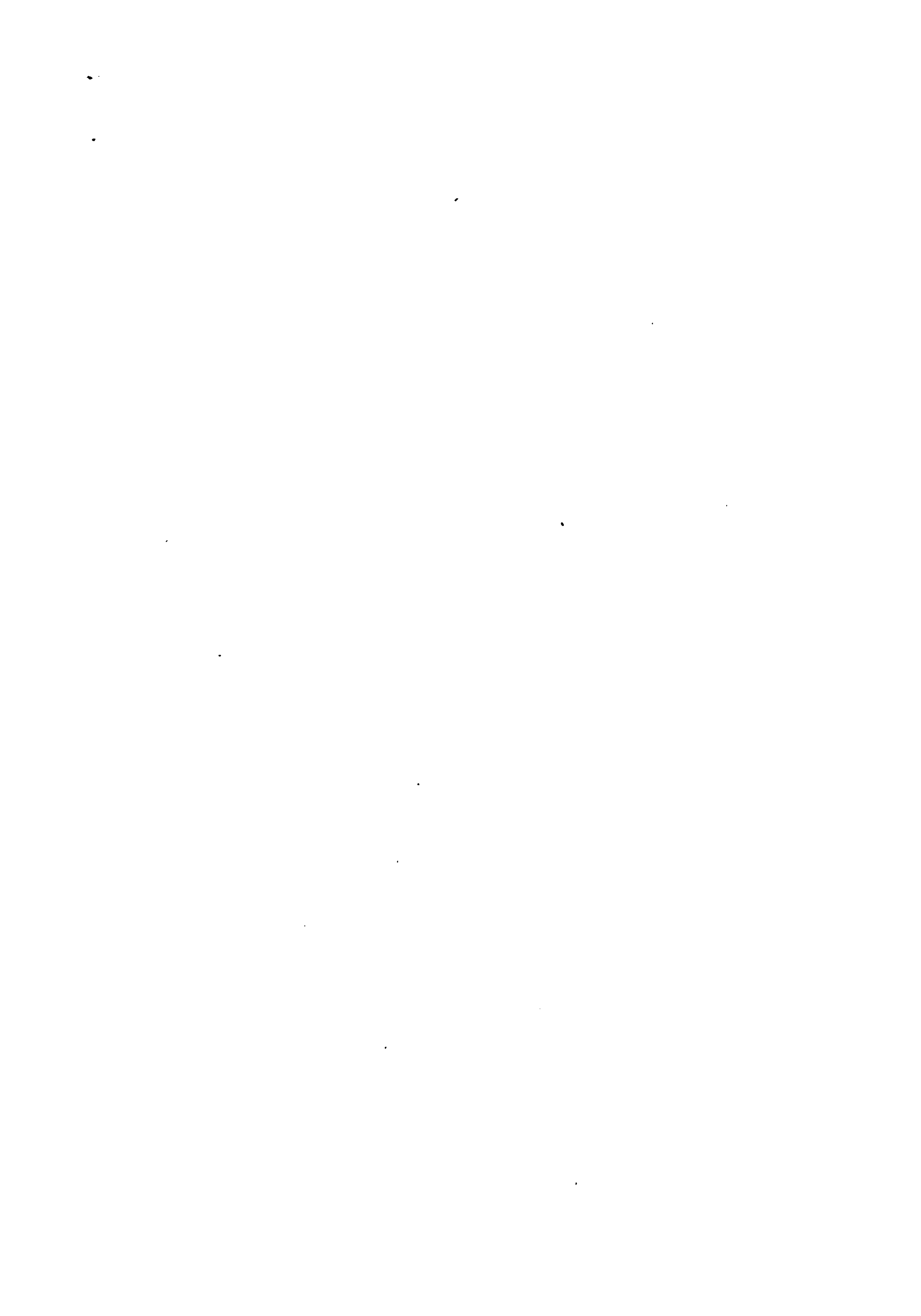
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY





Deutsche Dichterhalle

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. J. Schenckel.

Dritter Band.

Mainz,
Verlag von C. G. Kunze.
1851.

PT 1172
S4
v. 3

Buchdruckerei: Chr. Friedr. Will in Darmstadt.

Siebentes Buch.

Ferd. Gottfried Max v. Schenkendorf. — Joh. Christoph Friedr. v. Schiller. — Aug. Wilh. v. Schlegel. — Friedr. v. Schlegel.

Die Poesie ist die Kunst durch Sprache.
Wilh. v. Humboldt.

Die Poesie ist Gold, ein weniges vom holden Metall, mit Kunst gedehnt, reicht Welten zu vergolden.
Friedr. Rückert.

Ferd. Gottf. Max v. Schenkendorf.

> Das ist der Schenkendorf, der Max,
> Der sang von Reich und Kaiser,
> Der ließ die Sehnsucht rufen laut,
> Daß Deutschland ihn, die verlassene Braut,
> Nennt ihren Kaiserherold.
>
> Friedr. Rückert.

Ferdinand Gottfried Max v. Schenkendorf wurde am 11. Dezbr. 1784 zu Tilsit geboren *), in dessen Nähe sein Vater, ein ehemaliger preußischer Officier, ein kleines Landgut besaß. Familienverhältnisse entfernten den angehenden Jüngling aus dem elterlichen Hause. Er kam ins preußische Oberland und fand in den durch christliche Frömmigkeit und hohe Geistesbildung ausgezeichneten gräflichen Familien von Dohna die freundlichste Aufnahme. Der Umgang mit den edelsten Frauen und der Aufenthalt in dem Hause des nachmaligen Oberhofpredigers und Professors Wedeke in Königsberg waren von glücklichem und nachhaltigem Einfluß auf Schenkendorfs Charakter, geistige Bildung und poetische

---

*) Die einzelen Angaben aus Schenkendorfs Lebensgeschichte sind meist falsch. Viele setzen sein Geburtsjahr 1783 und nennen Königsberg als seine Geburtsstadt, ohne zu bedenken, daß Schenkendorf selbst in dem Gedicht: „Frühlingsgruß an das Vaterland", singt:

> „Weiter, weiter mußt du dringen,
> Du mein deutscher Freiheitsgruß,
> Sollst vor meiner Hütte klingen
> An dem fernen Memelfluß."

Königsberg liegt am Pregel und nicht am Niemen (Memel), wo Tilsit liegt. Ebenso wird als Todesjahr 1819, ja 1829 angegeben und doch besingt Arndt schon 1818 den Tod des edlen Dichters.

Richtung. Nachdem er auf der Universität Königsberg Cameralwissenschaft studirt hatte, beschäftigte er sich 1805 im Amte Waldau mit praktischer Landwirthschaft. In dieser Zeit lernte er seine nachherige Gattin kennen und das Glück seines Lebens war dadurch entschieden. Als Referendar an der Regierung in Königsberg verlebte er heitere Tage, „übte aber auch trotz mancher harten Geduldsprüfung, im Hause der Eltern, die nun das nahegelegene Gut Nesselbeck bewohnten, mit kindlicher Unterwürfigkeit die Pflichten des Sohnes". Er trat mit der merkwürdigen Frau v. Krüdener in geistige Verbindung, die als Romanschriftstellerin sich größern Ruhm erworben hat, als dadurch, daß sie später als Missionärin umherzog, den Armen das Evangelium predigte und Bekehrungsversuche machte. 1811 ging Schenkendorfs Braut mit Frau v. Krüdener nach Karlsruhe; 1812 folgte auch Schenkendorf nach und die langersehnte Verbindung wurde daselbst am Traualtare vollzogen. Die Bekanntschaft mit „Vater Stilling" (siehe Bd. I., S. 471), den er in mehreren Gedichten besingt, befestigte Schenkendorfs religiöse Ansicht. 1813 verließ er den kaum gegründeten Herd und das stille häusliche Glück und folgte dem Rufe des Vaterlandes. Der König von Preußen erließ einen Aufruf gegen Frankreich und Schenkendorf zog ins Feld für die höchsten Güter, für den Glauben und die Liebe, für Deutschlands Ehre, Freiheit und uraltes Recht. Körperlich unfähig zum Kampfe ertrug er doch alle Beschwerden des Felddienstes, zeigte sich muthig, wenn ihn feindliche Kugeln umsausten und leistete seinen Freunden bei den Arbeiten im Generalstab thätige Hilfe. Seine rechte Hand war schon früher durch eine Schußwunde gelähmt, deßhalb schrieb er seine Gedichte mit der linken, freilich sehr häßlich. Es ging ihm, ähnlich wie Cervantes, von dem Uhland sagt:

„Cervantes ließ gelähmt die Rechte sinken
Und schrieb den Don Quixote mit der Linken."

Nach beendigtem Kriege ward Schenkendorf anfangs 1816 Regierungsrath zu Koblenz. In Ems dichtete er sein letztes Gedicht: „Das Bad Ems". Er starb am 11. Dezember 1817 zu

Coblenz, also gerade auf seinen Geburtstag und nach geschlossenem 33ten Lebensjahre. Und nun:

„Nahe dem geliebten Strome,
Dem es laut in Zorn und Schmerz
Freiheitslieder zugesungen,
Schläft das reine Dichterherz".

(Vergl. Bd. I., S. 172 und 173.) Dieses deutsche, treue und tapfere Herz, das dort ins Grab gesenkt wurde, muß jetzt des Rheinstroms Hüter sein:

„Wohl dir des Hüters dein!
Jauchze nun Rhein!
Brause in Wonne fort,
Heilige Landespfort!
Klinge in Freuden,
Klinge des Sängers Wort
Künftigen Zeiten!
Und in dem grünen Kranz,
Liege sein Grab als Schanz,
Liege als Ehrenwall
Vor deiner Wogenschwall".
(Arndt.)

Als unter der Herrschaft Napoleons unser deutsches Vaterland die tiefste Erniedrigung und die schärfste Züchtigung als die Folgen des Mangels eines einheitlichen nationalen Sinnes erfahren hatte, da erhob sich endlich deutscher Arm und deutsche Zunge, zwei mächtige Verbündete, um die Macht des Fremden zu brechen. Körner kämpfte mit Leier und Schwert, sang oft im stürmischen Pathos eines feurigen Jünglings, weihte sein Herz und Blut dem unterjochten Vaterlande und sank mit der Leier ins Grab. Arndt lebte und litt für Deutschlands Sache und seine Gesänge machten jedes deutsche Herz trunken von Begeistrung. Auch Schenkendorf schloß sich in seinen Liedern an die Lyrik der patriotischen Romantiker an, sang aber mehr und mit nachhaltiger Begeistrung des besonnenen Mannes die „Vaterlands- und Heimatsfreude", als die schwertesscharfen Klänge der dröhnenden Kampf- und Schlachtlieder seiner dichterischen Zeitgenossen. Seine patriotischen Lieder erklingen im leiseren Tone, sind aber meist rührend ergreifend, getragen von süßem Wohllaut und durchzogen von den Klängen hinreißender Innigkeit. Schenkendorf wollte den Patriotismus seiner Zeit mit dem Elemente der Romantik vermählen und schaute daher mit

wehmüthiger Sehnsucht auf die Vergangenheit zurück; er fühlte seinen Geist erhoben, wenn er der ehemaligen Macht und Herrlichkeit Deutschlands unter seinen großen Kaisern Karl d. G., Heinrich I., Otto I., Friedrich I. gedachte und wünschte Nichts sehnlicher, als die Kraft und Herrlichkeit des deutschen Kaiserthums vom Todesschlafe erwacht zu sehen. Als daher alle Völker Krieg dem fremden Stamme riefen und „Tyrannenhaß und Freiheitslust, der alten Väter Leben", aus jeder Brust hervorbrach: da zog auch Schenkendorf mit vielen seiner Brüder aus, um, wenn das kleine Haus zerfiele, ein größeres bauen zu helfen:

„Ein Haus der Freiheit und des Ruhms,
Der Weisheit, Schönheit, Stärke.
Ein' Burg des alten Ritterthums,
Ein Rüsthaus jedem Werke,
Das nach dem rechten Ziele strebt,
Ein Haus, in dem der Glaube lebt,
Die Liebe, Zucht und Ehre.

Der edeln Stämme sollen viel
In diesem Hause wohnen,
Bei Gottesdienst und Saitenspiel
Ein Herrscher in ihm thronen.
Der Herrlichste der ganzen Welt,
Ein Priester und ein Rittersheld,
Man heißt ihn deutscher Kaiser.

In diesem Hause soll ein Quell
Durch Gotteshuld entspringen,
Der wird so rein und silberhell
Durch viele Länder dringen,
Und wo er fließet, blüht ein Strauß,
O Heimat süß, o Vaterhaus,
Euch alle wird er laben".

Beseelt von der reinsten Liebe für Deutschlands heilige Sache, fähig zu jeder großen That und bereit zu jedem Opfer für des

Vaterlandes Ehre und Freiheit drang Schenkendorf, „fromm wie ein Mann“, zugleich mit aller Entschiedenheit auf die innere Läuterung deutschen Sinnes und Gemüthes durch die Macht des christlichen Glaubens. Fast über alle Gedichte des ritterlich frommen Sängers verbreitet sich der milderwärmende Schein „mittelalterlicher Minnesonne“, wodurch Alles in eigenthümlichem Lichte erscheint. Die vorzugsweise religiösen Gedichte: „Palmsonntag“, „Christ ein Gärtner“, „An das Herz“ rc., welche theilweise an die geistlichen Lieder von Novalis anklingen, sind schlicht und glaubensinnig und haben schon manches gläubige Herz getröstet und erquickt; ebenso haben die zarten, wohllautenden Lieder: „Freiheit“, „Soldaten-Morgenlied, „Schill (eine Geisterstimme)“, „Lied vom Rhein“, „Auf dem Schloß zu Heidelberg“, „Die deutschen Städte“, „Auf Scharnhorsts Tod“, „Frühlingsgruß an das Vaterland“, „Grabgesang“ (Auf den Tod der Kaiserin Beatrix), „Landsturm, „Bauernstand“ rc.*) apollinische Weihe und werden für alle Zeiten neben dem Trefflichsten unserer nationalen Lyrik ihren Ehrenplatz behaupten.

Schriften: Die deutschen Städte. Frankf. 1814. — Gedichte. Stuttg. 1815. — Poetischer Nachlaß. Berl. 1832. — Sämmtliche Gedichte. Erste vollständige Ausgabe. Berlin 1837. (Daß in 14 Jahren! Schenkendorfs Gedichte keine neue Auflage erlebt haben, ist ein trauriges Zeichen unserer Zeit.)

---

*) Das bekannte: „Lied von den deutschen Strömen“, welches vielfach Schenkendorf zugeschrieben wird, ist nicht von ihm gedichtet, sondern von Karl Buchner (Justizrath in Darmstadt, geb. daselbst 1800), dem Verfasser vieler anderen in den Liederbüchern zerstreuten Gedichte; z. B. von: „In dem alten Lande Böhmen“, „Lieder stimmt an“, „Wenn unter Schwerterblitzen“, „Willkommen hier, vielliebe Brüder“. Das Lied aber: „Blaue Nebel steigen“, welches ihm auch zugeeignet wird, hat den Professor Jung in Basel zum Verfasser.

1. Schill. (Eine Geisterstimme. 1809.)

1 Klaget nicht, daß ich gefallen,
Lasset mich hinüberziehn
Zu der Väter Wolkenhallen,
Wo die ewgen Freuden blühn.

Nur der Freiheit galt mein Streben,
In der Freiheit leb ich nun;
Und vollendet ist mein Leben,
Und ich wag es auszuruhn.

Süße Lehnspflicht, Mannestreue,
Alter Zeiten sichres Licht,
Tauscht ich nimmer um das Neue,
Um die welsche Lehre nicht.

Aber jenen Damm zerbrochen
Hat der Feind, der uns bedräut,
Und ein kühnes Wort gesprochen
Hat die riesenhafte Zeit.

Und im Herzen hats geklungen,
In dem Herzen wohnt das Recht:
Stahl, von Männerfaust geschwungen,
Rettet einzig dies Geschlecht.

Haltet darum fest am Hasse,
Kämpfe redlich, deutsches Blut.
„Für die Freiheit eine Gasse“,
Dacht' ein Held in Todesmuth.

Freudig bin auch ich gefallen,
Selig schauend ein Gesicht,
Von den Thürmen hört' ichs schallen,
Auf den Bergen schien ein Licht.

Tag des Volkes, du wirst tagen,
Den ich oben feiern will,
Und mein König selbst wird sagen:
„Ruh in Frieden, treuer Schill".

---

2. Auf Scharnhorst's Tod *). (1813.)

(Nach der Weise: „Prinz Eugen, der tapfre Ritter".)

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

„Kugel, raffst mich doch nicht nieder?
Dien euch blutend, werthe Brüder,
Führt in Eile mich gen Prag:
Will mit Blut um Oestreich werben;
Ists beschlossen, will ich sterben,
16 Wo Schwerin im Blute lag."

Arge Stadt, wo Helden kranken,
18 Heilge von den Brücken sanken,
Reißest alle Blüten ab;
Nennen dich mit leisen Schauern, —
Heilge Stadt! nach deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

*) Vergl. Arndt: „Auf Scharnhorst's Tod".

„Grüß euch Gott, ihr theuren Helden!
Kann euch frohe Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht!
Deutschland hat sein Recht gefunden!
Schaut! ich trage Sühnungswunden
Aus der heilgen Opferschlacht!“

Solches hat er dort verkündet,
Und wir Alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei!
Heer, aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner!
Näher stand dem König Keiner, —
Doch dem Volke schlug sein Herz!
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz.

Laß uns deine Blicke scheinen,
Darfst nicht länger mehr beweinen,
Schöne Gräfin, seinen Fall.
Meinens Alle recht in Treue,
Schau, dein Vater lebt aufs Neue
In des deutschen Liedes Schall.

3. Andreas Hofer *). (1814.)

Als der Sandwirth von Passeier
Innspruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten, ihm zur Feier,
Mit den Geigen Mittags kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hoch-Vivat zu bringen,
Wollen ihm, zu seiner Ehre,
Seine Heldenthaten singen.

Doch der Held gebietet Stille;
Spricht dann ernst: „Legt hin die Geigen!
Ernst ist Gottes Kriegeswille;
Wir sind All dem Tode eigen!
Ich ließ nicht um lustge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich irdschen Feind besiegen.

Kniet bei euren Rosenkränzen!
Dies sind meine frohsten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drin zeigen.
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser;
Dies ist mir das liebste Carmen:
Gott schütz edle Fürstenhäuser!

Ich hab keine Zeit zum Beten;
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe,
Wie viel Leichen wir hier säten
In dem Thal und auf der Höhe;
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele braven Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen:
Gott allein kann uns beschützen!

---

*) Vergl. J. Mosen: „Andreas Hofer“.

4. Freiheit. (1813.)

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelbild!

Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
In dem lustgen Wald,
Unter Blütenträumen
Ist dein Aufenthalt.

Ach! das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt;

Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf:
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf.

Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;

Wo sich Männer finden,
Die für Ehr und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor.

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft:

Das ist rechtes Glühen,
Frisch und rosenroth;
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb und Lust;
Wollest gern dich senken
In die deutsche Brust.

Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart!
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.

---

5. Landsturm. (1813.)

Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern:
Ha, Windsbraut, sei willkommen!
Willkommen, Sturm des Herrn!

O zeuch durch unsre Felder
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm, von Gott gesandt!

Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberisch umwoben
Von blauem Wolkenduft:

Wie habt ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!

Die Wetter oft sich brachen
7 Vor eurem Glockenklang.
Nun führt ihr andre Sprachen:
Es klingt wie Brautgesang.

Das Land ist aufgestanden —
Ein herrlich Osterfest! —
Ist frei von Sklavenbanden,
Die hielten nicht mehr fest.

Wo, Tod, sind deine Schrecken?
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie dich decken
In diesem heilgen Krieg?

Beschritten ist der Grenze
Geweihter Zauberkreis.
Nicht mehr um Eichenkränze
Ficht Jüngling nun und Greis.

Nun gilt es um das Leben,
Es gilt ums höchste Gut;
Wir setzen dran, wir geben
Mit Freuden unser Blut.

Du liebende Gemeine,
Wie sonst am Tisch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich strahlt dein Stern!

Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Losung Bibelton:
„Hie Wagen Gottes, Gottes Reiter!
Hie Schwert des Herrn und Gideon!"

---

6. Soldaten-Morgenlied. (1813.)

(An Friedrich Baron de la Motte Fouqué.)

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu;
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth,
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau her vom blauen Zelt;
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen,
Und gib uns heute Sieg;
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Thürmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei. —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

---

7. Der Bauernstand. (1813.)

O Bauernstand, o Bauernstand,
Du liebster mir von allen!
Zum Erbtheil ist ein freies Land
Dir herrlich zugefallen.

Die Hoffart zehrt, ein böser Wurm,
Ein Rost an Ritterschilden;
Zerfallen sind im Zeitensturm
Die reichen Bürgergilden.

Du aber baust ein festes Haus,
Die schöne, grüne Erde,
Und streuest goldnen Samen aus
Ohn Argwohn und Gefährde;

Hast Gottesluft nnd Gottesstrahl,
Um eilig zu genesen,
Wenn sich in deine Hürd einmal
Geschlichen frembes Wesen.

Was unsre blöde Welt nicht kennt
Mit ihrem eitlen Treiben,
Wovon im alten Testament
Die heilgen Männer schreiben:

Das soll noch oft wie Morgenwind
Um meinen Busen wehen;
Das hab ich wohl an manchem Kind
Im stillen Thal gesehen.

Die Demuth und die Dienstbarkeit
Der Schönheit und der Stärke,
Die Einfalt, die sich kindlich freut
An jedem Gotteswerke.

Des Jünglings frühe Tüchtigkeit
In würdigen Geschäften,
Der alten Männer Trefflichkeit,
Bescheiden in den Kräften.

Wohl manches Zeichen, manchen Wink
Kann man da draußen sehen,
Wovon wir in dem Mauernring
Die Hälfte nicht verstehen.

Vom Bauernstand, von unten aus
Soll sich das neue Leben
In Adels Schloß und Bürgers Haus,
Ein frischer Quell, erheben.

Doch Eines, lieber ältster Stand,
Kann größres Lob dir schaffen:
Nie müßig hängen an der Wand
Laß deine Bauernwaffen!

Der scharfe Speer, das gute Schwert,
Muß öfter dich begleiten,
Um fröhlich für Gesetz und Herd
Und für das Heil zu streiten.

Zieh fröhlich, wenn erschallt das Horn,
Ein Sturm auf allen Wegen,
Und wirf ein heißes, blaues Korn
Dem Räuber kühn entgegen.

Die Siegessaat, die Freiheitsaat,
Wie herrlich wird sie sprießen!
Du, Baner, sollst für solche That
Die Ernten selbst genießen.

Der Arm, der harte Erde gräbt
Und Stiere weiß zu zwingen,
Kann wohl, von Heldengeist belebt,
Mit jedem Feinde ringen.

Du frommer, freier Bauernstand,
Du liebster mir von allen!
Dein Erbtheil ist im deutschen Land
Gar lieblich dir gefallen.

---

8. Frühlingsgruß an das Vaterland. (1814.)

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken,
Hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinfall hergegangen
Komm ich, von der Donau Quell,
Und in mir sind aufgegangen
Liebessterne mild und hell;
Niedersteigen will ich, strahlen
Soll von mir der Freudenschein,
In des Neckars frohen Thalen
Und am silberblauen Main.

Weiter, weiter mußt du dringen,
Du, mein deutscher Freiheit-Gruß,
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß.
Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen stark und weich
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heilges deutsches Reich.

Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Heerde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht.
Vaterland! in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

Aber einmal müßt ihr ringen,
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
Dann nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demuth und an Macht;
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heilge Pracht.
Alte Sünden müssen sterben
In der gottgesandten Flut,
Und an Einen selgen Erben
Fallen das entsühnte Gut.

Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heilger Frucht,
Manneslust in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht;
In der Brust ein frommes Sehnen,
Ewger Freiheit Unterpfand,
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land.

Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten,
Deutsche Frucht in Garben band,
Traute, deutsche Brüder höret
Meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!

---

9. Das Münster. (An E. M. Arndt 1814.)

In Straßburg steht ein hoher Thurm,
Der steht viel hundert Jahr';
Es weht um ihn so mancher Stürm,
Er bleibet fest und klar.

So war auch wohl die fromme Welt,
Die solches Werk gedacht,
Zu dem sie von dem Sternenzelt
Den Abriß hergebracht.

Wie sich, ein ewges Heldenmal,
Das Gotteshaus erhebt,
Aus dem ein heller, schlanker Strahl,
Der Thurm gen Himmel strebt:

So war auch einst das deutsche Reich,
So war der deutsche Mann,
Auf starkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan.

Und wie den festen Bau umgibt
Die schöne Heilgenwelt,
So hatte Jeder, was er liebt',
In ihren Schutz gestellt.

Wir wollen vor dem Altar noch
Ein fromm Gelübde thun,
Daß nimmermehr soll fremdes Joch
Auf deutschem Nacken ruhn.

Wir sprechen dort ein hohes Wort,
Ein brünstiges Gebet,
Daß Gott der Deutschen starker Hort
Verbleibe stet und stet;

Daß, wie der Thurm, der deutsche Sinn
Entwachse seiner Zeit,
Und nach dem Himmel strebe hin,
Wenn ihn die Welt bedräut.

Und ob wir wieder heimwärts gehn,
Wir wenden unsern Blick
Und schauen nach des Wasgaus Höhn,
Wie nach dem Thurm zurück.

Die Bundesfahn in Feindes Hand?
Der Thurm in welscher Macht?
O nein! sie sind vorausgesandt
Als kühne Vorderwacht.

Wir retten euch, wir habens Eil:
Vergaß euch doch kein Herz.
O Wolkensäul, o Feuersäul,
Schaut immer heimatwärts!

---

10. Das Lied vom Rhein. (An Friedrich Lange.)

Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort:
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen.
Wie oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

Das ist der heilge Rhein,
Ein Herrscher, reich begabt,
Deß Name schon wie Wein
Die treue Seele labt.

Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländsche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz.
In Fesseln lag der Held geschlagen:
Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir habens manche Nacht belauscht,
Von Geisterschauern hehr umrauscht.

Was sang der alte Held?
Ein furchtbar dräuend Lied:
„O weh dir, schnöde Welt!
Wo keine Freiheit blüht,
Von Treuen los, und bar von Ehren!
Und willst du nimmer wiederkehren,
Mein, ach! gestorbenes Geschlecht,
Und mein gebrochnes deutsches Recht?

O meine hohe Zeit!
Mein goldner Lebenstag
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallten
Die stolzen adligen Gestalten,
Die Helden, weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert.

4 Es war ein frommes Blut
In ferner Riesenzeit,
Voll kühnem Leuenmuth,
Und mild als eine Maid.

Man singt es noch in späten Tagen,
Wie den erschlug der arge Hagen.
Was ihn zu solcher That gelenkt,
4 In meinem Bette liegts versenkt.

Du Sünder, wüthe fort!
Bald ist dein Becher voll;
Der Nibelungen Hort
Ersteht wohl, wann er soll.
Es wird in dir die Seele grausen,
Wann meine Schrecken dich umbrausen.
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art." —

Erfüllt ist jenes Wort:
Der König ist nun frei,
Der Nibelungen Hort
Ersteht und glänzet neu.
Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heilge deutsche Kaiserthum!

Wir huldgen unserm Herrn,
Wir trinken seinen Wein.
Die Freiheit sei der Stern!
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm aufs Neue schwören,
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Vom Felsen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer!

---

11. Auf dem Schloß zu Heidelberg. (1814.)

Es zieht ein leises Klagen
Um dieses Hügels Rand,
Das klingt wie alte Sagen,
Vom lieben, deutschen Land.
Es spricht in solchen Tönen
Sich Geister-Sehnsucht aus:
Die theuren Väter sehnen
Sich nach dem alten Haus.

Wo der wilde Sturm nun sauset,
Hat in seiner Majestät
11 König Ruprecht einst gehauset,
Den der Fürsten Kraft erhöht.
Sänger kamen hergegangen
Zu dem freien Königsmahl,
Und die goldnen Becher klangen
In dem weiten Rittersaal.

Wo die granitnen Säulen
Noch stehn aus Karls Palast,
Sah man die Herrscher weilen
Bei kühler Brunnen Rast.
Und wo zwei Engel kosen,
Der Bundespforte Wacht,
Zeigt uns von sieben Rosen
Ein Kranz, was sie gedacht.

Ach! es ist in Staub gesunken
All der Stolz, die Herrlichkeit:
Brüder, daß ihr letzter Funken
Nicht erstirbt in dieser Zeit,
Laßt uns hier ein Bündniß stiften
Unsre Vorzeit zu erneun,
Aus den Grüften, aus den Schriften
Ihre Geister zu befrein.

Vor Allen, die gesessen,
Auf Ruprechts hohem Thron
War Einem zugemessen
Der höchste Erdenlohn.
Wie jauchzten rings die Lande
Am Neckar jener Zeit,
Als er vom Engellande
8 Das Königskind gefreit.

Viel der besten Ritter kamen,
Ihrem Dienste sich zu weihn.
Dort, wo noch mit ihrem Namen
Prangt ein Thor von rothem Stein,
Ließ sie fern die Blicke schweifen
In das weite grüne Thal.
Nach den Fernen soll sie greifen
In des Herzens falscher Wahl.

Da kam, wie Meereswogen,
Wie rother Feuersbrand,
Ein bittres Weh gezogen
Zum lieben Vaterland.
Die alten Vesten bebten,
Es schwand des Glaubens Schein,
Und finstre Mächte strebten,
Die Fremden zogen ein.

Weit erschallt, wie Kirchenglocken,
Deutschland, deine Herrlichkeit,
Und es weckt so süßes Locken
Immerdar des Welschen Neid.
Wunden mag er gerne schlagen
Dir mit frevelvoller Hand,
Wie er in der Väter Tagen
Die gepriesne Pfalz verbrannt.

Zu lang nur hat gegolten
Die schmähliche Geduld;
Doch was wir büßen sollten,
Wie groß auch unsre Schuld, —
Sie ist rein abgewaschen
Im warmen Feindes-Blut,
Und herrlich aus den Aschen
Steigt unser altes Gut.

Lange hielten drum die Wache
Jene Ritter an dem Thurm,
Ob nicht käme Tag der Rache,
12 Ob nicht wehte Gottes Sturm.
Jetzt erwarmen sie am Scheine
Von dem holden Freiheit-Licht,
Daß die Brust vom harten Steine
Schier in Wonn und Liebe bricht.

So stieg, nach dreißig Jahren,
Elisabeth, dein Sohn,
Der manches Land durchfahren,
20 Auf seines Vaters Thron.
Er that, wie Ritter pflegen,
War seines Landes Schutz,
Und bot mit seinem Degen
24 Dem Welschen Schimpf und Trutz.

Nimm denn auch auf deinem Throne,
Theurer, höchster Heldenschatz,
Angethan mit goldner Krone,
Deutschland, wieder deinen Platz.
Alles will für dich erglühen,
Alte Tugend ziehet ein,
Und die deutschen Würden blühen
An dem Neckar, wie am Rhein!

12. Die deutschen Städte. (1814.)

Es ward ein Band gewoben
Im heilgen deutschen Land,
Das fest und wohl den Proben
Des Teufels widerstand.
Noch schreiten die Gestalten
Der Weber durch die Flur,
Die sprechen: „Ewig halten
Soll unsre heilge Schnur".

Es ward ein Bau erhoben,
Der Freiheit Hof und Saal;
Den Meister soll man loben,
Der solches Werk befahl.
Die Pfeiler sind gegründet
Auf Treu und Ständigkeit;
Der Mörtel, der sie bindet,
Ist Lieb und Einigkeit.

Die Feinde überzogen
Das junge Kaiserthum,
Da brach am Heidenbogen
13 Der Väter Waffenruhm.
Wer wird das Reich erretten?
Wer nimmt der Freiheit Wehr?
Sie bringen uns die Ketten
Auf offner Straßen her.

8 O Heinrich, deutscher Kaiser,
Nimm ewgen Ruhmes Schein!
Du führst in feste Häuser
Die freien Bürger ein.
Der an dem Vogelherde
Die heilge Krone fand,
Hat von der heilgen Erde
Den schlechten Feind gebannt.

1 Bei Goslar steht ein Zeichen,
Ein altes, festes Schloß,
Wo nimmermehr zu weichen
Der starke Herr beschloß.
Weit scholl der Heiden Klage,
6 O Merseburg, bei dir,
Und noch erzählt die Sage
Von Magdeburgs Turnier.

Vom Felde zog der Neunte,
Das gab ein' starke Schar;
Und was der Kaiser meinte,
Ward herrlich offenbar.
Von tausend Herden ziehen
Sah man des Gastmals Rauch;
Wenn Wald und Aecker blühen,
Die Städte blühen auch.

So wurde klug errichtet
Der Freiheit Damm und Wehr,
Gar manchen Streit geschlichtet
Hat kleines Bürgerheer.
Der mag auch Schwerter schwingen,
Wer kühn das Werkzeug führt,
Und Ritterschlösser zwingen,
Die seine Kunst verziert.

Noch immer mag die Kunde
Der Bürger Herz erfreun
6 Vom alten Schwabenbunde,
5 Vom Städtebund am Rhein.
Von Schlachten ohne Tadel
Spricht mancher alte Reim,
Und herrlich blüht der Adel
1 Von Waldpot Bassenheim.

Doch welcher soll vor Allen
Das höchste Lob geschehn?
Laß deine Fahnen wallen,
Laß deine Flaggen wehn,
5 O Hansa, hoch zu preisen
Von Männern im Gesang,
Die in den fernen Kreisen
Um Ruhm und Beute rang!

Den Weg hast du bereitet
Dem höchsten Christengott,
Hast deutsche Art verbreitet
12 Bis Riga, Nowgorod.
Aus mildem Bürgerstande,
Aus mildem Bürgerfleiß,
Erblüht im heilgen Lande
16 Der Ritterorden Preis.

Was gleich verklungnen Sagen
Aus grauer Vorzeit scholl,
Hat man in diesen Tagen
Gesehen staunensvoll.
Der Feind betrat die Schwellen,
Da zogen Schiffer aus
Und wohnten auf den Wellen
Im leichten freien Haus.

8 Ein Hansastaat im Meere,
Ein Hansastaat im Feld,
Der als Tyrannenwehre
Sich kühn entgegenstellt!
Laß Flammen dich verzehren,
O Hamburg, reich und schön:
Man wird in jungen Ehren
Dich, Phönix, wieder sehn.

Auch dir, mein freies Bremen,
Sei Gruß und Ruhm und Heil!
Du darfst mit Ehren nehmen
Von diesem Sieg dein Theil.
Es hat in dir geschworen
Die feine Jungfrauschar:
„Dem sei die Braut verloren,
Wer nicht im Felde war“.

Blüht auf, ihr starken Dreie,
Am deutschen Meeresstrand,
Ein Reich der Zucht und Treue,
Ein Schmuck vom deutschen Land.
Wer also treu gehalten
Am Vaterland und Eid,
Soll ferner auch verwalten
Der Heimat Herrlichkeit.

Mein Aachen, wo die Krone
Des Ritterthums geruht,
Bald auf granitnem Throne,
13 Bald an der warmen Flut!
Berühmt seit grauen Zeiten,
11 Ehrwürdge Trier du!
Erwacht am Klang der Saiten
Aus eurer langen Ruh.

Du Thor der deutschen Lande,
O Bundesveste Mainz!
Du frommes Köln am Strande
Des lieben alten Rheins!
Ein hohes Amt laß halten
In deinem heilgen Dom,
Damit sie wohl verwalten
Die Wacht am deutschen Strom.

Von Waffen hör ichs schallen,
2 O Krönungsstadt, in dir;
Viel Kaufherrn sah ich wallen
In reicher Rüstung Zier.
5 Bewehre nur, mein Rühle,
Die Bürger männiglich:
Dann setzen auf die Stühle
Schultheiß und Schöppen sich.

O Waffenstahl, sprüh Funken!
10 Sprüh Funken, edler Stein!
Vom Wein der Freiheit trunken
Laßt jeden Bürger sein.
Der Formen todte Satzung
Lebt auf am kühnen Wort;
Man geht von eigner Schatzung
Zu bessern Rechten fort.

Laßt jedem Bürger geben
Den Raum zu Wort und That,
Und strömen wird das Leben
Vom Bürger in den Rath.
Das Zeichen von dem Bunde
Ist ja der Eichenbaum,
Der wächst aus tiefem Grunde
Zum hellen, freien Raum.

Von Kleinen ist zu melden,
Was je die Großen hob,
6 Und Pforzheims treue Helden
Errangen ewges Lob.
Ja lasset alle Kleinen
Erst kühn und würdig sein:
Dann soll es bald erscheinen,
Wie Freiheit will gedeihn.

Mit seinen Kirchenhallen
Und südlich schöner Pracht,
Den Deutschen zu gefallen,
4 Nimm Augsburg wohl in Acht.
Im Lechfeld ist erlegen
Der Ungarn wildes Heer,
Nun schmiedet Otto's Degen
Zu freier Bürger Wehr!

Dich wird, o Bundesstätte,
Kein Welscher mehr entweihn;
Vielleicht ziehn weisre Räthe
Bald wieder bei dir ein.
O Regensburg, empfange
Die Männer treu und werth,
Es wird mit Waffenklange
Ein Heldenrath geehrt.

Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll;
Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue, fleißge Stadt,
10 Wo Dürer's Kraft gewaltet
9 Und Sachs gesungen hat.

Das ist die deutsche Treue,
Das ist der deutsche Fleiß,
Der sonder Wank und Reue
Sein Werk zu treiben weiß.
Das Werk hat Gott gegeben:
Dem, der es redlich übt,
Wird bald sein ganzes Leben
Ein Kunstwerk, das er liebt.

Ihr hohen Fürstensitze
Von Wilhelm und von Franz,
Seid ewig ihre Stütze
Und ihrer Kronen Glanz.
Du sollst auf Deutschland wirken,
Entsündigtes Berlin;
Die Welschen wie die Türken
Vermeiden künftig Wien.

O Leipzig, Stadt der Linden,
Dir glänzt ein ewges Licht,
Zu dir den Weg zu finden,
Braucht man den Führer nicht.
Man wird es nie vergessen,
Wie Babels Thurm erlag;
Man spricht von Leipzigs Messen
Bis an den jüngsten Tag.

Wie man den Feind befehdet,
Das große Freiheitwerk,
Beschlossen und beredet
13 Ward es in Königsberg.
Am deutschen Eichenstamme
Du frisches, grünes Reis,
Du meiner Jugend Amme,
Nimm hin des Liedes Preis!

Im Freiheit-Morgenrothe,
In Moskaus heilgem Schein,
Kam, ein geweihter Bote,
5 Zu dir der feste Stein.
Er zog in Kraft zusammen
Der Landesväter Kreis;
In den trug seine Flammen
1 Held York, der strenge Greis.

Da brach mit Sturmesschnelle
Hervor dein starker Sinn.
Nun maß mit andrer Elle
Der Kaufmann den Gewinn;
Nun lieben die Studenten
Erst recht die Wissenschaft,
Und alle Herzen brennten
In Einer Glut und Kraft.

Du köstliches Geschmeide
Vom tapfern Preußenland,
O Stadt, im Glück und Leide
Gleich fromm und treu erkannt,
Am Weichselstrom, am Meere,
14 Mein Danzig, festes Haus,
Erblüht von Glück und Ehre
Für dich ein neuer Strauß.

Wie tief auch noch versunken
Die alte Herrlichkeit,
In Aschen glimmt ein Funken,
Wir wecken ihn zur Zeit.
Es kommt ein Tag der Rache
Für aller Sünder Haupt;
Dann sieget Gottes Sache,
Das schauet, wer geglaubt.

Dann wollen wir erlösen
Die Schwester fromm und fein
Aus der Gewalt der Bösen,
Die starke Burg am Rhein,
4 Die Burg, die an den Straßen
Des falschen Frankreichs liegt,
In der nach ewgen Maßen
1 Erwin den Bau gefügt.

Indeß, du freies Wesen,
Gedeihe weit und breit,
Der Herr hat dich erlesen
Zum Zeichen für die Zeit.
Die Fürsten sollen kommen
Sammt ihrer Ritterschaft
Und lernen, sich zum Frommen,
Der Freiheit Wunderkraft.

In fester Mauern Mitte
Blüht eine frische Welt;
Da ward die milde Sitte
Zum Wächter wohl bestellt;
Die hat gar treu gehütet
Den anvertrauten Schatz;
Als rauher Sturm gewüthet,
Stand sie an ihrem Platz.

Nun gilts ein neues Bilden:
So komm in deiner Kraft
Aus himmlischen Gefilden
Zur Erde, Wissenschaft!
Man soll dich treulich pflegen,
Du theures Erb und Gut,
Daß noch im Vätersegen
Der freie Enkel ruht.

O komm in unsre Säle,
In unsre Schulen komm,
Mit rechter Treu uns stähle,
Und mach uns wieder fromm!
Es haben ja die Alten,
Die weisen bärtgen Herrn,
Den Glauben auch gehalten
Für alles Wissens Kern.

Frisch auf, du Bürgerjugend,
In Waffen tummle dich!
Das heiß ich rechte Tugend,
Zu kämpfen männiglich.
Der sei der Bürgermeister,
Der wohl die Waffen führt,
Im Rathe kühn die Geister,
Im Feld sein Heer regiert.

---

13. Auf den Tod der Kaiserin Beatrix. (Grabgesang. 1816.)

Töne milder, töne leise,
Tiefer Schmerz und Klagelaut!
Denn von ihrer Erdenreise
Rastet eine Gottesbraut.

Grüßet sie mit Friedenstänzen,
Engel, bringt ein weißes Kleid,
Bringet Palmen, sie zu kränzen,
Weil sie kommt aus hartem Streit.

Siegerin, genug gestritten
Hast du mit der bösen Macht,
Dulderin, genug gelitten
In der dunkeln Erdennacht.

Herz, du magst nun ruhn und rasten,
In dem stillen Gotteshaus,
Von den Wunden, von den Lasten,
Heldenherz, nun ruhe aus.

Wo die Palmen, wo die Kreuze,
Tod und Lebensbilder, stehn,
Soll der Traum von irdschem Reize
Und von irdscher Macht vergehn.

Aus dem Leid zur ewgen Wonne
Lenken Engel deinen Schritt,
Aus der Nacht zur hellen Sonne,
Selbst ein Engel, walle mit.

Milder töne, tief und leise,
Völkerschmerz und Klagelaut,
Denn von ihrer Erdenreise
Ruht hier eine Gottesbraut.

---

14. Christ ein Gärtner. (1814.)

Ein Gärtner geht im Garten,
Wo tausend Blumen blühn,
Und alle treu zu warten
Ist einzig sein Bemühn.

Der gönnt er sanften Regen,
Und jener Sonnenschein:
Das nenn ich treues Pflegen,
Da müssen sie gedeihn.

In liebenden Gedanken
Sieht man sie fröhlich blühn,
Sie möchten mit den Ranken
Den Gärtner all umziehn.

Und wenn ihr Tag gekommen,
Legt er sie an sein Herz,
Und zu den Selgen, Frommen,
Trägt er sie himmelwärts;

Zu seinem Paradiese
Zu seiner schönen Welt,
Die nimmermehr wie diese,
In Staub und Asche fällt.

Hier muß das Herz verglühen,
Das Weizenkorn verdirbt;
Dort oben gilt ein Blühen,
Das nimmermehr erstirbt.

Du Gärtner, treu und milde,
O laß uns fromm und fein
Zum himmlischen Gefilde,
Zum ewgen Lenz gedeihn!

---

15. Palmsonntag. (1816.)

Mildes, warmes Frühlingswetter,
Weh mich an, du laue Luft!
Allen Bäumen wachsen Blätter,
Veilchen senden süßen Duft.

Zu des alten Domes Hallen
Hell und menschenreich der Pfad;
Frohe Botschaft hör ich schallen,
Daß der Liebeskönig naht.

Eilet, geht ihm doch entgegen,
Wandelt mit ihm Schritt vor Schritt,
Auf den blutbesprengten Wegen
In dem Garten, wo er litt.

Habt ihr auch die Mär vernommen,
Wie der Frühling mit ihm zieht,
Und im Herzen aller Frommen
Süßes Wunder schnell erblüht?

Kindlein stehn mit grünen Zweigen
Um den heiligen Altar,
Und die Engel Gottes neigen
Sich herab zur Kinderschar.

Blüht empor, ihr Himmelsmaien,
Palmen blüht aus meiner Brust,
Christi Wege zu bestreuen,
Der euch hegt in Lieb und Lust.

---

16. An das Herz. (1816.)

Laß legen sich die Ungeduld,
Sei stille, Herz, nur stille!
Dort oben waltet Vaters Huld,
Der neige sich dein Wille.

Was schauest du so viel herum
Und hast so viele Worte?
Bald wird doch Alles still und stumm
An einer dunkeln Pforte.

Wir werden Alle stumm und still
In unsre Gräber ziehen,
Ob Einer dort sich regen will,
Vergebens ist sein Mühen.

Laß fahren Herz die Ungeduld,
Zur Ruhe mußt du kommen,
Und wirf dich in die Vaterhuld,
Das einzig bringt dir Frommen.

Und wenn wir dann so manches Jahr
Im stillen Grabe lagen,
Wird uns ein Morgen hell und klar
Am fernen Aufgang tagen.

Da stillt sich Durst und Ungeduld
In seinen rothen Gluten,
Da will des ewgen Vaters Huld
In Strömen niederfluten.

Drum sei nur stille, Herz, fein still,
Bald legen sich die Wellen,
Der Alles hat und geben will,
Wird deine Nacht erhellen.

---

17. Die gefangenen Sänger.

Vöglein, einsam in dem Bauer,
Herzchen, einsam in der Brust,
Beide haben große Trauer
Um die süße Frühlingslust.

Um das Wandern, um das Fliegen
In dem Thal von Zweig zu Zweig,
Um das Wiegen, um das Schmiegen
An die Liebste warm und weich.

Vöglein, singe deine Klagen,
Bis die kleine Brust zerspringt;
Herz, mein Herz, auch du wirst schlagen,
Bis dein letzter Ton verklingt.

Georg Scheurlin.

Dich preis ich, Vöglein, Kind der Halde,
Wie oft du schwingst im Morgenlicht,
Wie oft du trinkst den Thau vom Walde,
Wie oft dein Sang durch Wolken bricht.
Mein Sehnen ist mein einzig Schwingen;
Wie fern es zieht, — mich bannt der Ort;
Mein Dichten ist nur stilles Singen, —
Du schwebst auf leichten Liedern fort.

Georg Scheurlin.

Georg Scheurlin, geboren am 25. Febr. 1802 zu Mainbernheim in Unterfranken, ist der zweite Sohn eines Wundarztes. Schon in den Traum seiner Kindheit fiel der Tod seines Vaters und der unvermöglichen Mutter fehlten die Mittel in dem verwaisten Knaben mehr als nur die religiöse und gemüthliche Seite seines Innern anzubauen, da sie ohnehin auch noch für einen ältern Sohn und eine jüngere, von jeher kränkliche Tochter zu sorgen hatte. Der kleine Knabe lebte damals ein still-eigenes Leben und sein empfängliches Gemüth erfreute sich an der herrlichen Natur. Ihm gehörten die Wolken, die über das hohe Kirchdach seines Geburtsortes zogen, die Wellen des Baches, der seine heimatlichen Fluren bespülte, ihm gehörte das tiefe Geheimniß, das sich der Wald erzählte, wie das liebbelauschte Lied der Lerche oder Schwalbe. Dieses traumsinnige und gefühlsinnige Wesen scheint der Mann zum Theil als Erbe aus seinem Jugendalter beibehalten zu haben. Ein wackrer Menschenfreund und Scheurlins trefflicher Lehrer war der damalige Studienrektor und jetzige Geistliche Dr. Stellwag, der die reichen Anlagen des Knaben erkannte, achtete

und pflegte und namentlich dem frühzeitig erwachten poetischen Talente eine besondere Fürsorge widmete. Der väterliche Freund machte ihn nicht blos mit den Lieblingsdichtern der deutschen Nation vertraut, sondern eröffnete ihm auch das Verständniß und den Geist einiger fremden Sprachen. Wohl war es Wunsch und Streben des biedern Mannes seinen Zögling einer tiefern wissenschaftlichen Bildung zuzuführen und auch der Knabe glühte in Begeistrung bei dem Gedanken an einen künftigen Gelehrtenberuf. Allein alles Mühen scheiterte an der Klippe der Vermögenslosigkeit und die königlichen Stellen, an die sich der treue Lehrer gewendet, versagten die Unterstützung. Dem Jüngling blieb nur noch die Ergreifung eines Berufes offen, der von jeher seinen Dienern ein gleichweites Feld der Mühseligkeiten wie der Entsagung dargeboten hat: — er wurde Volksschullehrer und gehört seit seinem 16. Jahre diesem Stande an. Erst war er Gehilfe in seiner Vaterstadt, dann wurde er Lehrer in der von Liederkron'schen Erziehungsanstalt zu Erlangen (was wahrscheinlich Veranlassung zu den falschen biographischen Angaben in den verschiedenen Anthologieen gegeben hat) und jetzt ist er ein geschätzter Lehrer an der deutschen Schule zu Ansbach. Er blieb seiner alternden Mutter ein ebenso dankbarer Sohn, wie er der immer noch kränklichen Schwester eine treue brüderliche Stütze ist. Mit aufopfernder Hingebung seinem edeln Berufe lebend, ist er nicht im Stande mit dem sehr geringen Gehalt seine zahlreiche Familie zu ernähren, weshalb er den Unterhalt der Seinigen durch Nebenverdienste zu sichern sucht, die er als tüchtiger Lehrer der theoretischen und praktischen Musik, wie der Zeichen- und Malerkunst zu erwerben weiß. Ueberdies liegt ihm die Redaktion des Ansbacher Tageblatts ob, die fast allein schon die Arbeit eines Mannes in Anspruch nimmt.

Das irdische Geschick des Dichters hat dessen glühender Liebe für Kunst und Literatur schon in der Wiege den Schmerz der Entsagung beigelegt und das Glück hat dem bescheidenen Jünger der lyrischen Muse bis heute noch nicht gelächelt, indem alle Versuche, eine sorgenfreie Stellung zu erringen und so mit Muße den

Musen leben zu können, immer gescheitert sind. Es fehlt dem edlen Mann und dem talentvollen, kindlichgemüthlichen und ernstmilden Lyriker der glänzende Name oder statt dessen ein Mäcen. Vielleicht ist der Augenblick nicht mehr ferne, wo das schöne Streben belohnt und die edle Sehnsucht befriedigt wird. Der Dichter braucht ja doch nur ein wenig Himmel, etwas Luft und ein kleines Stückchen Erde, um selig zu träumen und dem Werke, das ihm jahrelang geistig vorschwebt und auf Erlösung harrt, Gestaltung und Leben zu verleihen. König Ludwig von Bayern, schon vor Jahren auf Scheurlin's lyrische und schönwissenschaftliche Leistungen aufmerksam geworden, eröffnete dem Dichter die erfreuliche Aussicht auf anderweitige geeignete Verwendung. Wir hoffen um so mehr, daß diese Aussicht bald in Erfüllung gehe, weil der König die Dichtkunst selbst schätzt und liebt und das bayerische Regentenhaus früher und auch in jüngster Zeit wieder selbst weniger poetische Talente unterstützt hat, die andern Staaten angehören.

Scheurlin spielt eine zartbesaitete Leier, der er vorherrschend elegische Töne entlockt; er singt in einfachen, oft rührenden Herzensweisen, in denen wir nicht selten die tiefe Sehnsucht nach jener Freiheit und jenem Lichte erkennen, welche die belebenden Elemente der Musen sind. Das Vöglein, das der Himmel speist, übt sorgenfrei seine Kunst und singt, zu Gottes Tisch geladen, der Freiheit Lied im Morgenroth. Ist aber der kleine Sänger gefangen, dann tönen schmerzliche Akkorde

„Die aus dunkelm Käfig zittern,
Wenn der Lenz mit lichtem Worte
Weckend kost vor seinen Gittern! —
Wie das Jauchzen seiner Kehle
Wollen diese Lieder mahnen
An so tiefbeengter Seele
Schmerzenselges Frühlingsahnen".

Die Gedichte, welche Scheurlin in verschiednen Musenalmanachen abdrucken ließ, fanden Anklang und Verbreitung. Durch die beiden Dichtungen: „Das Glöcklein im Herzen" und „Schnee-

glöckchen" ist er schon längst von den Kindern gekannt und geliebt und die Lieder: „Treuer Tod", „Die Nacht", „Frühlingsahnung", „Der Abend am See" u. a. sind ganz vortrefflich geeignet, ihm auch die Herzen der Erwachsenen in Liebe zuzuwenden. Die hohen Muster, welche in der Sammlung der „Gedichte" noch öfters durchleuchten, geben keinen Grund zu einem ernstlichen Tadel; eher dürfte zu rügen sein, daß sich der Dichter hie und da im Ausdruck geirrt hat.

Schriften: Gedichte. Ansbach 1851. (Zum ersten Mal gesammelt). — Beiträge zur „Charitas, Festgabe von K. Fernau". Regensburg 1845 und 46. (Der Dichter hat sich darin auch als Novellist bewährt).

18. Schneeglöckchen.

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus,
Schneeglöckchen läutet: Heraus, heraus!
Heraus, ihr Schläfer in Flur und Haid,
Es ist nicht fürder mehr Schlafenszeit;
Ihr Sänger hervor aus Feld und Wald
Die Blüten erwachen und säuseln bald;
Und wer noch schlummert im Winterhaus,
Zum Leben und Weben heraus, heraus! —

So tönt Schneeglöckchen durchs weite Land,
Da hörens wohl Schläfer allerhand;
Und es läutet fort zu Tag und Nacht,
Bis endlich allesammt aufgewacht,
Und läutet noch immer und schweigt nicht still:
Ob nicht dein Herz auch erwachen will? —

So öffne nun doch den engen Schrein,
Zeuch aus in die junge Welt hinein;

In das große, duftige Gotteshaus
Erschwing dich, o Seele, und fleug hinaus
Und halte Andacht und stimme erfreut
In das volle, süße Frühlingsgeläut! —

---

19. Frühlingsahnung.

Wenn es wieder will Frühling werden,
Da fallen die Blumen herab auf Erden,
Die Berge knien am Himmelssaum,
Die Thäler klingen, die Quellen schlagen,
Kein Schmerz hat Thränen in diesen Tagen,
Kein Herz zu trübem Sinnen Raum.
Gott Vater geht durch die Schöpfung still,
Wenn wieder Frühling werden will.

Und soll dir Frühling im Herzen blühen,
So mußt du wandern, so mußt du ziehen
Mit jungen Liedern im Morgenschein;
Und fühlst dus regen, und fühlst es dringen,
Mit seligen Armen dich umschlingen,
Und Erd und Himmel und Alles dein,
Und Gottes Wandeln durch dein Gemüth, —
Dann, Herz, erjauchze: dein Frühling blüht.

---

20. Das Glöcklein im Herzen.

Es pocht dein Herz den ganzen Tag;
Was es nur meinen und sagen mag?
Es pocht dein Herz die ganze Nacht,
Hast du das, Kindlein, schon bedacht?
Und pochts so lang, oft laut, oft still,
Hast du gefragt, was Herzchen will? —

Ein rührig Glöcklein ist es eben,
Vom lieben Gott dir zu eigen gegeben;
Er hings an deiner Seelen Thür
Und läutet es selber für und für,
Und stehet draußen und harret still,
Ob ihm dein Glaube öffnen will,
Und läutet fürder und harret fein
Du wollest rufen: „Herein, herein!"

So pocht dein Herz wohl Tag für Tag,
Und endlich so thuts den letzten Schlag,
Und mit dem letzten, den es gethan,
Da pocht es selber am Himmel an,
Und stehet draußen und wartet still,
Ob ihm Gott Vater wohl öffnen will,
Und stehet draußen und harret fein,
Er wolle rufen: „Herein, herein!"
Und sprechen: „Komm nur mein lieber Gast,
Ich fand bei dir auch fromme Rast;
Wie du gethan, so gescheh dir heut:
Geh ein in des Himmels ewige Freud!"

---

21. Ziehen und halten.

Wohl scheiden Thal und Hügel,
Und was da rauscht und rinnt,
Mein sehnend Herz von deinem
Du süßes, zages Kind,

Ich möcht von hinnen ziehen,
Doch immer hält michs nah;
Ich steh an deiner Seite,
Weiß nicht, wie mir geschah.

So schäumt der Main gen Westen,
So braust der Rhein gen Nord;
Doch gehn sie Eins zum Meere: —
Wer löst das tiefe Wort?

---

22. Der Abend am See.

Die Sonne tauchet leise
Zum blauen See hinein,
Die goldnen Wellenkreise
Erglühn vom Widerschein.

Im Nachen, der gelinde
Bewegt am Ufer liegt,
Vom ältern Fischerkinde
Ein jüngres wird gewiegt.

Die Mutter kehrt zurücke
Und schürt des Herdes Brand,
Mit Gruß und süßem Blicke
Hinaus zum Kahn gewandt.

Der junge Fischer richtet
Die Netze mit Bedacht,
Die Tonnen stehn geschichtet
Zum Fange für die Nacht.

Großvater, dem ins Kühle
Den Lehnstuhl sie gerückt,
Ist auf dem weichen Pfühle
In Schlummer eingenickt.

Vom nahen Hügel schwanket
Ein morsches Kreuz ins Thal;
Mit wildem Grün umranket, —
Ein schlichtes Todtenmal.

Es sieht dem warmen Weben
Im Thale sinnend zu:
„Dort ist so schön das Leben,
Als selig hier die Ruh“. —

---

23. Die Nacht.

Es zieht die Nacht so tief, so schön,
Den fernsten Himmel legt sie offen,
Und wer sie Frühlings mag durchgehn
Mit einem stillen, süßen Hoffen, —

Dem blüht sie auf, ein strahlend Weib,
Das Antlitz halb im Wolkenschleier,
Den Sternengürtel um den Leib, —
Und durch die Welt ist stumme Feier.

Und wer auf weichem Flaume will,
Verlornes in Erinnrung säumen,
Dem naht die Nacht und schmücket still
Sein eng Gemach mit leisen Träumen.

Und wem der Tag in Sorgen schwand,
Wer nicht sein kleines Glück gefunden,
Dem legt die Nacht die weiche Hand
Zu mildem Frieden auf die Wunden.

Sie hat für Jeden Trost und Huld,
Der ihren Segen mag erfassen,
Und nur ein Herz in seiner Schuld
Ist doppelt in der Nacht verlassen.

24. Treuer Tod.

Wir zogen miteinander,
Hornist und Musketier,
Vier Arme, wenn wir stritten,
Zwei Füße, wenn wir schritten,
Ein Herz, wenn im Quartier.

Wir hielten fest zusammen,
Was immer mochte sein;
Sobald mein Horn sich rührte,
Da focht und da marschirte
Der Brave hinterdrein.

Bis auf das Feld von Lützen,
Da traf die Kugel recht,
Da lag in seinem Blute
Der treue und der gute,
Der tapfre Landesknecht;

Und sprach: Daß Gott genade,
Mir kommt die letzte Noth!
Nun deck mich zu mit Rasen
Und thu das Lied mir blasen:
„Wohl starb er treuen Tod“.

Ich nahm ihn in die Arme,
Die Augen schloß er sacht; —
Ob er, ob ich geschieden? —
Wir lagen Beid in Frieden
Und tief auf uns die Nacht.

Drauf deckt' ich ihn mit Rasen,
So wie er mir gebot,
Und blies mit hellen Zähren
Ihm übers Grab zu Ehren:
„Wohl starb er treuen Tod.“

Als wir nun heimwärts zogen,
Die Fahne flog im Wind —
Da jauchzten Väter, Brüder,
Da drängte durch die Glieder
Ein Weib mit ihrem Kind.

Sie forschte rings und winkte
Mit Augen thränenroth;
Das Herz schier wollt' mir brechen,
Ich blies, nicht konnt' ich sprechen:
„Wohl starb er treuen Tod“.

Joh. Christoph Friedr. v. Schiller.

Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin.

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht von wannen er kommt und braust;
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Friedr. v. Schiller.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde am 11.*) Nov. 1759 in dem würtemb. Landstädtchen Marbach (1 Meile von Ludwigsburg) geboren. Sein Vater, Johann Caspar Schiller, ein schlichter, strengrechtlicher Mann von unermüdlicher Thätigkeit und militärischer Dressur, ging 1745 als Wundarzt mit einem bayerischen Husarenregimente in die Niederlande, trat später als Fähndrich und Adjutant ins Regiment Prinz Louis und kämpfte im 7jährigen Kriege mit Oestreich gegen Preußen. In Böhmen pflegte er die Kranken und Verwundeten und vertrat beim Gottesdienst die Stelle eines Geistlichen, indem er Gebete vorlas und den Gesang leitete. Fern der Heimat, in Thüringen und Hessen, benützte er die freie Zeit, um seine mangelhafte Jugendbildung möglichst nachzuholen. Nach beendigtem Kriege kehrte er in sein Quartier zu Ludwigsburg

---

*) „Nicht den 10ten, wie bis heute einstimmig gesagt wird. Notiz des Hrn. Oberamtsrichters Rooschütz zu Marbach." (G. Schwab.)

zurück, wo er sich eine Baumschule anlegte und später mit Beihilfe fremder Redaktion sogar ein Werk über Baumzucht schrieb. In seinem Greisenalter wurde ihm noch die Freude zu Theil, seinen Sohn im vollen Glanze seines Dichterruhmes zu sehen, der dem glücklicheu Vater aus der Ferne her die Manuscripte erst zusandte, bevor sie in die Verlagsbuchhandlung gegeben wurden. Die Mutter des Dichters war eine milde, gefühlvolle, anspruchslose Frau, voll aufopfernder Liebe und begabt mit gottesfürchtigem, frommem, gläubigem Sinn. Sie las gern die Bibel, Klopstocks Messiade, Paul Gerhards herrliche Lieder und Gellerts geistliche Schriften: In der Tugend, der Religiosität und strengen Sittlichkeit stimmte ihr Gatte ganz mit ihr überein. Leidenschaftlich soll sie das Spiel der Harfe geliebt und am Neujahrstage 1757 ihren Gatten sogar mit einem selbst verfaßten Gedichte begrüßt haben, das in Form, namentlich aber in Gehalt besser ist als viele lyrische Erzeugnisse moderner Dichterlinge *).

Von solchen Eltern wurde Schiller geboren und erzogen. In Gestalt und Geist war er fast ganz das getreue Ebenbild seiner guten Mutter. In seiner Jugend hatte er mit allen möglichen Kinderkrankheiten zu kämpfen und auch in männlichen Jahren war er oft und lange leidend. Schon in seinem 5. Jahre hörte er aufmerksam zu, wenn sein Vater im Familienkreise Etwas vorlas. Gern hörte er die Prophezeiungen der Bibel lesen und sprang eilends vom Spiele weg, wenn der Vater den Morgen- oder Abendsegen betete. Mit gefalteten Händchen, den blauen, gen Himmel erhobenen Augen und dem von hochblonden Haaren umwallten

---

*) „O hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden
Und Rosen nebenbei! Dann hätt' ich dir gewunden
Im Blütenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch als der am Hochzeittage war.

Ich zürne traun, daß itzt der kalte Nord regieret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch eines frieret nicht, es ist mein liebend Herz,
Dein ist es, theilt mit dir die Freuden und den Schmerz."

ausdrucksvollen Kinderantlitz soll der kleine Beter einem Engel geglichen haben. Was der Vater begonnen, das setzte die Mutter fort. Sie las ihren Kindern (Friedrich und dessen 2 Jahre älteren Schwester) aus dem neuen Testamente, dem Gesangbuch und ihren oben erwähnten Lieblingsdichtern. An Sonntag-Nachmittagen ging sie gewöhnlich mit ihren Kleinen zu den nahewohnenden Großeltern. Auf dem Wege dahin pflegte sie das Evangelium auszulegen, worüber kurz vorher in der Kirche gepredigt worden war. An einem Ostermontag sprach sie über Christus, wie er in Begleitung zweier Jünger nach Emaus wanderte. Die beiden Geschwister, tief davon ergriffen, vergossen heiße Thränen. 1765 wurde Schillers Vater vom Herzog Karl als Werboffizier nach Schwäbisch-Gmünd geschickt, durfte aber seinen Aufenthalt im Dorf und Kloster Lorch nehmen. Hier ertheilte ihm der Pfarrer Moser — den er später in seinen Räubern so wohlwollend geschildert hat — den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben und in den altklassischen Sprachen. Die Eindrücke, welche das Leben im Pfarrhause auf den Knaben machte, erweckten in ihm den nachher mit großer Vorliebe genährten Plan sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er schätzte sich so glücklich, seinem Vaterlande einmal als Gottesgelehrter dienen zu können, sah aber mit seinem Eintritt in die Militärschule seinen Lieblingsplan, Theologie zu studiren, auf einmal vernichtet. Und doch wurde Schiller, wie Hoffmeister bemerkt, „dem Wesen nach wirklich ein Prediger, aber nicht von der Kanzel, sondern von der Schaubühne herab, nicht vor einer confessionellen Gemeinde, sondern ein Prediger vor der großen Menschenfamilie".

1768 wurde der alte Schiller wieder von seinem Posten abberufen und der Garnison Ludwigsburg einverleibt, wo der Knabe mit seinem Jugendfreunde Karl Moser die lateinische Schule besuchte. Als 1770 Schillers Vater als Garteninspektor nach dem Lustschlosse Solitude versetzt wurde, übergab er seinen Sohn der Aufsicht und Erziehung des Magisters Jahn. Dieser beschwerte sich bald, daß „der Knabe noch gar keinen Sinn für Religion habe". Dem war aber nicht so; er hatte religiösen Sinn, nur

nicht für die leblose Dogmatik ꝛc., womit er geplagt wurde. Luthers Glaubenslied: „Ein' feste Burg ist unser Gott", Paul Gerhards: „Befiehl du deine Wege" ꝛc., dann Gellerts Lieder, wußte er auswendig. Mit großem Eifer las er auch zu Hause die Bibel, namentlich die Psalmen, die Propheten ꝛc. Sehr gern verschenkte Schiller seine Sachen an ärmere Kameraden, büßte aber oft zu Hause seine edle Freigebigkeit durch körperliche Züchtigung. In seinem 9ten Jahre sah er zum ersten Male in Ludwigsburg ein glänzendes Theater. Dieses machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er bis zu seinem 14. Jahre dramatische Scenen mit ausgeschnittenen Puppen aufführte und Plane für verschiedene Trauerspiele faßte.

Nachdem Schiller konfirmirt war und seinen Cursus in der lateinischen Schule beendigt hatte, kam er nicht in eines der niedern theologischen Seminare, sondern gegen seinen Willen auf herzoglichen Befehl auf das Lustschloß Solitude in die militärische Pflanzschule, ein auf militärischem Fuß eingerichtetes weitläufiges Lehr- und Erziehungsinstitut, welches eine Lieblingsschöpfung des Herzogs war, aus der später die Karlsakademie in Stuttgart hervorging, an der 50 Professoren Vorlesungen hielten. In der ersten Zeit des Bestehens dieser Anstalt waren sämmtliche Zöglinge in zwei Klassen (Kasten) getheilt. Die adelige Klasse bestand meistens aus adeligen Offizierssöhnen, die „Kavaliere" hießen, während die bürgerliche größtentheils Soldatenkinder enthielt, die den Namen „Eleven" führten. Jene waren vorzugsweise zum Militärdienste, diese aber für Künste und Handwerke bestimmt. Als endlich alle Wissenschaften, mit Ausnahme der Theologie in das Bereich der Karlsschule gezogen wurden, da brachte man die Schüler in wissenschaftlicher und technischer Beziehung nach den Lehrgegenständen in 24 Divisionen und die Karlsakademie umfaßte nun Gymnasium, Kadetten- und Gewerbeschule, Kunstakademie und Universität. Schiller gehörte zur ersten Division, oder zu den Juristen, trat aber bald in die fünfte, d. i. die Division der Mediciner, über, weil ihm die juristischen Studien nicht zusagten. Einer seiner

Lehrer hielt ihn sogar für einen Menschen ohne Talent, aber der Herzog, geübt im Abwägen geistiger Kräfte, sagte: „Laßt mir diesen nur gewähren, aus dem wird etwas!" Meister im Lateinischen und begeistert von Virgil's Aeneide suchte er dieselbe in deutschen Hexametern nachzubilden. Klopstocks Oden und dessen Messiade erfüllten die Seele des Jünglings mit frommen Gefühlen und gaben seinem poetischen Genius die erste mächtige Anregung. Das Religiöse und das Menschlicherhabene in Klopstocks Poesie erweckte aber auch wieder Schillers Liebe zum geistlichen Stande. Im religiösen Drange griff er zur Bibel, stärkte und erquickte sich an deren „Geschichten, Wahrheiten und Gesängen in lutherischer Kraftsprache". Wie Klopstock den die Welt erlösenden Messias, so wollte Schiller den israetitischen Gesetzgeber Moses episch verherrlichen. Um diese Zeit dichtete er auch die beiden lyrischen Gedichte: „Der Abend" (1776) und: „Der Eroberer" (1777), in denen er seinem Lieblingsdichter Klopstock nachahmte, und die er einige Jahre später selbst mißbilligte mit den Worten: „O damals war ich noch ein Sklave Klopstock's". Reges poetisches Leben entstand in Schiller und seinen gleichgesinnten Freunden (v. Hoven, Scharffenstein, Petersen ꝛc.) in der Anstalt, obwohl aus Furcht ganz im Geheimen. Schiller las nun Goethe's „Goetz", Gerstenberg's „Ugolino", dann Lessing, Uz, Haller und als Goethe's „Werther" durch die eisernen Pforten der Akademie gedrungen war, erregte er gleich einem übers Meer fahrenden Sturm in den jugendlichen Gemüthern den Dichtungstrieb zu schwellenden Wogen auf. Ritterstücke, Schauspiele, Romane und Tragödien wurden gedichtet. Schiller dichtete die Tragödie: „Der Student von Nassau", die er, wie ein dem Julius v. Tarent nachgeahmtes Trauerspiel: „Kosmus von Medicis", selbst vernichtete. Durch seinen Lehrer v. Abel und durch die Wieland'sche Uebersetzung Shakspeare's ward Schiller mit dem genialen Britten bekannt. „Gleich dem gewaltigen, felsenentstürzenden Strom ergriff dieser mächtige Geist sein ganzes Wesen und gab seinem Talente die entschiedene Richtung zum Dramatischen". Als Goethe mit dem Herzoge von Weimar die Pflanzschule be-

suchte, hätte sich Schiller gar gerne dem gefeierten Genius genähert und bemerkbar gemacht, der von dem Karlsschüler Nichts wußte. Damals ahnte weder Goethe noch Schiller, daß eine Zeit komme, in der ihre Herzen in reinster Freundschaft einander entgegenschlügen und in der Beide die Herrschaft im Reiche der Poesie theilen würden.

Schon in seinem 16. Jahre lieferte Schiller wissenschaftliche Beiträge in Zeitschriften; denn „früh übt sich, was ein Meister werden will" (Tell). Sein Geist nahm immer mehr eine philosophische Richtung. 1778 lieferte er eine schriftliche Probearbeit, die von der Philosophie der Psychologie handelte. Eine weitere Abhandlung: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" eröffnete 1780 dem Canditaten der Medicin die Pforten aus der Akademie in die Welt, in das Leben. Zu Ende dieses Jahres wurde er als Regimentsmedicus beim Regimente Augé angestellt, wodurch er aber doch in den strengen Banden militärischer Verhältnisse blieb. In der Karlsschule, in der Schiller die Welt nur durch das Fernrohr kennen lernte, wurden seine „Räuber" fast ganz im Manuscripte vollendet. Der junge Regimentsarzt fand keinen Verleger für dieselben, er mußte sie daher in Selbstverlag nehmen und auf eigne Kosten drucken lassen, wodurch er sich 150 Gulden Schulden machte; denn der arme Autor mußte das Geld dazu borgen. Die Ausgabe erschien mit dem „bedenklichen" Motto: „in Tyrannos" und dem Bilde eines aufsteigenden zornigen Löwen auf dem Titelblatte. Das Buch sah aus wie die auf graues Fließpapier gedruckten „Mordgeschichten und Lieder aus Reutlingen, die von Hausirern herumgetragen werden". Die Erzählung eines durch seinen verstoßenen Sohn geretteten Vaters, welche im Schwäbischen Magazin stand, gab Schiller die äußere Veranlassung zu seinen Räubern, die er anfangs auch: „der verlorene Sohn" betiteln wollte. Die Räuber gaben Schillers Leben die poetische Richtung, sie beurkundeten des Jünglings entschiedene und vortreffliche Anlagen zum Drama. Gewaltig war die Wirkung, ungeheuer der Beifall, welche durch

die Räuber hervorgerufen wurden, ja hervorgerufen werden mußten, weil der Dichter darin sich der herrschenden Zeitideen zu bemächtigen und sie poetisch zu vertreten und darzustellen strebte, wodurch er allerdings gegen alles Bestehende ankämpfte *). Schiller machte zunächst seinem langen unterdrückten Selbstgefühle und seinem verhaltenen Unmuthe Luft. „Die Räuber“, sagt Hoffmeister, „sind der Angstruf eines Gefangenen nach Freiheit. Sie sind der ausgepreßte schmerzensvolle Laut des Unwillens einer starken Seele, und insoweit ist ihr geistiger Boden ganz Natur, ganz lyrische Wahrheit“. Im Karl Moor entwirft uns der junge Dichter ein getreues, lebensfrisches Gemälde seines eignen Seelenzustandes während seines Aufenthaltes in der Karlsschule. „Seinen Karl Moor fühlte der Dichter, seinen Franz Moor dachte er“. Jener ging aus der gerechten Empörung einer mit Gewalt niedergehaltenen sittlichen Natur, dieser aus den Verirrungen der Spekulation hervor; sind auch die Charaktere wie das ganze Stück als Kunstwerk mehr oder weniger verfehlt, hascht der Dichter gar häufig nach Effekt, gefällt er sich mit Kraftphrasen zu renommiren, in leidenschaftlichen Ausbrüchen, in schrankenlosen Uebertreibungen sich zu ergehen; so sind sie doch ein Bühnenstück und ein Lieblingswerk der deutschen Jugend geworden und bis heute geblieben und nicht ganz ohne Grund: denn der lebhafte Gang der Handlung und der Reichthum wahrer Empfindung wird trotz der bedeutenden Fehler des Ganzen stets ansprechen. Kein Beurtheiler des Stücks war so streng wie der Dichter selbst. Sagte doch Schiller schon, als er die Räuber dichtete: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Henker absolut verbrannt werden muß“, und später: „Wenn von allen Flugschriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich 2 Jahre vorher mir anmaßte Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete“ 2c. Die Räuber waren anfangs

*) Ein deutscher Fürst äußerte sich gegen Goethe: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriffe die Welt zu erschaffen, und hätte in dem Augenblicke vorausgesehen, daß Schiller's „Räuber“ darin würden geschrieben werden: ich hätte die Welt nicht erschaffen“. (Eckermann 1. S. 29.)

nicht für die Bühne geschrieben. Der Reichsfreiherr v. Dalberg, Intendant des von ihm gestifteten Mannheimer Theaters, das geraume Zeit als die Pflanzschule der dramatischen Kunst in Deutschland galt (denn treffliche Kräfte: Iffland, Beck, Beil ꝛc. wirkten hier), wurde von dem Buchhändler Schwan auf die Räuber aufmerksam gemacht und forderte den Dichter auf sie bühnengerecht zu bearbeiten. Schiller unterzog sich der Arbeit mit Freuden und im Januar 1782 konnte er, freilich im Geheimen, bei der Aufführung in Mannheim zugegen sein, auf die er sich „wie ein Kind freute". Auch bei der zweiten Aufführung war er ohne Urlaub anwesend, wofür er militärisch mit Arrest büßen mußte. Während dieses Arrests entwarf er den Plan zu „Luise Millerin" oder „Cabale und Liebe" und faßte die Idee zur „Verschwörung des Fiesko". Noch im Jahr 1781 besorgte der thätige Dichter einen Musenalmanach: „Anthologie für das Jahr 1782", worin er auch viele seiner lyrischen Gedichte abdrucken ließ, nämlich die Lauralieder, „die Schlacht", „die Kindesmörderin", „die Leichenphantasie" ꝛc., wie seine früheste Ballade: „Graf Eberhard der Greiner". Die Anthologie, wie die erste Auflage der Räuber, erschien annonym. Der fürstliche Erzieher sah in Schiller immer noch den Zögling der Karlsschule und hoffte dessen poetisches Talent in eine von ihm vorgeschriebene Bahn zu leiten. Er verlangte jedesmal die poetischen Arbeiten Schiller's vor dem Druck zur Durchsicht und verbot endlich dem jungen Dichter bei Strafe der Festung, etwas Anders als Medicinisches drucken zu lassen. Der herzogliche Censor und geistliche Vormund, welcher nun nicht mehr den väterlichen Freund und Rathgeber, sondern den befehlenden, strengen Herrscher aus sich sprechen ließ, ferner die Beschränkung schriftstellerischer Thätigkeit auf ein einziges Feld und die nahe Aussicht auf ein Logis in Hohenasperg, bestimmten Schiller zur Flucht. Seinem kühnaufstrebenden Dichtergenius opferte er Familie und Vaterland. Während der Hof auf glänzende Feste dachte und die Stadt mit Zubereitungen für den Empfang des Großfürsten Paul und seiner Gemahlin, einer würtemb. Prinzessin, beschäftigt

war, sagte Schiller in einer schönen Sommernacht auf lange Zeit seinem Vaterlande Lebewohl. Er flüchtete sich mit seinem aufopferungsfähigen Freunde Streicher, einem jungen Musiker, der ihn theilweise mit Geld unterstützte. Jener reiste als Dr. Wolf, Schiller als Dr. Ritter. So kamen sie nach Mannheim, wo sie wochenlang blieben und als Baron von Dalberg immer noch in Stuttgart verweilte, beschlossen beide Freunde eine Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt zu unternehmen. Am Abend des andern Tages kamen sie nach 12stündigem ungewohntem Marsch in Darmstadt an. Schiller war am folgenden Morgen nicht ganz wohl, trat aber doch den Weg nach Frankfurt an. Seine Füße wollten ihn nicht mehr tragen, er brach vor Mattigkeit zusammen und legte sich unter ein schattiges Gebüsch in einem Wäldchen ins Gras, um sich durch einige Stunden Ruhe und Schlaf zur Weiterreise zu stärken. „Hier lag der edelste Dichter, welcher bald der Ruhm seines Volkes werden sollte, arm, hilflos, entkräftet, ohne Heimat und ohne Aussicht". Der Schlummer erbarmte sich seiner. Mit anbrechender Dämmerung kamen die Genossen in Sachsenhausen an, wo sie sich ein Logis mietheten. Von hier schrieb Schiller einen Brief an Dalberg mit der Bitte um 300 fl. Vorschuß, worauf aber Dalberg nicht einging, weil die Umarbeitung des Fiesko fürs Theater erst geschehen müsse, bevor er sich nur weiter erklären könne. Die unerwartet kalte Zurückweisung seines bisherigen Beschützers ließ den Dichter ohne Trost und ohne Unterstützung. Als Streicher Geld von zu Hause erhielt, brachen sie von Frankfurt auf und fuhren mit dem Marktschiff nach Mainz, des andern Tages reisten sie nach Worms und dann nach Oggersheim, 1 St. von Mannheim, wo sich Schiller als Dr. Schmidt im Wirthshaus zum Viehhof einmiethete, um den Herbst über ruhig arbeiten zu können. Als aber Ende Novembers Dalberg erklärte: „daß das Trauerspiel (Fiesko) auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne", da fühlte sich Schiller ganz niedergeschmettert. Er bot dem Buchhändler Schwan den Fiesko

an, der ihn druckte und 11 Louisd'or dafür honorirte, die zur Tilgung seiner Wirthshausschuld und zur Reise nach Bauerbach (einem Dörfchen bei den Ruinen des alten Schlosses Henneberg) nothdürftig hinreichten. In Bauerbach nämlich bot ihm Frau v. Wolzogen, die Mutter eines Freundes von Schiller, (welche ihrer Kinder wegen in Stuttgart wohnte), eine Freistätte an. Von da aus schrieb er an Schwan (8. Dez. 1782), daß er sich vorkomme, wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft. Den Winter über wollte er nur Dichter sein und dann ernstlich und für immer zur Medicin zurückkehren. In Bauerbach hatte er mit Niemand Umgang als mit dem Verwalter des Gutes. Der Bibliothekar Reinwald in Meiningen, Schillers Freund und nachmaliger Schwager, kannte die Lage des geheimnißvollen Fremdlings, versorgte ihn mit Büchern und besuchte ihn auch zuweilen. Auf seiner literarischen Wartburg war Schiller mit poetischen Arbeiten, „Luise Millerin“ und „Don Carlos“ beschäftigt und in Entwürfe (Maria Stuart, Conradin von Schwaben) vertieft. Im Januar 1783 wurde die „Luise Millerin“ fertig. Nach 7monatlichem Aufenthalt in Bauerbach ging Schiller wieder nach Mannheim; denn Dalberg hatte ihm unterdessen „auf eine verbindliche Art Entschuldigungen über seine Untreue gemacht“ und neue Anträge gestellt. Bei Schwan fand Schiller Briefe von Wieland, die zeigten, daß dieser „warm für ihn fühlte und groß von ihm urtheilte“. Dalberg war wie umgewandelt, behandelte Schillern mit größter Achtung und stellte ihn als Theaterdichter an, vorläufig und auf Schillers Wunsch vom 1. Septr. 1783—84, also auf 1 Jahr. Als Schiller vom kalten Fieber, das ihn längere Zeit gequält, wieder befreit war, fand er in Schwans und Dalbergs Haus seinen liebsten Umgang und oft die ausgesuchteste Gesellschaft. Mißverhältnisse mit den Schauspielern bestimmten ihn Mannheim zu verlassen. Durch die Herausgabe der „Rheinischen Thalia“ (1784), einer periodischen Schrift, wollte er zwischen sich und dem Publikum ein Band der Freundschaft knüpfen. Das Publikum sollte ihm jetzt Alles sein: Studium, Souverän und Vertrauter.

Er sagt: „Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht ich und verehr ich". Er wollte keine andere Fessel mehr tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron mehr appelliren als an die menschliche Seele. Im ersten Hefte der Thalia wurden einige Scenen aus „Don Carlos" abgedruckt. Während des Besuchs des Herzogs von Weimar am landgräflichen Hofe zu Darmstadt brachte es Dalberg dahin, daß Schiller diese Scenen des Carlos daselbst am Hofe vorlesen konnte, wodurch er zuerst in die Sphäre der höheren und feinern Gesellschaft eingeführt wurde. Die liebenswürdige Landgräfin zeigte viel aufmunternden Antheil beim Vorlesen und der Herzog von Weimar, „an das Vortreffliche gewöhnt", verlieh dem Dichter den Titel eines herzogl. weimarischen Rathes. In Mannheim erhielt Schiller ein Paket aus Leipzig. Ganz fremde Personen schrieben ihm Briefe voll Wärme und Leidenschaft für ihn und seine Schriften. Es war Körner (Vater des Dichters Th. Körner), dessen Braut, deren Schwester und L. F. Huber, die ihm diese freundliche Ueberraschung bereitet. Von einem Kreise so lieber theilnehmender Menschen nach Leipzig eingeladen, sehnte sich Schiller bald nach persönlicher Bekanntschaft mit denselben. Im Frühling 1785 reiste er nach Leipzig, fühlte sich glücklich, solche Freunde gefunden zu haben, verlebte einige Sommermonate in Gohlis, einem Dorfe ¼ St. von Leipzig, wo er sein Lied: „Freude, schöner Götterfunken" rc. dichtete. Als Körner im Nachsommer (1785) als Appellationsrath in Dresden angestellt wurde und mit seiner jüngst angetrauten Frau und mit Huber dahin abging, da folgte auch Schiller den theuern Freunden und blieb bis 1787 in deren Kreise, theils in Dresden, theils in Körners Gartenwohnung auf dem Lande. Don Carlos wurde hier beendigt, aber auch ganz umgestaltet.

Frau von Kalb, die ihren Aufenthalt in Mannheim mit Weimar vertauscht hatte, lud den Dichter ein nach Weimar zu kommen. Schiller folgte der Einladung und kam an den Ort, wo der treffliche Fürst residirte und viele große Männer lebten, die

der Stolz Deutschlands waren. Er wähnte in Griechenlands Ebenen zu wandeln, gedachte im Weimarischen endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten und daselbst sein Leben zu beschließen. Mit Wieland vertraut, lieferte er Beiträge in dessen deutschen Merkur. Im Mai 1788 zog Schiller auf 1 Sommer nach Volkstädt, ½ St. von Rudolstadt, denn in Rudolstadt wohnte Charlotte v. Lengefeld, welche des Dichters Herz gewonnen hatte und später dessen Lebensgefährtin wurde. Schon in Weimar hatte Schiller unter Wieland's Augen „die Götter Griechenlands" gedichtet, die Fritz v. Stolberg heftig bekämpfte und tadelte. Hier beschäftigte er sich mit ernsteren klassischen Studien, mit Philosophie (das eigentliche Studium der Kantischen Philosophie fällt jedoch nicht vor 1791) und Geschichte, schrieb an seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande", trug sich mit dem „Geisterseher" herum, übersetzte an „Euripides" und begann „die Künstler", die er in Weimar vollendete und 1789 dem Merkur übergab. Als Goethe (1788) aus Italien zurückkam, sah ihn Schiller im Lengefeld'schen Hause. Obwohl er seine große Idee von ihm behielt, zweifelte er doch, daß sie sich sehr nahe rücken würden. Wieland liebte er, mit Herder hatte er weniger Umgang, achtete ihn aber als Mensch und Schriftsteller sehr hoch.

1789 wurde Schiller Docent der Geschichte an der Universität Jena, vorläufig ohne allen Gehalt; bald aber erhielt er eine außerordentliche Professur und einen Jahrgehalt von 200 Thlrn. Er eröffnete seine Vorlesungen vor mehr als 400 Zuhörern, machte aber wegen Ungeübtheit im Redevortrag kein besonderes Glück. Im Sommer dieses Jahres verlobte er sich mit Charlotte von Lengefeld; die Herbstferien brachte er in Rudolstadt zu. Der berühmte Edle C. Th. von Dalberg (Bruder des Mannheimer), nachmals Primas und Großherzog von Frankfurt, war der edle Mäcen deutscher Talente und machte Schiller Hoffnung, sobald er Churfürst von Mainz würde, ihm 4000 fl. Gehalt zu geben und ihm freien Gebrauch der Zeit zu lassen. Das Schicksal hatte es leider anders gewollt. 1790 wurde Schiller Hofrath und am

20. Februar ließ er sich in Wenigenjena trauen. Schiller lebte nun die glücklichsten Tage, sein Dasein war in eine harmonische Gleichheit gerückt. Von dieser Zeit an können wir daher seine äußern Lebensverhältnisse kürzer fassen. Die historischen und philosophischen Studien drängten den poetischen Genius auf Jahre in den Hintergrund; denn von 1790—94 wurde kein einziges Originalgedicht fertig, wohl aber lieferte er Uebersetzungen aus Virgil. Reinhold half ihm viel zum Verständniß der Kantischen Philosophie. Beim Lesen der Quellen für seinen 30jährigen Krieg faßte er die Idee zu einem Epos: „Gustav Adolf" und zu einem Drama: „Wallensteins Abfall und Tod". Letzteres trug den Sieg davon. In der sich so glücklich gestaltenden Zeit traf ein harter Schlag ihn und die Seinen. Ein heftiges Fieber befiel ihn, auf das bald eine Brustkrankheit folgte. Es war die Zeit, wo er „in Leiden bangte, kümmerlich genas," eine Zeit, die sich für ihn noch oft wiederholte. Trotz angegriffener körperlicher Gesundheit blieb der Geist stark und frisch und trug Blüten und Knospen in schönster Pracht und reichster Fülle. Im Sommer 1791 besuchte der langsam Genesende Karlsbad, wo er nebenbei an oestr. Kriegern auch Motive für seinen Wallenstein studirte, und von wo aus er sich auch nach Eger begab, um ein Bild Wallensteins zu sehen und den Ort zu betreten, wo der große Friedländer ermordet wurde. Die wiederholten Krankheitsanfälle gaben Veranlassung zur Verbreitung der falschen Nachricht von Schiller's Tod. Baggesen, der dänische Minister Graf v. Schimmelmann und der Prinz Chr. Fr. von Holstein Augustenburg, 3 Männer, welche unserm Schiller die höchste Verehrung zollten, hielten in Hellebeck schon die Todtenfeier. Reinhold schrieb hierauf an Baggesen, „von des unsterblichen und ungestorbenen Schiller Auferstehung" und bemerkte, er könne sich wohl ganz erholen, wenn er nicht unschlüssig sein müßte, ob er seine 200 Thaler fixen Gehalt in die Apotheke oder in die Küche schicken sollte. Diesen Brief las Baggesen dem Erbprinzen und dem Grafen Schimmelmann vor. Unerwartet erhielt Schiller von den beiden hohen Gönnern das edle Anerbieten einen jährlichen Gehalt

von 1000 Thlrn. 3 Jahre lang zu beziehen, mit dem Bemerken, daß der Anblick der Titel dieser hohen Menschenfreunde ihn nicht bestimmen solle, das Geld abzulehnen, wodurch er sich die ihm so nöthige Ruhe möglich machen könne. Mit dankerfülltem Herzen nahm Schiller dieses an und gestaltete sich dadurch die vollkommene freie Wahl seiner Wirksamkeit. Sein edler Herzog von Weimar hätte ihm auch gerne mehr gegeben, wenn er gekonnt hätte; die übrigen deutschen Fürsten dachten nicht daran und so mußte Dänemark wiederholt die Pflicht übernehmen, welche Deutschland gegen seine edelsten Sänger nicht erfüllen wollte; denn 40 Jahre früher ging Klopstock auf die Einladung des dänischen Ministers Bernstorff nach Kopenhagen, wo er 400 Thlr. Gehalt bezog, um seinen Messias vollenden zu können. Im Sommer 1793 reiste Schiller mit seiner Familie nach Heilbronn, schrieb von da nach Stuttgart an den Herzog, welcher zwar nicht antwortete, aber öffentlich äußerte: „Schiller wird nach Stuttgart kommen, aber von mir ignorirt werden". Am 24. Oktober starb der Herzog und Schiller brach nun nach Ludwigsburg auf, ging dann nach Stuttgart und Tübingen, wo er Fichte und Cotta kennen lernte. Mit jenem lebte er später in Jena zusammen, mit diesem ward der Plan zu den „Horen" entworfen. Im Mai (1794) kehrte Schiller nach Jena zurück und es begann die Periode eines vollendeten, dichterischen Kunstlebens im hellen geistigen Bewußtsein geläuterter Erkenntniß. Von Außen ward es allmälig stiller, aber im Innern drängte sich That an That und eine seltene Reihe lyrischer und dramatischer Kunstschöpfungen traten ins Dasein. Zu den früheren Freunden kam nun auch Wilhelm von Humboldt und mit der Gründung der Horen wurde zugleich zwischen Goethe und Schiller der Bund reinster und edelster Freundschaft geschlossen. Goethe fühlte sich bald Eins mit Schiller und schrieb: „Wir wollen getrost und unverrückt so fortleben und wirken, uns in unserm Sein und Wollen als Ein Ganzes denken, um unser Stückwerk nur einigermaßen vollkommen zu machen". Oft pries und segnete Schiller diesen Bund und lange nach des jüngeren Freundes Tod schrieb Goethe

noch mit rührender Dankbarkeit: „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schiller'sche Anregung aus mir geworden wäre. Hätte es nicht an Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte sämmtliche Lieder und Balladen darin nicht verfaßt.“ Schon in der „Thalia“ (1792 und 93) brachte Schiller die Abhandlungen: „Ueber die tragische Kunst“, „Ueber Anmuth und Würde“ rc.; in den „Horen“ folgten: „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts“, „Von den nothwendigen Grenzen des Schönen“, „Ueber das Naive“, „Die sentimentalischen Dichter“ rc. rc. — 1795 erhielt Schiller einen vortheilhaften Ruf an die Universität Tübingen, den er aber entschieden ablehnte. Der Strom seiner Poesie, welcher wie ein Regenstrom aus Felsenrissen und mit Donners Ungestüm von den Höhen stürzte und wieder aus der Schlucht hervorbrach und zum Himmel aufjauchzte, schien im Gebiete der Wissenschaft sich verloren zu haben, als plötzlich das melodische Brausen aus der Tiefe ertönte und ein kräftiger, reicher Liederstrom hervorquoll, denn 1795 entstanden die durch Gehalt und Kunstschöne unsterblichen Gedichte: „Die Macht des Gesanges“, „Das Ideal und das Leben“ (erst: „Das Reich der Schatten“ genannt), „Die Würde der Frauen“, „Der Genius“ (anfangs: „Natur und Schule“), „Der Spaziergang“ (erst: „Elegie“); ferner noch: „Die Theilung der Erde“, „Pegasus im Joche“, „Das verschleierte Bild zu Sais“, „Der Tanz“ rc. Nach solchem poetischen Reichthum glaubte Schiller seine Schranken im poetischen Felde zu kennen und betrachtete seine frühern Dramen „als einen abgeschlagenen Sturm auf die Zinnen der dramatischen Poesie“. 1796 dichteten Schiller und Goethe eifrigst „Xenien“, um in der Literatur eine heilsame, wohlthätige Revolution hervorzurufen. Große und kleine Geister wurden darin bald mehr bald weniger mit wilder Satyre gegeißelt und zwar nicht immer mit Recht und auf die gehörige Weise. Schiller beklagte bald diese Art seiner Thätigkeit, weil während derselben die Poesie fast ganz feierte und das Jahr 1796 nur: „Die Klage der Ceres,“ „Das Mädchen aus der Fremde“, „Pompeji und Her-

culanum", „Die Erwartung", nebst einigen weniger bedeutenden Gedichten brachte. Aus Gesundheitsrücksichten kaufte sich Schiller (1797) eine Gartenwohnung vor Jena, die sein Lieblingsaufenthalt wurde. („Da schmückt er sich die schöne Gartenzinne" ꝛc. Goethe.) Wie das vorhergehende Jahr das „Xenienjahr" war, so wurde dieses das „Balladenjahr". Zuerst entstand: „Der Taucher" (gleichzeitig mit Goethe's: „Der Gott und die Bajadere"), dann: „Der Handschuh" (ein wohlgelungenes Nach- und Gegenstück zum Taucher), „Der Ring des Polykrates" (wozu Goethe ein Gegenstück in den „Kranichen des Ibykus" liefern wollte), „Die Kraniche des Ibykus" (Goethe hatte schon begonnen damit, überließ aber seinem Freunde Schiller Stoff und Ausführung), „Ritter Toggenburg", „Der Gang nach dem Eisenhammer". Die übrigen Balladen (Romanzen) „Die Bürgschaft", „Der Kampf mit dem Drachen", fallen ins Jahr 1798, „Hero und Leander" fällt 1801, „Der Graf von Habsburg" 1803, „Der Alpenjäger" 1804. Das lyrische Universalgedicht: „Das Lied von der Glocke" wurde 1799 fertig, „Die Sehnsucht" kam 1801, „Thekla" 1802, desgleichen „Die vier Weltalter", „An die Freunde", „Die Gunst des Augenblicks", „Kassandra" „Der Pilgrim", „Der Jüngling am Bache", „Das Siegesfest". „Das Eleusische Fest" wurde 1798 gedichtet, in welchem Jahre auch „Wallensteins Lager" fertig wurde, mit dessen Aufführung (99) das neuerbaute Theater in Weimar eingeweiht wurde. „Die Piccolomini" und „Wallenstein's Tod" wurden 99 beendigt. Im Dezbr. 1799 zog Schiller mit seiner Familie nach Weimar, nachdem er vorher (1798) ordentlicher Professor geworden war und 200 Thlr. Gehaltszulage erhalten hatte. Der Herzog erbot sich gern zu weiterer Unterstützung, wenn Schiller durch Krankheit am Arbeiten gehindert sei. Rasch hintereinander folgten nun die drei Frauentragödien: „Maria Stuart" (unter Schmerzeu vom kranken Dichter vollendet und schon im Juni 1800 aufgeführt), dann „Die Jungfrau von Orleans" (1801), welche der Dichter mit folgenden Worten in die Welt

entließ: „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!“ Endlich „Die Braut von Messina“ (1803).

Die Kraniche waren das erste Gastgeschenk, das Goethe seinem Freunde zur Bearbeitung übergab, „Wilhelm Tell“ war das zweite. Goethe wollte den Tell episch behandeln und war schon mit den ersten Gesängen beschäftigt, als er es wieder liegen ließ und später den Stoff an Schiller abtrat, der uns scheidend seinen unsterblichen „Tell“ als würdiges Denkmal seines großen Geistes hinterlassen hat. Schiller stand auf dem höchsten Gipfel menschlichen Ruhms. Sein Name erfüllte Europa mit Hochachtung. Die französische Republik hatte ihn längst zum Ehrenbürger ernannt, der deutsche Kaiser Franz II. erhob ihn in des heilgen röm. Reiches Adelstand (1802), der Schwedenkönig Gustav IV. schenkte dem Dichter des Wallenstein einen Brillantring, die Kaiserin von Rußland bezeugte hohe Anerkennung. In Leipzig, wo Schiller bei der Aufführung seiner „Jungfrau von Orleans“ zugegen war, erscholl tausendstimmig: „Es lebe Friedrich Schiller!“ und Paukenwirbel und Trompetengeschmetter mischte sich in den Jubelruf. Nach dem Schluß füllte sich der weite Platz vor dem Schauspielhause. Das Volk stand dichtgedrängt und als Schiller heraustrat, entstand augenblicklich eine Gasse und von allen Seiten erscholl der Ruf: „Das Haupt entblößt!“ Schiller ging mitten durch die Schar seiner Bewunderer. Väter und Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und riefen: „Dieser ist es!“ 1804 war er bei der Aufführung seines „Tell“ in Berlin, „wo ihm Iffland einen Triumph des Genius bereitete, wie ihn selten Dichter feiern mögen. Iffland brachte die Reihe seiner Meisterwerke von Wallenstein bis zu Tell in möglichster Vollkommenheit zur Aufführung vor den Augen der gebildetsten Menschen, im Glanze der Hauptstadt, deren ruhmumstrahlten großen König er einst zum Helden seiner Muse hatte machen wollen“. (Hillebr.) Der König von Preußen ließ ihm großmüthige Anerbietungen machen, falls er für immer in Berlin bleiben wolle. Man bot ihm 3000 Thlr. Jahrgehalt, einen Platz in der Akademie und den Gebrauch einer Hofequipage. („Es soll

der Sänger mit dem König gehen". Jungfrau v. Orl.) Schiller lehnte diese Anerbietungen, welche für König und Sänger gleich ehrenvoll waren, aus dem Grunde ab, weil er bei seinem Herzoge und seinem Freunde Goethe bleiben wollte und weil ihn auch fortwährend der Fürst Primas edelmüthig unterstützte.

Zu Anfang 1805 waren Goethe und Schiller zu gleicher Zeit krank und konnten sich eine Zeit lang weder sehen noch schreiben. Schillers Haus glich einem Lazareth. Am Morgen des Neujahrstags 1805 richtete Goethe ein Gratulationsbillet an den Freund und fand beim Durchlesen, daß er: „Hier zum letzten neuen Jahre" 2c. geschrieben hatte. Erschrocken zerriß ers und schrieb ein andres; er hatte Mühe nicht wieder letztes (statt „wiedergekehrtes") zu schreiben und sagte noch am selben Tage: „ihm ahne, daß entweder Er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde". Kaum konnte Schiller wieder ausgehen, so besuchte er „seinen lieben Goethe". Ein langer, herzlicher Kuß und eine innige Umarmung drückten die Freude des Wiedersehens aus. Zehn Tage vor seinem Tode war Schiller zum letzten Male im Schauspielhause, wo ihm das Stück ein „holdes Lächeln abgewann". Heinrich Voß, der Sohn des Dichters Joh. Hch. Voß, gibt höchst schätzbare Mittheilungen über Schillers letzte Lebenstage, in denen er den großen Meister mit kindlicher Liebe pflegte. Er wachte 2 Nächte bei Goethe und 12 bei Schiller, von dem er sagt: „daß er ganz Wohlwollen und daß seine ruhige, heitere Seele für Alles empfänglich sei, was einem Herzen nur wohlthun könne". Ferner sagt er: „Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Wie litt der Mann und wie willig und heiter ertrug er es!" Am Abend vor seinem Scheiden verlangte der große Sterbende in die Sonne zu sehen. Mit heiterem Blicke und innerer Ruhe schaute er in die schöne Abendsonne und die Natur empfing seinen Scheidegruß. In der Abendstunde des 9. Mai 1805 fuhr es wie ein elektrischer Schlag über des Kranken Gesicht, das müde Haupt sank in die Kissen zurück, der große Geist war entflohen und die tiefste Ruhe verklärte das Antlitz des

edeln Heimgegangenen, dessen Züge die eines sanft Schlafenden waren *).

„Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen“.

„Seit Klopstock hatte man um keinen deutschen Mann inniger getrauert und der Enthusiasmus hat sich bei keiner andern Todesfeier seit der jenes ihm verwandten Dichters so hoch und heilig erwiesen als bei der seinigen“. Mit Aenderung eines Wortes können wir Schillers unsterbliche Verse aus seinen Kranichen auf ihn selbst anwenden:

„Ganz Griechenland ergreift der Schmerz:
Verloren hat ihn jedes Herz“.

Das Leichenbegängniß fand in der Mitternachtsstunde vom 11. auf den 12. Mai statt. Zwölf junge Männer (Hch. Voß, der Künstler Jagemann, Steph. Schütz, Helbing ꝛc.) trugen die Leiche auf sanften Freundesarmen zur Ruhestatt im Landschaftskassengewölbe auf dem alten Kirchhofe zu Weimar. „Die Nachtigallen sangen ihrem Dichterfreunde das schönste Grablied, so je einem Sterblichen gesungen worden.“ Der Wind zerriß plötzlich den dunklen Wolkenschleier und der Mond der Mainacht trat in ruhiger Klarheit hervor und beleuchtete den Sarg, als er eben in die Gruft gesenkt wurde, worauf sich der Himmel sogleich wieder verfinsterte. Beim Anlegen eines neuen Kirchhofs 1826 ward Schillers Leiche ausgegraben und die Stadt bot einen Platz für des Dichters sterbliche Ueberreste an. Auf des Großherzogs Wunsch wurde der Schädel von den Gebeinen getrennt und sollte auf der Bibliothek zu Weimar im Postamente der Marmorbüste Schillers (von Dannecker) aufbewahrt werden. Der König Ludwig von Bayern

*) Sein greiser Vater und seine jüngste Schwester waren ihm schon im Jahre 1794 vorangegangen, deßgleichen seine gute Mutter 1804. Seine nächsten Angehörigen am Sterbebette waren seine liebe Gattin (gest. zu Bonn 1826), seine Söhne Karl und Ernst und seine Töchter Karoline und Emilie.

vermochte aber den Großherzog, daß der Schädel mit den andern Ueberresten wieder vereinigt und blos ein Abguß desselben auf die Bibliothek gebracht würde. So ruht nun Schiller mit Goethe in der Fürstengruft und der edle Fürst Karl August ruht zwischen ihnen. Er hat die Freunde im Leben vereinigt und thut es auch im Tode noch. 1839 errichtete man auf dem Marktplatze zu Stuttgart Schillers Standbild als Denkmal, ausgeführt von Thorwaldsen und in Erz gegossen von Stiglmaier. Die Enthüllung war ein wahres deutsches Nationalfest. Wir haben hier, um den Gang nicht zu unterbrechen, der Zeit vorgegriffen, kehren aber jetzt wieder zu Schillers Todestag zurück. Goethe war durch Krankheit in seinem Zimmer gehalten, er weinte heiße Zähren um den theuern Freund und fand später nur in dem Gedanken Trost, Schillers unvollendeten „Demetrius" auszudichten und dem „Tode zum Trutz" die Unterhaltung mit ihm fortzusetzen, was ihm aber nicht gelang, weil es „für Goethen eine unmögliche Aufgabe war". Von allen seinen Uebeln fühlte er sich doppelt und dreifach angefallen und schrieb an Zelter: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins". Nur Goethe gelang es, seiner Harfe würdige Trauertöne für den hochgefeierten Genius zu entlocken. Die Glocke sollte dramatisch aufgeführt werden. Goethe dichtete bald nach des Freundes Tode den „Epilog zu Schiller's Glocke", diesen klassischen Klag- und Erinnerungsgesang, in dem blos später Einzelnes geändert wurde. Er setzte darin Schiller dem Menschen, dem Dichter und dem Freunde ein so erhabenes und unvergängliches Denkmal, daß wir nicht umhin können, es für alle Verehrer Schiller's hier folgen zu lassen:

„Und so geschahs; dem friedenreichen Klange
Bewegt sich neu das Land und segenbar;
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar,
Im Vollgewühl, im lebensregen Drange
Vermischte sich die thätge Völkerschar

Und festlich ward an die geschmückten Stufen
„Die Huldigung der Künste“ vorgerufen.

Da hör ich schreckhaft mitternächtges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ists möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürdgen soll der Tod erbeuten?
Ach wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach, was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem, gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen,
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Da schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ewgen, gleich lebendigen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,

Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwollen der Geschichte Flut auf Fluten,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluten,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten,
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond und zu erneuter Wonne,
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edeln endlich komme.

Doch hat er so geübt, so vollgehaltig,
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgehaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht;
Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas;

Das haben wir in traurig-schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle,
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten, edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn er herniederschaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hats der Tod, es hats die Zeit geadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehen sinds! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben Alle segenreich erfahren,
Die Welt verdankt ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sichs in ganzen Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend."

Schiller war, ist und bleibt der Lieblingsdichter seiner Nation, er hat sich unsterblich gesungen und steht da als ein hellstrahlender Stern, der nie unter den Horizont tritt. Die ausführlichere biographische Behandlung Schiller's in diesem Bande ist hinlänglich gerechtfertigt, weil sie zeigt, mit welchen Hindernissen sein dichterischer Genius zu kämpfen hatte, um die höchste Höhe klassischer Kunst zu erklimmen und würdig neben dem ältern Meister und Freunde Goethe zu stehen, welcher von Jugend an der Liebling Apollo's und aller neun Musen gewesen ist. In Schiller's poetischer Thätigkeit lassen sich füglich drei Hauptperioden unterscheiden, nämlich: die erste oder die Sturm- und Drang-Periode, die zweite, oder die der geistigen Läuterung, des Uebergangs aus der ersten in die dritte oder eigentlich klassische Periode. Schiller's Jugend fiel in die Zeit der poetischen Revolution, d. i. in die Periode der Original- und Kraftgenies, die nach dem Drama: „Sturm und Drang" (von Max. Klinger) nachher als Sturm- und Drangperiode in der Literaturgeschichte bezeichnet wurde. Klinger, Lenz, Leisewitz, Goethe, Schiller, selbst Herder 2c. und außer diesen Starkgeistern auch eine große Zahl unbedeutender Köpfe bildeten die Gruppe der Stürmer und Dränger. Mit Kant's Ausspruch, daß sich die Gegenstände nach der menschlichen Erkenntniß richten müßten und nicht umgekehrt unsere Erkenntniß nach der Außenwelt, mit diesem Ausspruch war der revolutionäre Drang für die kraftgenialen stürmischen Geister gegeben, welche sich berufen glaubten die Welt nach den innersten Gesetzen des freien, sittlichen Menschengeistes neu zu gestalten, durch eigene selbstschöpferische That der Welt eine neue poetische Offenbarung, ein Evangelium der Dichtkunst zu verkünden. Sie erstrebten Originelles, bisher nie Gehörtes und Gesehenes, geriethen aber auf diese Weise mit der bestehenden Wirklichkeit in Streit. Mit dem Abwerfen jeder äußern hergebrachten Fessel verloren sich aber bald die Originalgenies in wilder Ungebundenheit und unbe-

grenzter Formlosigkeit. Viele gingen darüber zu Grunde, darunter auch manche tüchtige Natur von großartiger Anlage. Goethe erkannte bald die Gefahr, die seinem Genius drohte und wandte sich aus der schrankenlosen Willkür der Starkgeisterei auf den Weg weiser Mäßigung und klassischer Kunstvollendung. In dieser Beziehung ist sein Sonett: „Natur und Kunst" von hoher Wichtigkeit.

„Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und Beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen,
Und wenn wir erst in abgemessnen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ists mit aller Bildung auch beschaffen;
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann die Freiheit geben."

Schiller schloß die Periode der Kraftgenies. Er war der eigentliche Dichter des Sturms und Drangs, der die Wirklichkeit des Menschen- und Völkerlebens in idealem Streben umzugestalten und zu vergeistigen suchte und der stürmischen Jugendzeit in den „Räubern," in „Fiesko" und in „Cabale und Liebe", wie auch in der Lyrik, reichen Tribut brachte. Sein philosophischer Geist, sein sittlicher Adel, die ausdauernde schaffende Kraft vermochten aber endlich den dunkel-stürmischen Drang zu überwältigen, den entfesselten Strom einzudämmen und in das Gebiet klassischer Kunst hinüberzuleiten; denn:

„Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Das Verständniß poetischer Klassik hat sich in den sechziger und siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus der stürmischen Gährung herausgearbeitet und in Goethe und Schiller seinen höchsten Ausdruck gefunden. Beide leuchten im strahlenden Glanze unsterblichen Ruhmes unserer zweiten Periode klassischer Nationalpoesie, von der Vilmar sagt: „Das ist das Große und Einzige unserer neuern Dichterzeit, daß sie in dem vollen Verständnisse, in dem vollen Bewußtsein und in dem vollen Genusse der edelsten Dichtungen aller Völker, daß sie im Mittelpunkte der Weltdichtung steht. Wir haben länger lernen müssen als irgend einer unserer Nachbarn, aber wir haben dafür auch mehr gelernt; wir haben das Lernen und das Nachahmen und die Abhängigkeit überwunden: wir verstehen die Alten nicht mehr wie ein Schüler den Lehrer und ein Jünger den Meister, wir verstehen sie, wie ein Gleicher den Gleichen, wie ein Mann den Mann versteht."

Wie Schiller in seinen Räubern, deren Vaterland überall und nirgends ist, den Kampf der sittlichen Idee und höhern Freiheit mit der gemeinen Wirklichkeit begonnen hat; so setzte er denselben in der „Verschwörung des Fiesko" und in „Cabale und Liebe" fort. Fiesko spielt in einem republikanischen Staate und hat den Vorzug vor den Räubern, daß er feste historische Gestalten bringt und daß in ihm weit mehr als in jenen der Dichter des Wallenstein, der Stuart und des Tell vorgebildet liegt, im Uebrigen aber als politisches Trauerspiel, das die republikanischen Ideen des damaligen Zeitalters darzustellen versuchte, keineswegs gelungen genannt werden kann. Zu den innern organischen Mängeln gesellen sich noch die äußern, nämlich übertriebene Phrasen, unnatürliche Sprache und Lohensteinischer Schwulst. In „Cabale und Liebe" ist der Gegensatz des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens zum Leben der höhern Stände, des Hoflebens, poetisch durchgeführt. Die Verdorbenheit der höheren Gesellschaft wird als der höchste und letzte Grund alles menschlichen Elends darin dargestellt. Der Dichter befindet sich damit auf deutschem Boden und in deutschen Familienkreisen, hat aber aus Mangel psychologischer Wahrheit, im Ueber-

flusse sinnlichgenialer Prahlerei und reicher Unnatur jeder Art das Stück über die Grenzen aller menschlichen Möglichkeiten hinausgeführt und so eher eine Carrikatur als eine klassische Tragödie geschaffen, die freilich lange Zeit eines der erklärtesten Lieblingsstücke auf deutschen Bühnen gewesen ist, jetzt aber mit Recht als das geringste Schiller'sche Drama bezeichnet wird. Mit Schiller kann in vieler Hinsicht der jüngere englische Dichter Byron verglichen werden, weil Beide in dem Haß der bürgerlichen Ordnung und Verachtung aller Dinge übereinstimmen; doch weicht Schiller wieder von dem Britten dadurch ab, daß er nicht lebenslänglich seine Ideale der Wirklichkeit entgegensetzte und in diesem Kampfe endlich erlag, sondern daß sich sein reiner, erhabener Sinn und sein deutsches Herz endlich aus den trüben Regionen des Kampfes und der Leidenschaft in die lichten Sphären einer idealisirten Wirklichkeit erhob. Das form-, maß- und ziellose Streben, welches sich in den drei ersten Dramen Schiller's kund gibt, findet sich auch in der Lyrik. Auch darin drängt es die von allen Seiten eingeengte Dichterseele ins Unendliche, in die träumerisch entlegenen Fernen. Hohe sinnliche Glut, Ueberschwenglichkeit des Gefühls, erregte Leidenschaft, unbegrenzte Phantasie und gehäufte Phraseologie, Mangel an Einfachheit, Natürlichkeit und klarer Anschauung ꝛc. sind der Schiller'schen Jugendlyrik eigen, wiewohl auch darin schon hie und da Stärke und Tiefe reiner Empfindung, Klang und Pracht der Sprache und Lebendigkeit der Darstellung wohlthuend wirken. Der Dichter gleicht darin jungem feurigen Wein in vollster brausender Gährung, der sich nach und nach beruhigt und klärt, aber sein natürliches Feuer und sein Aroma beibehält. Von den kraftgenialischen Ergüssen waren besonders: „Hektors Abschied," „Amalia" (aus den Räubern), „Minna," „die Kindesmörderin" u. a. beliebte und vielgesungene Lieder der jüngern Welt. Eines der gelungensten Jugendgedichte Schiller's aber ist „die Schlacht," in erhabenem Schwunge und lebendiger Anschaulichkeit gedichtet. Sicherlich hat dieses Gedicht Körner's Kriegsliedern zum Muster gedient, und ist wohl schwerlich von einem derselben übertroffen worden. „Graf

Eberhard der Greiner" ist Schiller's früheste Ballade. Sie ist trotz der Fehler, die an den Jugendgedichten haften, ein frisches, kräftiges Kriegslied, durchweg objektiv gehalten und verräth keineswegs den Dichter der Lauraoden.

Die zweite Dichtperiode Schiller's fällt in das Jahrzehend von 1784 — 1794 und ist für die Bildungsgeschichte des Genius wichtiger als für die Poesie. Es ist die Zeit geistiger Klärung und philosophischer Durchbildung. Weil sich Schiller vergebens nach Italien und Griechenland sehnte, so stürzte sich sein Geist mit aller Kraft in die Kantische Philosophie und rang rastlos nach Wahrheit und Schönheit und nach dem Ergründen höchster menschlicher Erkenntniß. Seine philosophischen und historischen Studien, doch jene mehr, als diese, waren für Schiller, was für Goethe'n die italische Reise, wodurch Jeder der beiden größten Dichter seiner selbst bewußt, sich selbst gegeben und auf die Bahn künstlerischer Unsterblichkeit geführt wurde. So erhob sich Schiller's tumultuarisches Kraftgenie nach und nach zu immer höherer Harmonie. Von „Don Carlos" sagt Schiller: „Ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend von Bauerbach herum. — Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakspeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitzen's Julius und den Puls von mir." Dieses Drama erhielt bei der spätern Umarbeitung eine ganz andere Idee, als die, welche von Anfang darin lag, daher der Zwiespalt zwischen den beiden letzten und den ersten Akten.

Es kann hier nicht Zweck sein das Stück bis ins Einzele zu verfolgen, nur sei bemerkt, daß Carlos in seiner jetzigen Gestalt nicht ist, was er der ursprünglichen Anlage nach sein sollte, daß sich jetzt die Rechte der Vernunft, die politische und religiöse Freiheit, kurz die reine Idee allgemeiner Menschlichkeit und die Wiederherstellung unveräußerlicher ewiger Menschenrechte gegenüber den Anmaßungen der Cabinetsweisheit geltend machen. Fehlt es auch dem Ganzen an innerer Concentration und hat Wieland Recht, wenn er sagt: „Fühlen, wann es genug ist und Aufhörenkön-

nen, auch das ist eine Kunst," sind ferner die Charaktere hohle, nicht greifbare Gestalten mit reichem Phrasenmantel umhüllt und in der Luft schwebend, statt auf dem Grunde der Naturwahrheit zu stehen; ist dies unleugbar der Fall: so ist doch der künstlerische und ästhetische Fortschritt, den der Dichter darin machte, indem er „die Maßlosigkeit seiner Prosa unter die Zucht des Verses" stellte, in manchen Scenen die Sprache bis zur wirklich poetischen Schönheit ausbildete und durch den Reichthum der Sentenzen wie durch die in großartiger Gesinnung wurzelnden sittlich erhabenen Gedanken sein Werk vor der Vergänglichkeit gesichert hat, eben so wenig zu übersehen, als die Schwächen. Das in Strophenbau und Metrum mit dem „Siegesfest" übereinstimmende Gedicht: „An die Freude" stammt aus der II. Periode (1785) und gehört zu den immer noch häufig und gern gesungenen Gesellschaftsliedern, obgleich in trunkener Begeisterung darin so Vieles zusammengewürfelt ist, was den ästhetischen Geschmack beeinträchtigt. Jean Paul, meint: „es sei darin aller mögliche Jammer zum Wegtrinken und Wegsingen eingeladen." „Die Götter Griechenlands" sind von religiösem Standpunkt aus vielfach angefeindet worden. Sie gehören wie „die Künstler" der zweiten Periode an und sind nebst diesen an Formschönheit, Pracht der Diktion und Bedeutsamkeit des Inhalts weit erhaben über Schiller's frühere Dichtungen, so daß er wohl sagen konnte, er habe bis dahin Nichts so Vollendetes mit so reichen Ideen und aus dem Innersten geschöpften Empfindungen gedichtet. In diesem Wendepunkt konnte daher Schiller von sich selbst singen, wie er in den Künstlern von der gebildeten Menschheit im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts singt:

„Wie schön o Mensch mit *deinem Palmenzweige*
Stehst du an des Jahrhunderts *Neige*
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschlossnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts in thatenreicher Stille,
Der reiche Sohn der Zeit,
Frei durch *Vernunft*, *stark* durch *Gesetze*,

Durch Sanftmuth groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg" rc.

Als die einzigen und ewigen Grundlagen der praktischen Philosophie wurden Sittlichkeit und Freiheit aufgestellt. Kant sagt: „Ich kenne nichts Höheres im Himmel und auf Erden, als den gestirnten Himmel über mir und das Sittengesetz in mir." Der Werth der Gesinnung, die innere sittliche Tüchtigkeit und die freie geistige That waren es auf welche die höhere Idee der Menschenwürde gegründet wurde. „Schiller nahm die Kantische Philosophie auf, um sie unter den Pulsschlägen seines Dichterherzens erwarmen zu lassen" und hat später immer mehr die so nothwendige und schöne Versöhnung zwischen Ideal und Wirklichkeit zu erstreben gesucht und auch oft glücklich erreicht. Das Reinmenschliche oder das höhere ideale Menschenthum blieb aber doch vorwiegend auch in den Kunstschöpfungen, die keine Zeit zu zerstören vermag.

Die letzten 10 Lebensjahre Schiller's bilden die eigentlich klassische Periode, in der sowohl die nationale Lyrik als auch das nationale Drama auf ihren Gipfelpunkt gehoben wurden. Mit „Wallenstein", dieser imposanten historischen Persönlichkeit in ihrem Untergange, beginnt Schiller die Klassik seiner Dramen und mit „Tell" schließt er seine dramatische Laufbahn. In beiden Stücken fand er zu seiner großen deutschen Gesinnung auch den erhabnen deutschen Stoff. In Wallenstein lag der historische Stoff fertig und harrte nur auf die poetische Gestaltung durch den Dichter, der ihn nicht erst zu erfinden brauchte, ihn aber mit einer Meisterschaft behandelte, daß Deutschland mit Erstaunen der großartigen tragischen Akkorde horchte und Goethe noch 22 Jahre nach Schiller's Tod urtheilen konnte: „Schiller's Wallenstein ist so groß, daß zum zweitenmale nichts Aehnliches vorhanden ist". Gleich rühmlich spricht sich Tieck aus: „Wallensteins mächtiger Geist trat unter die Tugendgespenster des Tages. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder hervorzurufen habe. Dieses tiefsinnige, reiche Werk ist als ein Denkmal

für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, damit wir wissen was wir sind und was wir waren". Müde der Soldaten, Helden und Herrscher wandte sich Schiller zu dem echthistorischen Stoff: „Maria Stuart", den er aber gar oft in den Hintergrund drängt und statt der politischen und religiösen Freiheitsfragen die persönliche Leidenschaft der beiden Königinnen zum Träger der Tragödie macht, die an künstlerischem Werthe im Ganzen weit hinter Wallenstein zurückbleibt, wenn auch weniger als die bald darauf gedichtete romantische Tragödie: „Die Jungfrau von Orleans". Beide Dramen erwarben sich jedoch auf einige Zeit fast noch größern Beifall, als der Wallenstein, über welchen ein edler Mann dem Vereine für Schiller's Denkmal zurief:

„Soll dieses Mal von ewger Dauer sein,
So mauert in den Grund den Wallenstein!"

„Die Braut von Messina" entfaltet den vollsten Glanz der Sprache, die größte Pracht und die höchste klassische Meisterschaft, die je von einem Dichter erreicht wurde und die zu überbieten ein Ding der Unmöglichkeit ist. Als tragisches Kunstwerk kann freilich das Stück nicht gelten; doch ist das noch lange nicht so schlimm, als daß es zugleich die Quelle der spätern, unsinnigen Schicksalstragödien geworden ist, wie sie Werner, Müllner und Andere geschaffen haben. Mit Recht aber kann sich Tell, das letzte Werk des größten dramatischen Dichters der Deutschen, an die Seite des Wallenstein stellen. „Der Dichter ist nicht umsonst ein Seher", sagt Hillebrand, indem er darauf hinweist wie Schiller mit dem ersten Morgenstrahl des großen politischen Schlachttages seine Muse zum Streite für dieselbe Sache rüstete, wie ferner die Räuber und die nordamerikanische Erhebung bezügliche Signale auf der einen wie andern Seite sind und wie der Tag der Revolution in Frankreich durch den Sieg ihres größten Helden über ihren Drang und ihre Noth beendet wurde (1804) und auch ihr größter Sänger den Feldzug seines Liedes mit dem herrlichsten Triumph-

gesange auf ihr erreichtes Ziel beendigt, als die Feier des Sieges der ewigen Menschenrechte. Wir können A. W. v. Schlegel nur beistimmen in seinem Urtheil über Tell: „Die Behandlung ist treu, herzlich und bei Schiller's Unbekanntschaft mit Schweizerischer Natur und Landessitte von bewundernswürdiger örtlicher Wahrheit. Im Angesicht von Tell's Kapelle, am Ufer des Vierwaldstädter Sees, unter freiem Himmel, die Alpen im Hintergrunde, hätte diese erhebende, altdeutsche Sitte, Frömmigkeit und biedern Heldenmuth athmende Darstellung verdient zur halbtausendjährigen Feier der Gründung der Schweizerischen Freiheit aufgeführt zu werden". Die „Lieder aus Tell", welche der Fischerknabe, der Hirte und der Alpenjäger singen, versetzen uns mitten in das Land und unter das Volk, von woher uns der Dichter das „Evangelium der Freiheit, welches er so weltapostolisch groß und erhaben gepredigt hat," will vernehmen lassen. Wie sehr auch das Ausland unsern großen Dichter anerkennt, davon zeugen nicht blos die vielfachen Uebersetzungen in verschiedene lebende Sprachen, sondern auch die Lebensbeschreibung Schiller's (The life of Fr. Schiller comprehending an examination of his works. Lond. 1825) von dem Schotten Thomas Carlyle, welcher in Schiller das Ideal des vortrefflichsten Sterblichen schaut, in poetischer Hinsicht nichts Höheres kennt und meint Frankreich habe sich nie bis zu Schiller's Sphäre im Drama erhoben, auch England könne seit den Zeiten der Elisabeth (Shakspeare!) keinen dramatischen Dichter nennen, der ihm an Kraft des Geistes, des Gefühls und an Bildung verglichen werden dürfte.

Die Romanzen, Balladen, Elegieen ꝛc., welche gleichzeitig mit den großen Dramen gedichtet wurden, sind mit weniger Ausnahme so klassisch und erhaben, daß sich Schiller, der Dichter, darin in mehreren derselben in Regionen erhebt, die Schiller, der Mensch, niemals geschaut hat. Es sind „die vortrefflichsten lyrischen Gedichte unseres Sängers", sagt Vilmar, „deren Deutschland auch dann noch eingedenk bleiben wird, wenn andere Sterne und andere Sonnen an seinem Dichterhimmel werden aufgegangen sein: Gesänge, von denen man auf das Zuversichtlichste weissagen kann, es

werden nach Jahrhunderten, wenn eine andere Sprache wird gesprochen und eine neue Harmonie noch nie gehörter Liebesklänge wird angestimmt werden, noch dankbare Nachkommen zu Schiller zurückwallfahrten, wie wir heute dankbar zurückwallen zu Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach". In unvergleichlicher Schönheit und Tiefe hat Schiller in der: „Macht des Gesanges", in den: „Kranichen des Ibykus", im: „Grafen von Habsburg", in dem: „Mädchen aus der Fremde" 2c. die hohe Bedeutung des Dichters und die Macht der Poesie ausgesprochen, mit denen wir noch als vortrefflich charakteristisch die 3 ersten Strophen aus dem Gedicht: „Die vier Weltalter", verknüpfen wollen:

„Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Auge der Gäste;
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste:
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat Alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben;
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben;
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein".

Die Schiller'sche Lyrik im weitern Sinne enthält des wahrhaft Klassischen, ewig Schönen und Erhabnen so viel, ist in so klangvoller, reicher Sprache gedichtet und bei den Balladen und Romanzen

in so reinepischer Darstellung gehalten, daß man Bände füllen müßte, wenn man alle die hohen Vortrefflichkeiten und unvergänglichen Schönheiten derselben hervorheben und erschöpfend erläutern wollte. Dies ist auch der Grund, aus welchem wir uns auf dem allzubeschränkten Raume so kurz fassen. In der musikalischen Lyrik hat Schiller nur wenige Proben gegeben. So vernehmen wir den reinen Ton des Herzens und die ungetrübte Innerlichkeit des Gemüths in den herrlichen Gesängen: „Die Erwartung," „Der Jüngling am Bache," „Des Mädchens Klage," „Thekla," „Der Pilgrim," „Die Sehnsucht." Die „Erwartung" ist in ungemeinem Wohllaut, in Harmonie, Bild, metrischer Formvollendung und ausdrucksvollem Strophenwechsel ein wunderliebliches Gedicht. Im lebendigen daktylischen Versmaße findet die frohe und rasche Erwartung des seiner Geliebten Harrenden ihren höchsten und schönsten Ausdruck; in den gleich darauffolgenden sinkenden Trochäen sind die traurigen Gefühle der Enttäuschung und in zärtlich schmachtenden Oktaven (S. Bd. III. d. Dichterhalle bei E. Schulze) die innigste und zarteste Sehnsucht des in Liebe schlagenden Herzens dargestellt. In milder elegischer Färbung und reinem poetischem Fluß ist die „Sehnsucht" geschaffen, in welcher sich der Dichter aus dem durch Nebel gedrückten Thal, d. i. aus der unpoetischen Wirklichkeit, aus dem engen dumpfen Leben, in das Reich der Ideale schwingen möchte. Aber nur der, welcher sich von der irdischen Fessel losmacht und durch eigne geistige Kraft sich erhebt, wird in die heitern Regionen des schönen Wunderlandes getragen. Diese Gedichte und die meisten Schiller'schen Romanzen sind alle lebendiges Eigenthum des ganzen deutschen Volkes geworden und können nur mit dem Volke selbst untergehn. Die Lieder im „Tell", welche der Fischerknabe, der Hirt und der Alpenjäger singen, (diese 3 Repräsentanten der Sitten und Gebräuche des Schweizervolks) geben uns ein lebendiges Bild des Landes und Volkes, von dem uns der Dichter erzählen will und versetzen uns mitten in die poetischen Reize der Alpennatur und des Lebens auf den Alpen. „Das Mädchen aus der

Fremde" ist ein allegorisches Gedicht; die Poesie ist das Mädchen, welches aus dem Himmel stammt und im Erdenthale am liebsten bei einfachen, unverdorbnen Naturmenschen wohnt, welche beseligt aus der rauhen Wirklichkeit in das Reich der Dichtung erhoben werden, durch die Schönheit und den Wohlgeruch der Blüten ihren Sinn ergötzen und durch die Früchte, „gereift auf einer andern Flur, in einem andern Sonnenlichte, in einer glücklichern Natur," ihren Geist nähren und ihr Herz erquicken. Die Ode: „Die Macht des Gesanges" bezeichnet schon durch ihre Ueberschrift ihren hohen Inhalt. Es sind darin alle Ideen an eben so viele Gleichnisse geknüpft. Die erste Strophe enthält den geheimnißvollen Ursprung der Poesie und die Wirkung derselben auf die Hörer und bereitet so „die Seele prächtig zu der ernsten und feierlichen Stimmung vor, die das Ganze hervorbringen muß." In den darauffolgenden Versen wird dem Geist eine unabsehbare Tiefe eröffnet und die Zeilen: „Und wiegt es" ꝛc. sind unglaublich schön und malerisch. „Der Dichter macht das Herz erstarren und läßt es wieder freudig schlagen." Aus den schauervollen Tiefen erhebt er uns in die glanzvollen Lichtregionen und zur höchsten menschlichen Verherrlichung. „Die Würde der Frauen" ist in Gegenstrophen gedichtet, das Silbenmaß ist äußerst glücklich gewählt, Gedanke und Gefühl, Verstand und Herz, Geist und Gemüth, Kraft und Anmuth, Energie des Willens und unbefangene Sitte, kurz die Entgegenstellung des männlichen und weiblichen Characters, sind in hohem Grade gelungen. Schiller hat es sich mehrfach zur Aufgabe gemacht, Gegensätze poetisch durchzuführen, so in: „Das Ideal und das Leben," „der Spaziergang" (Natur und Kultur) und „der Genius" (Natur und Schule). Das erstere Gedicht bezeichnet Hoffmeister als „die Blumenkrone der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen." Es zeichnet sich durch seinen tiefen Ideenreichthum, seine unübertreffliche Gedankenklarheit und unwiderstehlich hinreißende Phantasie vortrefflich aus. Schiller schrieb an Humboldt in dem Brief, worin er das Gedicht übersandte: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, so entfernen Sie Alles, was

profan ist und lesen in geweihter Stille dies Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit ihrer Frau ein und lesen es ihr vor" 2c. Im „Spaziergang," auf den sich Schiller selbst am meisten zu gut that, sind Stoff und Form innigst verschmolzen. In wenigen, aber wahren und erschöpfenden Bildern ist der ewigen Unveränderlichkeit der Natur die Kunst in ihrem nie rastenden Streben und ihrer umgestaltenden Thätigkeit gegenüber gestellt. Der Anfang und Schluß verherrlichen die reine und große Natur, in deren Mitte die menschliche Kunst eintritt. Die Klassik der beschreibenden Poesie, welche Schiller in diesem wie in manchem andern Muster- und Meisterwerk (in der „Glocke" die Feuersbrunst, im „Taucher" und in „Hero und Leander" das Meer, im „Handschuh" die Löwen und Tiger, in „Pompeji und Herculanum" das öffentliche und häusliche Leben der in der Vorzeit verschütteten Städte, 2c.) zur schönsten Vollendung gebracht hat, ist bis jetzt unerreicht geblieben. Den Spaziergang, dieses kulturhistorisch-poetische Gemälde, nennt Herder „eine Welt von Scenen, ein fortgehendes geordnetes Gemälde aller Situationen der Welt und der Menschheit." „Wenn das Gedicht gedruckt ist," sagt er ferner, „soll es mir eine Landkarte sein, die ich an die Wand schlage." Im „Spaziergang," „Genius," „Glück" und in „Ideal und Leben" findet Vilmar den feinsten Duft Schiller'scher Dichterblüte zusammengedrängt. In allen sucht der Dichter die Gegensätze in der Harmonie des Schönen auszugleichen, das philosophische Element poetisch zu durchdringen. „Das Lied von der Glocke" oder „das Lied vom Leben" wie es Hinrichs nennt, ist eine Reihe vortrefflicher Lebens- und Lehrbilder und geht die ganze Stufenleiter menschlicher Empfindungen durch. Der Glockenhall, welcher durch alle Zeiten hallen wird, ist die musikalische Begleitung des Liedes und des Lebens wechselvollen Spiels. An die auf den Glockenguß bezüglichen Arbeitssprüche des Meisters knüpfen sich Weisheitssprüche und ernste Betrachtungen des Menschenlebens. Aus dem häuslichen Kreise, dem Leben in der Familie, führt uns der Dichter in das gesellige und staatliche Leben hinein und läßt

die Glocke immer den menschlichen Gefühlen entsprechend ertönen. Wir erinnern nur an die unvergleichlich schönen Stellen: „Denn mit der Freude Feierklänge“ ꝛc., „Wenn die hellen Kirchenglocken“ ꝛc., „Hört ihrs wimmern hoch vom Thurme?“, „Von dem Dome schwer und bang“ ꝛc., „Da zerret an der Glocke Stränge“ ꝛc. Das Motto: Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango. (d. i. Lebende ruf ich, Gestorbne beklag ich und breche die Blitze) ist aus Krünitzens Encyklopädie entlehnt. Es steht auf der großen Glocke im Münster zu Schaffhausen. Schiller trug sich lange mit dem Gedichte herum. Schon in Rudolstadt (1788) ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen. Weitere Studien dafür machte er in Krünitzens Encyklopädie.

Der „Kraniche“ und des „Habsburg“ wurde schon früher gedacht. Beide Gedichte veranschaulichen die Macht des Gesanges. Dort erscheint die Poesie als rächende Gewalt, hier als lohnende Göttin, indem sie dort den im Geheimen verübten Mord an das Tageslicht zieht,*) damit die Frevler ihre verdiente Strafe erhalten, während sie hier eine in frommer Demuth verübte Handlung verkündigt und mit hohem irdischem Glücke belohnt. Der „Taucher“ trägt den Charakter des Erhabenen und stellt uns den Kampf des Menschen mit einer furchtbaren Naturkraft vor Augen. Schiller spricht die Idee des Tauchers selbst aus in den Versen:

„Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“

Der Jüngling, von der Macht der Liebe hingerissen, vergißt diese Warnung und findet dadurch seinen Untergang. „Der Handschuh“ ist nicht in wiederkehrender Strophenform gedichtet. Er entfaltet

---

*) Die Grundidee dieser Romanze hatte Schiller schon in den „Künstlern“ in folgenden Zeilen ausgesprochen:

„Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.“

die lebendigste Anschauung durch die vortreffliche ausführliche Schilderung der gewaltigen Bestien, mit denen sich der Ritter, dessen Liebe von Kunigunde auf frevelhafte Weise auf die Probe gesetzt wird, in den großartigen Kampf einläßt. Auch ihn treibt das Gefühl der Ehre, das zuerst den Taucher antrieb sich mit der furchtbaren Naturkraft in Kampf einzulassen, aus der er aber als Sieger hervorgeht, weil er nicht selbst der Versucher ist. Nur Kunigunde muß den Frevel büßen, indem sie den Ritter auf immer verliert. Den Stoff zu der Romanze: „Der Ring des Polykrates“ hat Schiller einer Erzählung des Herodot entnommen. Das übermäßige Glück des Polykrates ist dem egyptischen König Amalsis ein Beweis, daß die Götter seinen Freund beneiden und daß dieser mit jedem neuen Glück seinem Untergange näher kommt. In der zweiten Hälfte der 9ten Strophe ist der Grundgedanke ausgesprochen.

Erhabene Natur, hohe sittliche Schönheit und Größe, kühner Flug hoher Gedanken, Adel und Reinheit der Gesinnung, das ewige Recht und die Freiheit, kurz das wahre Menschenthum, durchglüht von dem Feuer großer, aber reinster Leidenschaft, waren die Grundzüge von Schiller's Charakter, Leben und Dichtung. Goethe, sein bester Freund und Beurtheiler, sagt in seinen „Gesprächen mit Eckermann“: „Durch alle Werke Schiller's geht die Idee der Freiheit und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein Andrer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die in seine Dichtungen überging; in seinem spätern Leben die ideelle. — Seine eigentliche Produktivität lag im Idealen und es läßt sich sagen, daß er hierin so wenig in der deutschen, als in einer andern Literatur seines Gleichen hat.“ 2c. Er gibt ihm ferner ein schönes Zeugniß, wenn er sagt: „Das war ein rechter Mensch und so sollte man auch sein.“ Schiller und Goethe, unsere beiden größten Dichter, standen auf der Höhe der Zeit und innerhalb derselben Kunstbildung. Ihr poetischer Genius war jedoch wesentlich verschieden und hat sich ihrer individuellen Natur nach gebildet. Goethe nahm die Welt wie sie ist, hauchte ihr einen poetischen Athem ein und

erbaute seine Kunstwerke, vom Besondern ausgehend und zum Allgemeinen aufsteigend, auf dem breiten Boden der Wirklichkeit und auf tiefen sichern Grundlagen, wodurch seine Poesien die herrliche objective Wahrheit und Lebendigkeit erhielten. Schiller aber nahm die Welt wie sie sein sollte, stieg vom Allgemeinen zum Besondern herab, machte die erhabene Idee, die Sittlichkeit zum sichern Mittelpunkt seiner Dichtungen, deren unverrückbares Ziel das gewaltige Fortschreiten ins „Ewige des Wahren, Guten und Schönen" war. Er hat sein hohes Ziel erreicht und „hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine." Der Gegensatz der Volks- oder Naturpoesie und der ideellen oder Kunstpoesie tritt uns in Goethe und Schiller entgegen, also nicht wie früher in dem Volke und einzelnen Persönlichkeiten, sondern in zwei einzelnen Dichtern. Erkennen wir Jedem derselben seine ganze Eigenthümlichkeit und volle Berechtigung zu, so wird der Streit über Goethe und Schiller aufhören. „Unsere ältere poetische Blütezeit," sagt Vilmar, „wäre nicht, was sie ist, stünde nicht in ihr Natur- oder Volkspoesie und Kunstpoesie schwesterlich neben einander; unsere zweite Blüteperiode würde nicht sein, was sie ist, wenn nicht neben Goethe Schiller stünde."

Wie weiter oben bemerkt, ist Schiller im schönsten Mannesalter, mitten in der Vollkraft seiner Jahre, von uns geschieden. Er starb frühe, um ewig zu leben. Auf der höchsten Stufe des Glückes war seine irdische Erscheinung für die Welt verschwunden. Die schönen Worte, welche Goethe über den frühen Heimgang Winkelmanns ausgesprochen hat *), lassen sich mit wenig Abänderungen auch auf Schiller anwenden. Sie mögen den Schluß über das Leben und die Betrachtung unseres unsterblichen Sängers bilden: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er vom Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht

*) Goethe's Werke. Band XXX., S. 49.

empfunden. Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns auch Achill als ewigstrebender Jüngling gegenwärtig. Daß Schiller so früh hinwegschied, kommt auch uns zu gut. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen".

Schriften von und über Schiller: Werke. Stuttg. u. Tübgn. (In sehr verschiedenen Ausgaben und jede wieder in vielen Auflagen verbreitet). — Nachträge zu Schiller's sämmtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von Ed. Boas. 3 Bde. Stuttg. 1839 — 40. — Schiller's Leben in 3 Büchern von Gustav Schwab. Stuttg. 1840. — Schiller's Gedichte in allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt, nebst einer vollständigen Nachlese und Variantensammlung zu denselben. V. Hch. Viehoff. 5 Thle. Sutig. 1840. — Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhange. Von Karl Hoffmeister. 5 Theile. Stuttg. 1838 — 40. — Schiller's Leben, verfaßt aus den Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Von Caroline v. Wolzogen. Stuttg. 1830, 43, 51. — Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. 4 Bde. Berl. — Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 6 Theile. Stuttgart 1828 — 29. — Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. Stuttg. 1830. 2c. 2c.

---

25. Die Erwartung. (1796.)

Hör ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
　　Nein, es war des Windes Wehen,
　　Der durch diese Pappeln schwirrt.

O, schmücke dich, du grünbelaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen!
Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen,
Und all ihr Schmeichellüfte, werdet wach
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille! Was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.

O, lösche deine Fackel, Tag! Hervor
Du, geistge Nacht, mit deinem holden Schweigen!
Breit um uns her den purpurrothen Flor,
Umspinn uns mit geheimnißvollen Zweigen!
Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheidnen Zeugen;
14 Nur Hesper, der Verschwiegene, allein
Darf, still herblickend, ihr Vertrauter sein.

Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ists, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonieenfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,
Die Blume neigt sich bei des Westes Kuß,
Und alle Wesen seh ich Wonne tauschen,
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuß,
Die, üppig schwellend, hinter Blätter lauschen,
Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

Hör ich nicht Tritte erschallen?
Rauschts nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süßem Tod, und seine Farben blassen;
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluten hassen.
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen.
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh ich nichts Weißes dort schimmern?
Glänzts nicht, wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen!
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer;
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen.
O, führe mir die Lebende daher,
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen!
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum —
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leis, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

26. Der Jüngling am Bache. (1803.)

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz,
Und er sah sie, fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz.
Und so fliehen meine Tage,
Wie die Quelle, rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühn.

Fraget nicht, warum ich traure
In des Lebens Blütenzeit!
Alles freuet sich und hoffet,
Wenn der Frühling sich erneut.
Aber diese tausend Stimmen
Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Busen
Mir den schweren Kummer nur.

Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ists, die ich suche,
Sie ist nah und ewig weit.
Sehnend breit ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

Komm herab, du schöne Holde,
Und verlaß dein stolzes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu ich dir in deinen Schooß.
Horch! der Hain erschallt von Liedern
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

27. Des Mädchens Klage. (1798.)

Der Eichwald brauset,
Die Wolken ziehn,
Das Mägdlein sitzet
An Ufers Grün,
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet:

„Das Herz ist gestorben,
Die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie
Dem Wunsche nichts mehr.
Du Heilige rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!"

Es rinnet der Thränen
Vergeblicher Lauf,
Die Klage, sie wecket
Die Todten nicht auf;
Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
Nach der süßen Liebe verschwundener Lust,
Ich, die Himmlische, wills nicht versagen.

Laß rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf;
Es wecke die Klage
Den Todten nicht auf!
Das süßeste Glück für die traurende Brust
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

28. Thekla. Eine Geisterstimme. (1802.)

Wo ich sei, und wo mich hingewendet,
Als mein flüchtger Schatten dir entschwebt?
Hab ich nicht beschlossen und geendet,
Hab ich nicht geliebet und gelebt?

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur, so lang sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint;
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort, wo keine Thräne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wieder finden,
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht;
Dort ist auch der Vater frei von Sünden,
Den der blutge Mord nicht mehr erreicht.

Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen sah;
Denn, wie Jeder wägt, ward ihm gewogen;
Wer es glaubt, dem ist das Heilge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen:
Hoher Sinn liegt oft in kindschem Spiel.

---

29. Der Pilgrim. (1803)

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort:
„Wandle“! riefs, „der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort;

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein;
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein“.

Abend wards, und wurde Morgen;
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer bliebs verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß:
Ueber Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinem Faden,
Warf ich mich in seinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegts in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen!
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

---

30. Sehnsucht. (1801.)

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög ich hin.

Harmonieen hör ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sichs ergehen
Dort im ewgen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh ich schwanken,
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

---

31. Lieder (aus: „Wilhelm Tell“. I. Aufzug, I. Scene).

Fischerknabe, singt im Kahn.
(Melodie des Kuhreihens.)

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.

Und wie er erwachet in seliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust.
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe bist mein!
Ich locke den Schäfer,
Ich zieh ihn herein.

Hirte, auf dem Berge.
(Variation des Kuhreihens.)

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

Alpenjäger, gegenüber auf der Höhe des Felsen.
(Zweite Variation.)

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg,

Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis,
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte und Menschen nicht mehr,
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

---

32. Das Mädchen aus der Fremde. (1796.)

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

---

33. Die Macht des Gesanges. (1795.)

Ein Regenstrom aus Felsenrissen —
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
9 Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf Einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt.
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächtgem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und, wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

---

34. Würde der Frauen. (1795.)

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und, in der Grazie züchtigem Schleier,
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft,
Unstet treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft;
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen dem Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der Wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
4 Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,

Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher, als er, in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und stolz, sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Thau.

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweist der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
8 Und der Eris rauhe Stimme
7 Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

35. Der Handschuh. (1797.)

1 Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und, wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt
Und sieht sich stumm
Rings um
Mit langem Gähnen
Und schüttelt die Mähnen
Und streckt die Glieder
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder —
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu,
Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder —
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf Einmal aus.
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wirds still;
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leun
Mitten hinein.
Und zu Ritter Delorges, spottender Weis',
Wendet sich Fräulein Kunigund:
„Herr Ritter, ist eure Lieb so heiß,
Wie ihr mirs schwört zu jeder Stund,
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter, in schnellem Lauf,
Steigt hinab in den furchtbarn Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehens die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —

Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr ich nicht!“
Und verläßt sie zur selben Stunde.

---

36. Der Taucher. (1797.)

5 „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen“.

Der König spricht es und wirft von der Höh
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
15 Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmens und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?“

Doch Alles noch stumm bleibt wie zuvor —
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und, wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und, wie mit des fernen Donners Getose,
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als gings in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wirds über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“
Und hohler und hohler hört mans heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und, würfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: Wer bringet die Kron,
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört mans näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well auf Well sich ohn Ende drängt,
Und, wie mit des fernen Donners Getose,
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und, sieh! aus dem finster flutenden Schooß,
Da hebet sichs schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ists und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken —

Und athmete lang und athmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele“.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande;
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ists fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel, mit schwindelndem Drehen
Trieb michs um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten, schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär er ins Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lags noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und, obs hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheuslichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und bräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und wars mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht ichs, da krochs heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben".

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm ich dir
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst dus noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde".

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was Keiner besteht,
Und, könnt ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen".

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell,
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen“.

Da ergreifts ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinket hin —
Da treibts ihn den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben. —

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall,
Da bückt sichs hinunter mit liebendem Blick —
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder.

---

37. Der Ring des Polykrates. (1797.)

12 Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies Alles ist mir unterthänig,“
Begann er zu Aegyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin.“ —

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
Doch Einer lebt noch sie zu rächen:
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht.“

Und, eh der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein göttlich Haar!

Getroffen sank dein Feind vom Speere;
Mich sendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor“ —
Und nimmt aus einem schwarzen Becken
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen.
„Doch warn ich dich, dem Glück zu trauen,“
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk, auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen —
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.“

Und, eh er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen, reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkundge Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand.“

Und, eh ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht mans von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!"

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen.
„Fürwahr ich muß dich glücklich schätzen!
„Doch," spricht er, „zittr ich für dein Heil:
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.

Auch mir ist Alles wohlgerathen;
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet' mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch Keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

Und, wenns die Götter nicht gewähren,
So acht auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her,
Und, was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am Höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirfs in dieses Meer!"

Und Jener spricht, von Furcht beweget:
„Von Allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen,"
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und, bei des nächsten Morgens Lichte —
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring ich ihn."

Und, als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbei geeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen;
O, ohne Grenzen ist dein Glück!"

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich ferner hier nicht hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben.
Fort eil ich, nicht mit dir zu sterben."
Und sprachs und schiffte schnell sich ein.

---

38. Die Kraniche des Ibykus. (1797.)

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
1 Zog Ibykus, der Götter Freund —

Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll —
So wandert' er, am leichten Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt von hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In gräulichem Geschwader ziehn.

Seid mir gegrüßt, befreundte Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm ich euch —
Mein Loos, es ist dem euren gleich:
Von fern her kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirthlich Dach —
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten;
Doch bald ermattet sinkt die Hand:
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.

„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und schwer getroffen sinkt er nieder.
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört — schon kann er nicht mehr sehn —
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag erhoben!“
Er ruft es und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden
Und hoffte, mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hörens alle Gäste,
11 Versammelt bei Poseidons Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz:
Verloren hat ihn jedes Herz.
8 Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?

Sinds Räuber, die ihn feig erschlagen?
Thats neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermags zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und, während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen —
Es brechen fast der Bühne Stützen —
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpf brausend wie des Meeres Wogen;
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiten stets geschweiften Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen!
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.

So schreiten keine irdschen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden;
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut,
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
15 Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn;
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

Und, glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flüchtgen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.

So jagen wir ihn, ohn Ermatten —
Versöhnen kann uns keine Reu' —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei".

So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die, unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf Einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, sieh da, Thimotheus,
Die Kraniche des Ibykus". —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!" — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well auf Well,
So läufts von Mund zu Munde schnell:

„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ists mit Dem? was kann er meinen?
Was ists mit diesem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegts mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar —
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an dens gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' ers im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

---

39. Der Graf von Habsburg. (1803.)

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
5 Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
　Das Volk in freudgem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
　Das jauchzende Rufen der Menge:
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
　Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
　Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
　Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
　Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
　Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab ichs gehalten von Jugend an,
Und, was ich als Ritter gepflegt und gethan,
　Nicht will ichs als Kaiser entbehren!"

Und, sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
　Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
　Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
　Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
　An seinem herrlichsten Feste?" —

„Nicht gebieten werd ich dem Sänger," spricht
　Der Herrscher mit lächelndem Munde,

„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern —
Ein Priester wars mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit glaubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiseit legt Jener das Sacrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet. —
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet,

Und, da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnügt noch weiter des Jagens Begier;
Der Andere die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

Nicht wolle das Gott, rief mit Demutsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und, magst dus nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst:
Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben.

So mög auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seyd ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;

1 Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

---

40. Das Lied von der Glocke. (1799.)

(Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.)

Fest gemauert in der Erden
11 Steht die Form aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.

So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ists ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
12 Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei:
Dchnell das Zinn herbei!
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise.

17 Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wirds in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh ich springen:
Wohl! die Massen sind im Fluß.
2 Laßts mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.

Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus;
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn;
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit —

O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

3 Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch ich ein,
Sehn wirs überglast erscheinen,
Wirds zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn, wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai.
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben;
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,

Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus,
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater, mit frohem Blick,
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch;
Doch, bevor wirs lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
8 Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießts mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und, was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend, ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihrs wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!

Roth, wie Blut,
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel,
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und, als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewaltger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß.
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,

Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe:
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd ists aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wirds auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang!
Wenn die Form zersprang!
Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schooß der heilgen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath.
1 Noch köstlicheren Samen bergen

Wir trauernd in der Erde Schooß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ists, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar:
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich Jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimat Hütte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts gesellge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket:
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heilge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesellgen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,

Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleißge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heilgem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König, seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hats erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.

Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock soll auferstehen,
Muß die Form in Stücke gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühnde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

8 Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruhge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz:
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.

Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ists, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet, wie ein goldner Stern,
Aus der Hülse blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielts wie Sonnenglanz;
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein, herein,
Gesellen alle! schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen,
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.
Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,

Soll eine Stimme sein von Oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der, mächtig tönend, ihr entschallt,
So lehre sie, daß Nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

---

41. Das Ideal und das Leben. (1795.)

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;

Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
5 Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
13 Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
16 Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von alten Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebe hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem stygschen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,

Ehe noch zum traurgen Sarkophage
Die Unsterbliche herunterstieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duftger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber, sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn:
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.

Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn, das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt:
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und, beharrlich ringend, unterwerfe
Der Gedanke sich des Element,
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meisels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber bringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick:
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traurger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht;
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.

Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ewge Abgrund wird sich füllen,
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz:
Da empöre sich der Mensch, es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heilgen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.

Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duftgem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
7 Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die willgen Schultern des Verhaßten
Bis sein Lauf geendigt ist. —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fliegt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
22 Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

---

42. Der Spaziergang. (1795.)

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt,

Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
 Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
 Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir:
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
 Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
 Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
 Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
 Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
 Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt brausts aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
 Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht, in duftende Kühlung
 Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
 Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
 Sparsames Licht und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
 Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
 Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß der gählings unter mir abstürzt,
 Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh ich den Aether, über mir endlos,
 Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh und der ewigen Tiefe
 Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
 Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.

Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
2 In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schwimmender Streif, die länderverknüpfende Straße;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin;
Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
Traulich rankt sich die Reb empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz;
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die frembere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ists, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Regel wird Alles, und Alles wird Wahl, und Alles Bedeutung.
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an;
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsigen Kern hebt sich die thürmende Stadt.
4 In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faune verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wirds um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.

Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt *ein* Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von *einem* Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze.
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein;
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescheerend, erscheinen sie: Ceres vor Allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
13 Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
18 Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke.
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl“.
Ruhet sanft, ihr Geliebte! Von euerem Blute begossen,
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.
4 Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.

Mulcibers Amboß tönt von dem Takt geschwungener Hämmer;
Unter der nervigen Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel;
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn vom fröhlichen Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühnden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
14 Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und, vom Meisel beseelt, redet der fühlende Stein;
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein;
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Cirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl.
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.

Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der beglückte! Zerriß er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,
Von der heilgen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt nächtlich der flutende Strom;
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist Nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur;
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
14 Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund;
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn;
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg;
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund;
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trübende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit —
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt —
Aufsteht mit des Verbrechers Wuth und des Elends die Menschheit
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlassenen Flur kehr er gerettet zurück!

Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt,
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand,
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz;
Immer Dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

---

43. Der Genius. (1795.)

„Glaub ich,“ sprichst du, „dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren,
Das der Lehrlinge Schar sicher und fertig beschwört?

Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mißtrauen, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul ihr Siegel gedrücket,
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
Sage du mirs! du bist in diese Tiefe gestiegen,
Aus dem modrigen Grab kamst du erhalten zurück.
Dir ist bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt?
Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn es!
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht." —
Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt —
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt,
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet
Und verborgen im Ei, reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies? —
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen;
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Todten gesucht,
Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
Das geweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.

Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt;
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust;
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt dus gewiß, schweigen auf ewig, wie heut;
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
O, dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
Dich kann die Wissenschaft Nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit ehrnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilts. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort.
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

---

44. Pompeji und Herkulanum. (1796.)

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schooß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
8 Griechen, Römer, o kommt! o seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu bauet sich Herkules Stadt.
6 Giebel an Giebel steigt, der räumige Porticus öffnet
Seine Hallen: o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich flutend die Menge herein!
2 Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
1 Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!

1 Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
2 Was für Gestalten sind das auf dem curulischen Stuhl?
3 Traget, Liktoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
4 Richtend der Prätor, der Zeuge trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich, mit erhöhtem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zinnen
Reihen um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Oeffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren,
In die schaudrige Nacht falle der lustige Tag!
Siehe wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt.
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
16 Fasset der muntre Feston reizende Bildung ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehen.
14 Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf einem
13 Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben! was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven, bestellet den Herd!
Kauft, hier geb ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an!
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was, der Bräutigam sendet,
3 Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck.
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke find ich noch hier in dem gehöhlten Krystall.

Aber wo bleiben die Männer? Die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz, seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt,
Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?
7 Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommt, o zündet —
Lang schon entbehrte der Gott — zündet die Opfer ihm an!

---

45. Das Glück. (1798.)

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm ist, eh er es lebte, das volle Leben gerechnet;
Eh er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.
Groß zwar nenn ich den Mann, der, sein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und, was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Muth.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren;
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab!
Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben.
Oben in Jupiters Reich, herrscht, wie in Amors, die Gunst.
Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockige Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt;
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele;

In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein.
Ungehofft sind sie da und täuschen die stolze Erwartung;
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höhn.
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefällt, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die herrschaftgebende Binde:
Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück.
Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück,
Ihm zu Füßen legt sich der Leu, das brausende Delphin
Steigt aus den Tiefen, und fromm beut es den Rücken ihm an.
Ein geborner Herrscher ist alles Schöne und sieget
Durch sei ruhiges Nahn, wie ein unsterblicher Gott.
Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt.
Ihn, den die Lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid ich,
Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick,
13 War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwert,
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,
Daß sie sein Zürnen geehrt und, Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.
Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos,
Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geschenk!
Laß sie die Glückliche sein; du schaust sie, du bist der Beglückte!
Wie sie ohne Verdienst glänzt; so entzücket sie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herab kommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt!
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte;

Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.
2 Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage,
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab,
Aber die Freude ruft mir ein Gott auf sterbliche Wangen,
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.
Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden:
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

---

46. Der Mond und die Sterne.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerältste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran.
Die Heerde, kannst du sie mir deuten,
Und auch den Hirten zeig mir an!

47. Der Blitz.

Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloß nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen,
Der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht, wie dünne Halmen,
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer:
Wie's tödtet, ist es todt!

---

48. Epigramme und Distichen.

I. Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege:
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

II. Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling:
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

III. Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes: du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes: du streust Keime der göttlichen aus.

IV. Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die Andern es treiben;
Willst du die Andern verstehn, blick in dein eigenes Herz.

V. Menschliches Wirken.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engesten Kreis höret der Weiseste auf.

VI. Sprache.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr.

VII. Die zwei Tugendwege.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf:
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

VIII. Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

August Wilhelm v. Schlegel.

Der Völkersitten, mancher fremden Städte
Und ihrer Sprachen frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren
Vereinigend in eines Wissens Kette,
Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst, wie unterm Schutz der Laren
Stets dichtend, aller, die es sind und waren,
Besinger, Muster, Meister im Sonette.
Der Erste, ders gewagt auf deutscher Erde
Mit Shakspeare's Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:
Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt, doch dieß Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.

Schücking. Rhein. Jahrb. f. 1846.

August Wilhelm v. Schlegel entstammt einer gründlich-gebildeten Dichterfamilie, ist der Sohn des geistlichen Liederdichters Joh. Adolf Schlegel und der Neffe des Dramatikers Joh. Elias Schlegel. Er wurde am 8. September 1767 zu Hannover geboren, wo sein Vater damals Geistlicher war. Im elterlichen Hause und auf der Schule zu Hannover genoß er eine glückliche Erziehung und wurde frühzeitig angeregt und gründlich vorgebildet. In Göttingen studirte er erst Theologie und dann Philologie, wurde mit Bürger befreundet und wetteiferte mit demselben in melodischer Beherrschung der Sprache. Was Bürger für ihn war, das erfahren wir aus dem schönen Sonett „An Bürgers Schatten“, das er 1810, also lange nach Bürgers Tod, gedichtet:

„Mein Meister in der Kunst der Lieder,
Der über mich, als meiner Jugend Morgen
Noch meinen Namen schüchtern hielt verborgen,
Der Weihung Wort sprach, väterlich und bieder!

Den deutschen Volksgesang erschufst du wieder,
Und durftest nicht gelehrte Weisen borgen;
Doch Müh, verworrne Leidenschaften, Sorgen,
Sie drückten früh dein krankend Leben nieder.

Zürnst du, daß ich zu männlich strenger Sichtung
Des reinen Golds von minder edeln Erzen
An deines Geists Gepräge mich entschlossen?

In dumpfen Tagen schien der Quell der Dichtung
Dir schon versiegt; er hat sich neu ergossen,
Doch tragen wir dein wackres Thun im Herzen!“

Von Göttingen ging Schlegel nach Amsterdam, wo er 3 Jahre als Hauslehrer lebte. Hierauf wandte er sich nach Jena, ward Professor daselbst (1798—1801), trat mit Goethe in Beziehung, corrigirte dessen römische Elegien, arbeitete fleißig für Schiller's „Horen“ und für die „Allgemeine Literaturzeitung“ und begann seine klassische Uebersetzung Shakspeares'scher Dramen, deren mächtigen Einfluß auf die deutsche Bühne und die deutsche Dichtkunst kein Gebildeter mehr verkennen wird. Mit seinem Bruder Friedrich gab er die Zeitschrift „Das Athenäum“ heraus (1796—1801) und dann die „Charakteristiken und Kritiken“ (1801). Beide Brüder lebten damals ein reiches, wissenschaftlich poetisches Leben und bald schlossen sich ihnen Tieck, Novalis und andere gleichgesinnte Freunde an, welche den Kreis der Romantiker bildeten. Aug. Wilh. v. Schlegel war der eigentliche Begründer und Vater der romantischen Schule, die damals in Kotzebue und seinen Verbündeten eine gefährliche Großmacht zu bekämpfen hatte, und, obwohl sie für die bessere Sache stritt und ihre Waffen mit mehr Geschick zu führen wußte, doch oft dem Gegner das Feld überlassen

mußte. Schlegel's 5aktiges Schauspiel „Jon“ (1803) zeichnet sich mehr durch erhabnen griechischen Rhythmenschwung, als durch das Wesen der Poesie aus, die einem deutschen Drama eigen sein muß. Durch sein „Spanisches Theater“ (1803—1809) hat er in meisterhafter Uebersetzung Calderon'scher Stücke diesen Dichter erst recht in Deutschland eingeführt und die „Blumensträuße der italischen, spanischen und portugiesischen Poesie“ eröffneten auch in der Lyrik der romanischen Dichter einen neuen und weiten Blick für unsere Lyriker, die nach Schlegel's Vorbild die Meisterschaft in den südlichen Dichtungsformen zu erlangen strebten. Am eifrigsten wurde das Sonett *) gepflegt. Schlegel, Rückert, Platen, Geibel, Uhland u. A. haben Vorzügliches darin geleistet.

Mit der als Schriftstellerin berühmten Frau Baronin von Staël-Holstein, einer Tochter des französischen Ministers Necker, ging Schlegel 1805 auf Reisen. Er bereiste Frankreich, Italien und Dänemark, ward 1809 in Stockholm schwedischer Legationsrath, begleitete 1813 als geheimer Cabinetssekretär den Kronprinzen von Schweden (dem er auch die Erneuerung seines Adels verdankt), durch Deutschland und lebte nach den Befreiungskriegen wieder bei seiner Freundin der Frau von Staël auf deren Gute Copet in der Schweiz. 1818 wurde er Professor an der neuerrichteten Universität zu Bonn, wo er Vorlesungen über Literatur und Geschichte hielt und vorzugsweise das Studium des Indischen anregte. Der langumgetriebene Wanderer, welcher fremde Sitten und fremde Zungen

---

*) Das Sonett (Klanggedicht) hat eine besonders künstliche Form; es ist meist jambisch und besteht aus 14 gleichlangen Versen, die in 2 vierzeilige und 2 dreizeilige Strophen eingetheilt sind. Die acht ersten Verse dürfen nur 2 Reime enthalten, von denen jeder in verschiedenen Verschränkungen 4mal anklingt. In den 2 dreizeiligen Strophen können 2 auch 3 Reime in mannichfaltiger Aufeinanderfolge vorkommen. Die gewöhnliche Reimstellung ist abba abba cdc cdc. Unter allen Sonettendichtern sind der Italiener Petrarka und der Portugiese Camoëns am größten. (Vergl. Bd. II., S. 299 und 500). Shakspeare's Sonette sind nicht genug geschätzt; auch Bürger und Goethe habe einzelne treffliche Sonette; nur Schiller wendete diese Form nicht an. In unserer Zeit dichtet fast Jeder, dem einmal ein Vers gelungen, auch Sonette.

kennen und üben lernte, hatte nun endlich einen festen Wohnsitz; doch führten ihn seine orientalischen Studien noch nach Frankreich und England. In Bonn richtete er eine indische Druckerei ein und übernahm die Aufsicht über das Museum vaterländischer Alterthümer. Schlegel war zweimal verheirathet, das erstemal mit der Tochter des Professors Michaelis in Göttingen, das anderemal mit der Tochter des Kirchenraths Paulus in Heidelberg. Beide Ehen wurden aber nach kurzer Zeit wieder getrennt. Mit den Jahren wuchs auch Schlegel's beispiellose Eitelkeit und Gefallsucht. Er starb zu Bonn am 12. Mai 1845 in dem hohen Alter von beinahe 78 Jahren.

Schlegel war ein Mann von kritischem Scharfsinn, umfassender Gelehrsamkeit und außerordentlicher Belesenheit fast in allen Literaturen. Als tüchtiger Kritiker kämpfte er im Bunde mit seinem Bruder und Tieck gegen das Schwache und Schlechte, meisterte aber auch oft in eitler Selbstüberschätzung die Meister und warf sich unberufen zu ihrem Herrscher und Kunstrichter auf, obwohl er ihnen früher persönlich und literarisch die größte Verehrung erwiesen hatte. In Goethe verehrte er immer noch den Meister des Jahrhunderts, aber das ursprüngliche Heroenthum des Schillerschen Dichtergenius wollte er nicht anerkennen. Als Uebersetzer ist er bis jetzt unübertroffen. Er hatte die seltene Gabe sich völlig in die Individualität der fremden Dichter zu versenken und sie ganz wieder zu geben. In reinster Harmonie vermochte er das seelenvolle Spiel einer jeden meisterhaft gespielten Leier nachzuspielen. Alles Schöne der Erde war ihm zugänglich; er hat es nicht blos dem Sinne nach übersetzt, sondern durchaus poetisch und so „Geist, Duft und Farbe des Originals mit seltenster Treue" wieder gegeben. Durch ihn ist der große Britte erst vollkommen deutsches Eigenthum geworden. Schlegel's eigene poetische Schöpfungen sind lange nicht bedeutend genug, um ihm literarische Unsterblichkeit zu sichern, die er sich durch literarhistorische Kritik, durch sein vortreffliches Uebersetzungstalent und als Vermittler der deutschen und ausländischen Literatur erworben hat. Von sich und seinen

Freunden vielfach überschätzt, können wir in seinen Gedichten nur den Meister schöner Sprache, Klarheit des Styls und durchsichtiger, vielfach klassischvollendeter Formen bewundern; denn dem Inhalte nach sind sie meist kühl und reflektirend und haben es mehr mit dem Kopfe als mit dem Herzen zu thun. Das der Liebe gewidmete „Abendlied für die Entfernte“ und die „Todtenopfer für Augusta Böhmer,“ eine Reihe von Klageliedern über den frühen Tod seiner Stieftochter, sprechen unter allen seinen lyrischen Poesien am meisten zum Herzen. Die vielgepriesene und bekannte Romanze „Arion“ ist in Schiller's Balladenjahr und in der Pracht Schillerscher Diktion gedichtet und hat ihren großen Beifall mehr dem Zauber und der Fülle des höchsten Wohllauts als der poetischen Kraft und Composition zu verdanken. Der Gesang Arion's, durch dessen Macht er auf die Thierwelt wirken will, ist poetisch unbedeutend und würde wohl schwerlich den Erfolg gehabt haben, den ihm der Dichter zuschreibt. Viel besser ist diese Stelle im Tieckschen Gedicht. Der schöne Mythus von Arion ist ein so reichpoetischer Stoff und es ist zu wundern, daß noch keiner unter den neuern begabten Dichtern denselben aufgenommen und zum klassischen Gedicht umgestaltet hat.

Wir haben oben schon erwähnt, wie sehr sich Schlegel der metrischen Formen des Südens bemeisterte, so daß er sich in gewisser Beziehung Meister und Musterdichter des Sonetts nennen konnte. Was von diesen modernen Formen gilt, das gilt aber auch von den antiken Rhythmen. Seine „Silbenmaße“ (z. B. „Der Hexameter“, „Die Elegie“ ꝛc.) zeigen die hohe rhythmische Vollendung, welche auch die deutsche Sprache fähig ist. Die Elegie „Rom,“ in antiken Versen gedichtet, behandelt die Gründung und Geschichte der Weltstadt und ihres Reiches bis in unsere Zeit und ist eine der allerbesten Dichtungen Schlegels, die nur ihres großen Umfangs wegen hier nicht aufgenommen werden konnte.

Schriften: Shakspeare's dramatische Werke übersetzt von Aug. Wilh. v. Schlegel und Ludwig Tieck. (In verschiedenen Ausgaben und Auflagen und die vorzüglichste

unter allen Shakspeare-Uebersetzungen.) — Athenäum. Zeitschrift von ihm und Fr. v. Schlegel. Berlin 1798; ebenso Charakteristen und Kritiken. Königsberg. 1801. — Musenalmanach von A. W. v. Schlegel und Tieck. Tübingen 1802. — Jon. Ein Schauspiel. Hamburg 1803. — Spanisches Theater. Berlin 1803—9. (Schauspiele von Calderon). — Blumensträuße. Berlin 1804. — Ueber dramatische Kunst und Literatur. Vorlesungen. Heidelberg 1809—11. Neue Auflage 1817. — Indische Bibliothek. Bonn 1823—30. — Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Böcking. XII. Bde. Leipzig 1845.

49. Todten-Opfer für Auguste Böhmer. (1800.)

I. Sinnesänderung.

Ich wollte dieses Leben
Durch ein unendlich Streben
Zur Ewigkeit erhöhn.
Ich fragte nicht nach drüben,
Mein Hoffen und mein Lieben
War mir hienieden schön.

Was die Natur gewoben,
Was Menschen drauf erhoben,
Verband mir Poesie.
So wähnt ich klar zu lösen
Das Gute sammt dem Bösen
Zu hoher Harmonie.

Was plötzlich abgebrochen,
War dennoch ausgesprochen
Dem ordnenden Gefühl:
Ein Lied war mir die Jugend,
Der Fall der Heldentugend
Ein göttlich Trauerspiel.

Doch bald ist mir zerronnen
Der Muth, so dieß begonnen,
Die Gnügsamkeit in Dunst.
Gefesselt vom Verhängniß
Im irdischen Gefängniß:
Was hilft mir weise Kunst?

Die Rose, kaum entfaltet,
Doch süßer mir gestaltet
Als aller Schmuck der Welt,
Die hat ein Wurm gestochen,
Die hat der Tod gebrochen,
Die hat der Sturm gefällt.

Nun schau ich zu den Sternen,
Zu jenen ewgen Fernen,
Wie tief aus öder Kluft;
Und, ihre blauen Augen
Dem Himmel zu entsaugen,
Küß ich die leere Luft.

O, werde mein Orakel,
Du, die du ohne Makel
Der falschen Welt entflohst!
Sieh mich in meiner Demuth
Und hauch in meine Wehmuth
Der zarten Liebe Trost.

Wenn dort die Ros' erblühte,
So sei die heilge Güte
Endlos gebenedeit.
Zwar sehnlich werd ich schmachten,
Doch nicht vermessen trachten
Aus dieser Sterblichkeit.

Wo ich mich wiederfinde
Bei meinem süßen Kinde
Muß Heil sein, Wonn und Licht.
Sie wird, wenn meiner Zungen
Der Klagelaut verklungen,
Mein himmlisches Gedicht.

Den strahlenden Karfunkel
Nahm ich in grausem Dunkel
Der Schlange Tod vom Haupt.
Ich will ihn bei mir tragen,
In allen Lebenstagen
Wird er mir nie geraubt.

II. Der erste Besuch am Grabe.

Schon Wochen sind es, seit sie hier versenket
Den süßen Leib, von aller Huld umflossen,
Der das geliebte Wesen eingeschlossen,
Zu dem umsonst mein Sehnen nun sich lenket.

Welk ist der Kranz, dem Grabe frisch geschenket,
Und nicht ein Halm dem Hügel noch entsprossen;
Die Sonne zielt mit glühenden Geschossen,
Kein Thau noch Regen hat den Staub getränket.

Auch werd ich dazu nicht des Himmels brauchen.
Kehr dich nur weg, fühlloses Weltenauge!
Ihr Wolken mögt euch anderswo ergießen.

Nur meine Thränen, heilger Boden, sauge!
Bei warmem Liebesblick und kühlem Hauche
Der Seufzer sollen Wunderblumen sprießen.

III. An Novalis. (1801.)

Du Theurer, dem ich dieses Lied gesendet,
Muß ich dich selbst schon suchen bei den Todten?
Zur Todtenfeier hab ich dich entboten:
Nun wird ein Todtenopfer dir gespendet.

Wer sich zu ferner Lieben Heimat wendet,
Dem wird gar mancher zarte Gruß geboten;
So find in dir mein Sehnen einen Boten,
Wenn je mein Herz dir liebend sich verpfändet.

Sag ihr: — doch in der Sprache jener Sphären
Verstummt der Laut des Schmerzes, den ich meine,
Und diese Trauer läßt sich dort nicht nennen.

O könntest du den Perlenschmuck der Zähren
Ihr bringen, die ich ihr und dir nun weine!
Für wen sie fließen, weiß ich nicht zu trennen.

---

50. Abendlied für die Entfernte. (1789.)

Hinaus, mein Blick! hinaus ins Thal!
Da wohnt noch Lebensfülle;
Da labe dich im Mondenstrahl
Und an der heilgen Stille.
Da horch nun ungestört, mein Herz,
Da horch den leisen Klängen,
Die, wie von fern, zu Wonn und Schmerz
Sich dir entgegen drängen.

Sie drängen sich so wunderbar,
Sie regen all mein Sehnen.
O sag mir, Ahnung, bist du wahr?
Bist du ein eitles Wähnen?

Wird einst mein Aug in heller Lust,
Wie jetzt in Thränen, lächeln?
Wird einst die oft empörte Brust
Mir selge Ruh umfächeln?

Und rief auch die Vernunft mir zu:
Du mußt der Ahnung zürnen,
Es wohnt entzückte Seelenruh
Nur über den Gestirnen,
Doch könnt ich nicht die Schmeichlerin
Aus meinem Busen jagen:
Oft hat sie meinen irren Sinn
Gestärkt empor getragen.

Wenn Ahnung und Erinnerung
Vor unserm Blick sich gatten,
Dann mildert sich zur Dämmerung
Der Seele tiefster Schatten.
Ach, dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit verweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wärst dann du Menschenleben!

So hoffet treulich und beharrt
Das Herz, bis hin zum Grabe;
Mit Lieb umfaßts die Gegenwart,
Und dünkt sich reich an Habe.
Die Habe, die es selbst sich schafft,
Mag ihm kein Schicksal rauben:
Es lebt und webt in Wärm und Kraft,
Durch Zuversicht und Glauben.

Und wär in Nacht und Nebeldampf
Auch Alles rings erstorben,
Dieß Herz hat längst für jeden Kampf
Sich einen Schild erworben.

Mit hohem Trotz im Ungemach
Trägt es, was ihm beschieden.
So schlummr ich ein, so werd ich wach,
In Lust nicht, doch in Frieden.

---

51. Arion*). (1797.)

5 Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt in seiner Hand;
Damit ergötzt er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte, goldbeladen,
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Corinth.
Eh in die Fremd er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß dirs in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.“

Arion sprach: „„Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd ich einst mich laben;
Des weiten Ruhmes froh bewußt!““

---

*) Vergl.: „Arion“ v. Ludw. Tieck.

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm.
„„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken
Und jubeln in der Gäste Schwarm."" —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab." —
„„So wollt ihr mich verderben;
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab."" —

„Nein, nein! wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt." —

„„Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag,
Daß ich nach Zitherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.

Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag.““ —

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn;
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.““ —

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
13 Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande
Und sieht ins blaue Meer hinein.

Er sang: „„Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir ins Schattenreich!
5 Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr Friedlichen, schon grüß ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
3 Du gingst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da, wie ein Traum zeronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick. —

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!"" —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh Fluten ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salzgem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinnge Thier.

Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen springen,
Wie nach der Saiten Klingen,
Rings in dem bläulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arion's volles Herz:

„„Leb wohl, und könnt ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
18 Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn.““

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

Er tritt hinein: „„Vom Wanderleben
Nun ruh ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.

Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.""

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll Jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich unbesorgt."

Und als im Hafen Schiffer kamen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr." —
„Wir ließen, recht im Glücke,
Ihn zu Tarent zurücke." —
Da, siehe, tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar,
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden,
Er ist zum Gotte worden.
O, schläng uns nur die Erd hinein!" —

„„Er lebet noch, der Töne Meister:
Der Sänger steht in heilger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister:
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren:
Nie labe Schönes euern Muth!““

---

52. Der Hexameter.

Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umschränkt ist,
Daß der umwölbende Himmel die Schar zahlloser Gestirne
Bei hellathmender Luft abspiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüth der Hexameter; ruhig umfassend,
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in den Schooß auf
Kreisender Flut, urväterlich so den Geschlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weithin strömenden Herrscher,
Alle Gewässer auf Erden entrieselen oder entbrausen.
Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, mühvolleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog Abgründe
Sturm aufwühlt, und den Kiel in den Wallungen schaukelnd dahinreißt:
So kann ernst bald ruhn, bald flüchtiger wieder enteilen,
Bald, o wie kühn in dem Schwung! der Hexameter immer sich selbst gleich:
Ob er zum Kampf des heroischen Liedes unermüdlich sich gürtet,
Oder der Weisheit voll, Lehrsprüche den Hörenden einprägt,
Oder geselliger Hirten Idyllien lieblich umflüstert.
Heil dir, Pfleger Homers, ehrwürdiger Mund der Orakel!
Dein will ferner gedenken ich noch und andern Gesanges.

Friedrich v. Schlegel.

Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Friedr. v. Schlegel.

Friedrich v. Schlegel, geboren am 10. März 1772 zu Hannover, ist der jüngere Bruder von Aug. Wilh. v. Schlegel, mit dem er an der Grenze zweier Jahrhunderte auf dem Gebiete der Aesthetik reformirte, überhaupt den romantischen Standpunkt, das Wesen nationalliterarischer Wirksamkeit und die unersättliche Wanderlust gemein hatte, aber in wissenschaftlicher und religiöser Ueberzeugung weit wankelmüthiger war. Anfangs zum Kaufmann bestimmt, entsagte er nach bestandener Lehrzeit diesem Berufe und wandte sich in seinem 16. Jahre mit glühendem Eifer und ausdauernder Anstrengung den gelehrten Studien zu. Auf den Hochschulen zu Göttingen und Leipzig befaßte er sich hauptsächlich mit philologischen Wissenschaften und konnte sich nach Abschluß seiner akademischen Studien wohl rühmen, alle aus dem klassischen Alterthum der Griechen nnd Römer überkommenen Schriftsteller von einiger Bedeutung aus eignem Studium zu kennen. In Berlin lebte er mit Schleiermacher in vertrautem Umgange. Unterstützt von der Fülle der Gelehrsamkeit und der Originalität des Gedankens wußte er die historisch-kritischen Waffen mit Erfolg zu führen und seine gediegenen Aufsätze im „Athenäum" sind von dem Standpunkt aus geschrieben, den Goethe nach seiner italischen Reise und Schiller in seinen ästhetischen Abhandlungen zu erkennen gab. Sein üppiger und berüchtigter Roman „Lucinde" erschien 1799.

Er ist das Bekenntniß einer wüsten Sinnlichkeit und wurde später für die frivole Genialität des neuen Literatenthums eine verderbliche Quelle. Der Himmel mag es Schlegeln verzeihen, daß er eine Lucinde geschrieben, die Muse kann es ihm nimmer vergeben. 1800 trat Schlegel als Privatdocent in Jena auf und obwohl er hier durch freiwillige Dienste der Kritik für Goethe's Bestrebungen wirkte, so trat doch die romantische Idee bei ihm schon damals entschieden hervor. Die Zeit rückte immer näher, in der er vergebens nach einem festen Ankergrund suchte, obwohl er denselben durch seinen Glaubenswechsel im Schooße der katholischen Kirche gefunden zu haben glaubte. Sein Trauerspiel „Alarcos" ist ein unwiderlegbarer Beweis für seine poetische Zeugungsschwäche in der Dramatik. Es ist eine seltsame Vermischung antiker und romantischer Elemente und zeigt, auf welcher Irrfahrt der Dichter begriffen war. 1802 lebte er einige Zeit in Dresden und ging dann mit seiner Gattin Dorothea, einer Tochter des Moses Mendelsohn, die er ihrem Gatten (Veit) entführte und mit der er sich auch in die katholische Kirche geflüchtet hat, nach Paris. Das Reisen war ihm bereits zur andern Natur geworden; er war so daran gewöhnt, „daß er eine kleine Fahrt nach London und Madrid nicht mehr für eine Reise rechnete", ähnlich wie der Mann, welcher 4 Erdtheile (nur Amerika nicht) bereist hat, jetzt in Deutschland lebt und im Sommer einen kleineu Ausflug nach Moskau, Konstantinopel, Neapel oder Lissabon macht. In Paris hielt er philosophische Vorlesungen, beschäftigte sich mit der Kunst und den südeuropäischen Sprachen, namentlich aber mit indischer Sprache und Literatur und legte die Frucht letzteren Studiums in der Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder" (1808), nieder, ein Werk, das spätern Dichtern die Schätze des Orients erschloß und das Studium des Sanskrit in Deutschland einleitete. In Cöln ging Schlegel mit seiner Frau zur katholischen Kirche über, ein Schritt, zu dem er sich längst im Stillen vorbereitet hatte. Die philosophische Mystik des Jak. Böhme und die poetische des Angelus Silesius (Scheffler) gaben seinem Geiste reiche Nahrung. Seit seinem

Glaubenswechsel verlor er sich immer mehr ins Unklare und Dunkelmystische und trat als entschiedener Gegner politischer und religiöser Freiheit auf. Von Köln wandte er sich 1808 nach Wien, wo er Sekretär bei der Hof- und Staatskanzlei wurde. Wie sein Bruder im Feldzuge 1813 als Cabinetssekretär des schwedischen Kronprinzen Bernadotte die meisten Proklamationen desselben verfaßte, so schrieb er als kaiserlicher Hofsekretär im Hauptquartier des Erzherzogs Karl 1809 die berühmten oesterreichischen Proklamationen gegen Napoleon, welche in „ganz Deutschland Aufsehen erregten und als Vorboten glorreicher Thaten betrachtet wurden". Später ging er als Legationsrath der oesterreichischen Gesandtschaft beim deutschen Bundestage nach Frankfurt, kehrte aber wieder 1818 nach Wien zurück. In Dresden hielt er im Winter 18²⁸/₂₉ eine Reihe von Vorlesungen über die Philosophie des Lebens. Mitten in denselben überraschte ihn beim Mittagsmahle der Tod am 11. (12. ?) Januar 1829.

Wohl selten hat ein Schriftsteller so merkwürdige innere Revolutionen und geistige Verwandlungen durchgemacht als Fr. v. Schlegel. Seine lyrischen Poesieen sind dem Umfange nach geringer, als die seines Bruders, auch bleiben sie in Klarheit und Eleganz des Ausdrucks, wie in formeller Schönheit hinter denselben zurück, erheben sich aber vielfach durch den wahrhaft lyrischen Ton reiner Empfindung, der freilich durch die starke Beimischung der Mystik zuletzt immer dunkler klingt. Groß und von bleibendem Werth sind seine Verdienste im Gebiete der Literaturgeschichte. Trotz aller Mängel, an denen die literarischen Arbeiten der beiden Schlegel leiden, müssen wir doch gestehen, daß Brüderpaare wie Schlegel, Humboldt und Grimm sich in keiner andern Nation wieder finden.

Schriften: Die Griechen und Römer. Hamburg 1797. — Geschichte der griechischen Poesie. Berlin 1798. — Lucinde. Ein Roman. Berlin 1799. — Alarcos. Ein Trauerspiel. Berlin 1802. — Ueber die Sprache und Weisheit der Inder. Heidelberg 1808. — Vorlesungen über die neuere Geschichte. Wien 1811. — Geschichte der alten und neuern Literatur. Vorlesungen, gehalten zu Wien 1812. II. Thle. Wien 1813—15. (Bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von Th. Mundt. 2 Bde. Berlin 1842—43). — Philosophie der Geschichte, in 18 Vorlesungen gehalten zu Wien. 2 Bde. Wien 1829. — Sämmtliche Werke. 2. Originalausgabe X. Bde. Wien 1845—46.

53. Gelübde.

Es sei mein Herz und Blut geweiht
Dich, Vaterland, zu retten,
Wohlan, es gilt, du seist befreit,
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath
In deinem Schooß sich betten.

Wer hält, wem frei das Herz noch schlägt,
Nicht fest an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur sich regt
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten sonder Zahl
Und jeder Kunst Gebilde.

Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben.
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.
Es schafft ein ernster, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So spottet Jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns Allen.
So wills das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Loose fallen.
Ja, sinken wir der Uebermacht,
So wolln wir doch zur ewgen Nacht
Ruhmreich hinüber wallen.

---

54. Freiheit.

Freiheit, so die Flügel
Schwingt zur Felsenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft,
Sprich aus dem Gesange,
Rausch in deutschem Klange,
Athme Waldes Duft!

Was mit Lust und Beben
In die Seele bricht,
Dieß geheime Leben,
Ist es Freiheit nicht?
Diese Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Sinne spricht?

Frei sich regt und froher
Ahnung in der Brust,
Und des Waldes hoher
Geist wird uns bewußt;
Linde Blütenwellen
Schlagen an und schwellen
Höher stets die Brust.

Höher noch entzündet
Flammt der Geist empor,
Wessen Herz verbündet
Sich der Freund erkor.
Für die Freiheit sterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todeswunden
Sturm die Edlen fort;
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zusammen
Zu der Sonne dort.

Ach! dem Vaterlande
Wird der Geist nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als seinen Herrn;
Kühnen Stolzes schlagen
Freie Herzen, wagen
Dafür Alles gern.

Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da sind edle Mächte
Noch der Freiheit Schild;
Jeder stark alleine,
Stärker im Vereine,
Ist des Ganzen Bild.

Doch die höchste Liebe
Stimmt wohl andern Lauf:
Daß ihr Eines bliebe,
Gibt sie Alles auf:
Irdisch hier in Thränen,
Steigt ihr sanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer, in sich versenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt:
Ledig aller Sorgen,
Ist der ewge Morgen
Seinem Geist geschenkt.

Eins sind diese Dreie,
Eine Freiheit ganz;
Einer Sehnsucht Weihe
Flicht zu Einem Kranz:
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen
Und des Himmels Glanz.

Freiheit, ja ich fühle
Deine Liebesglut;
Du bist der Gefühle
Herz und Lebensblut.
Sprich aus dem Gesange,
Rausch in Adlers Klange,
Athme deutschen Muth!

---

55. Im Speßhart.

Gegrüßt sei du viel lieber Wald!
Es rührt mit milder Lust,
Wenn Abends fern das Waldhorn schallt,
Erinnrung mir die Brust.

Jahrtausende wohl standst du schon,
O Wald! so dunkel, kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn,
Und webtest fort dein Grün.

Wie mächtig dieser Aeste Bug,
Und das Gebüsch, wie dicht!
Was golden spielend kaum durchschlug
Der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben strecken sie den Lauf,
Die Stämme grad und stark;
Es strebt zur blauen Luft hinauf
Der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
Geheimes Lebensblut,
Der Blätterschmuck der Krone schwillt
In grüner Frühlingsglut.

Natur, hier fühl ich deine Hand
Und athme deinen Hauch,
Beklemmend dringt, und doch bekannt,
Dein Herz in meines auch.

Dann denk ich, wie vor alter Zeit,
Du dunkle Waldesnacht,
Der Freiheit Sohn sich dein gefreut,
Und was er hier gedacht.

Du warst der Alten Haus und Burg;
Zu diesem grünen Zelt
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
Frei war noch da die Welt.

---

56. Das versunkene Schloß.

Bei Andernach am Rheine
3 Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh.

Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.

Da findt nicht Grund, noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund,
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund.
So schritten zween Wandrer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein Andrer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See versank,
Ihr mir die Kunde sagen,
So habet dessen Dank.
Ich wandre schon seit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein."

Der Jüngste von den Zween
Bereit der Frage war.
Er sprach: „Das soll geschehen,
So wie ichs hörte zwar.
Als noch die Burgen stunden,
Lebt da ein Ritter gut,
In Trauer fest gebunden,
Grämt er den stolzen Muth.

Warum er das muß dulden,
Hat Keiner noch gesagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht,

Ob eigne Missethaten
Ihn rissen in den Schlund,
Wo Keiner ihm mag rathen
In offnen Grabes Mund."

So sprach von jenen Beiden
Der Jüngste an dem Ort,
Der Fremdling dankt den Beiden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: „Mit nichten,
Wie sprichst du falsch, mein Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
Findt jeder seinen Lohn.

Wahr ists, es hausen Geister
Da unten wundervoll,
Doch nimmer sind sie Meister,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geschlecht.

Nur daß so schwere Trauer
Das Herz ihm hält umspannt,
Drum sucht er öde Schauer,
All Freude weit verbannt,
Und des Gesanges Klagen
Sind seine einzge Lust;
Nur diese Wellen schlagen
Einsam an seine Brust.

Wohl jene Wasser drunten
Sind voller Klag und Schmerz,
Stets einsam wohnt dort unten,
Wem sie gerührt das Herz.

„„Er lebet noch, der Töne Meister:
Der Sänger steht in heilger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister:
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren:
Nie labe Schönes euern Muth!““

---

52. Der Hexameter.

Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umschränkt ist,
Daß der umwölbende Himmel die Schar zahlloser Gestirne
Bei hellathmender Luft abspiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüth der Hexameter; ruhig umfassend,
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in den Schooß auf
Kreisender Flut, urväterlich so den Geschlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weithin strömenden Herrscher,
Alle Gewässer auf Erden entrieselen oder entbrausen.
Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, mühvolleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog Abgründe
Sturm aufwühlt, und den Kiel in den Wallungen schaukelnd dahinreißt:
So kann ernst bald ruhn, bald flüchtiger wieder enteilen,
Bald, o wie kühn in dem Schwung! der Hexameter immer sich selbst gleich:
Ob er zum Kampf des heroischen Liebs unermüdlich sich gürtet,
Oder der Weisheit voll, Lehrsprüche den Hörenden einprägt,
Oder geselliger Hirten Idyllien lieblich umflüstert.
Heil dir, Pfleger Homers, ehrwürdiger Mund der Orakel!
Dein will ferner gedenken ich noch und andern Gesanges.

Friedrich v. Schlegel.

Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Friedr. v. Schlegel.

Friedrich v. Schlegel, geboren am 10. März 1772 zu Hannover, ist der jüngere Bruder von Aug. Wilh. v. Schlegel, mit dem er an der Grenze zweier Jahrhunderte auf dem Gebiete der Aesthetik reformirte, überhaupt den romantischen Standpunkt, das Wesen nationalliterarischer Wirksamkeit und die unersättliche Wanderlust gemein hatte, aber in wissenschaftlicher und religiöser Ueberzeugung weit wankelmüthiger war. Anfangs zum Kaufmann bestimmt, entsagte er nach bestandener Lehrzeit diesem Berufe und wandte sich in seinem 16. Jahre mit glühendem Eifer und ausdauernder Anstrengung den gelehrten Studien zu. Auf den Hochschulen zu Göttingen und Leipzig befaßte er sich hauptsächlich mit philologischen Wissenschaften und konnte sich nach Abschluß seiner akademischen Studien wohl rühmen, alle aus dem klassischen Alterthum der Griechen nnd Römer überkommenen Schriftsteller von einiger Bedeutung aus eignem Studium zu kennen. In Berlin lebte er mit Schleiermacher in vertrautem Umgange. Unterstützt von der Fülle der Gelehrsamkeit und der Originalität des Gedankens wußte er die historisch-kritischen Waffen mit Erfolg zu führen und seine gediegenen Aufsätze im „Athenäum" sind von dem Standpunkt aus geschrieben, den Goethe nach seiner italischen Reise und Schiller in seinen ästhetischen Abhandlungen zu erkennen gab. Sein üppiger und berüchtigter Roman „Lucinde" erschien 1799.

Als noch die Flammen strömten, Felsen klungen,
Die alte Riesenzeit der jungen Erde,
Ist nah ihm gegenwärtig, gleich wie heute;

Und wieder grüßt und ruft von fern sein Werde
Den Frühling Gottes, daß er uns erneute,
Hat seine Ankunft froh schon jetzt besungen.

---

58. Das Ewige.

Früchte fallen, Rosen bleichen,
Blüte muß der Blüte weichen;
Nimmer doch, vom Tode grau,
Lischt des Himmels Sternenblau;
Ewig auf- und niederschwellen
Dieses Meeres alte Wellen.
Also auch des Menschen Lieder
Schallen, schwinden, kommen wieder,
Jede künstliche Gestalt
Blühet sterblich, welket bald;
Doch der Wahrheit selig Licht,
All umscheinend, altert nicht.
Wie die Zeit das All zermalme,
Grünet dieser Hoffnung Palme;
Eine Lieb im Herzen schlägt,
Die gen Himmel uns bewegt;
Denn aus Gottes stillen Reichen
Mußte fern der Tod entweichen,
Und es wird der heilge Glaube
Keiner irdschen Zeit zum Raube.

Achtes Buch.

Gg. Ph. Schmidt von Lübeck. — Ernst K. Fr. Schulze. — Gustav Schwab. — Johann Gabriel Seidl. — Karl Joh. Ph. Spitta. — Adolf Stöber. — August Stöber. — Viktor Strauß.

Im Rausch der Welt, im stürmischen Getümmel
Weilt Poesie, die zarte Göttin, nicht,
Gern wiegt sie sich am stillen blauen Himmel
Und taucht sich gern in fleckenloses Licht. —

Ernst Schulze.

Gg. Ph. Schmidt von Lübeck.

Ich will in meinem Garten
Der stillen Blumen warten,
Und freuen mich am Duft,
Und ruhn nach einem Weilchen
Mit Haideblum und Veilchen
Vergessen in der stillen Gruft.

Schmidt von Lübeck.

Georg Philipp Schmidt wurde am Neujahrstage 1766 zu Lübeck geboren und nannte sich später als Dichter nach seiner Geburtsstadt Schmidt von Lübeck *). Nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt für die Universität vorbereitet hatte, studirte er von 1786 — 90 in Jena und Göttingen Rechts- und Cameralwissenschaft und, im Streit zwischen Neigung und Familienverhältnissen, auch einige Zeit Theologie. Als seine Eltern gestorben waren, ging er abermals nach Jena und studirte Medicin. Später lebte er in Kopenhagen und auf Fünen. 1806 wurde er in Altona Direktor mehrerer Bank- und Commerzinstitute, 1813 erster Administrator der neuen Reichsbank zu Kiel, wo ihm die Verwaltung für die Herzogthümer Schleswig-Holstein übertragen wurde. Von da ging er 1818 wieder nach Altona als Justizrath

*) Er nannte sich deßhalb so, um nicht mit Andern, die denselben Zunamen führen, verwechselt zu werden. Wir erwähnen: F. Wilh. A. Schmidt von Werneuchen (der die Idyllen von Voß nachahmte); dann C. K. Klamer Schmidt (dem Halberstädter Dichterkreis angehörig), dann Mich. Ig. Schmidt (deutscher Geschichtsschreiber), Joh. E. Chr. Schmidt, (Kirchenhistoriker und Professor der Theologie in Gießen), endlich Is. Jak. Schmidt (russischer Staatsrath und ausgezeichneter Kenner der mongolischen und tibetanischen Sprachen und Literaturen).

und erster Bank-Direktor. 1829 trat er in Ruhestand. Er lebte in glücklichen äußern Verhältnissen, besorgte noch in seinem 80sten Jahre die dritte Auflage seiner: „Lieder“ (Altona 1847) und starb am 28. Oktbr. 1849 in dem hohen Alter von beinahe 84 Jahren. Die beiden ersten Ausgaben der Lieder (1820 und 26) besorgte Professor Hch. Christian Schumacher in Altona. Von Schmidt's Liedern sind manche ins Volk übergegangen, ohne daß dieses den Dichter kennt. Ich erwähne nur des herrlichen Liedes: „Ich komme vom Gebirge her“, des leichten Wanderliedes: „Fröhlich und wohlgemuth“ 2c. Das wohlgelungene Lied: „Paul Gerhardt“ findet sich mit Recht fast in allen Gedichtsammlungen und das „Nachtlied“: „Nun ruhen alle Wälder“, ist wie das Claudius'sche: „Der Mond ist aufgegangen“, dem geistlichen Liede von Paul Gerhardt glücklich nachgebildet. Die einfache, schlichte Darstellung und das biedere, deutsche Wesen hat Schmidt mit dem Wandsbecker Boten (Claudius) gemein. Unter den neuern Dichtern haben Wilh. Müller und Ed. Mörike zuweilen in ähnlichem Tone gedichtet. Schmidt ist so ziemlich vergessen und doch ist seine Lyrik bedeutender als die vieler Andern, welche zu unverdienter Berühmtheit gelangt sind.

59. Zitherbubens Morgenlied. (1801.)

Fröhlich und wohlgemuth
Wandert das junge Blut
Ueber den Rhein und Belt
Auf und ab durch die Welt.

Husch, husch mit leichtem Sinn
Ueber die Fläche hin!
Schaffe sich Unverstand
Sorgen um goldnen Tand!

Griesgram sieht Alles grau,
Freude malt grün und blau;
Rings wo der Himmel thaut,
Frohsinn sein Nestchen baut.

Ueberall Sonnenschein,
Quellen und Blümelein,
Lauben und Baumes Dach,
Vogelsang, Rieselbach.

Ueberall Meer und Land,
Frische Luft, Freundes-Hand;
Ehrlich, und leichtes Blut,
Mägdlein, ich bin dir gut.

Leben bist doch so schön,
Morgens auf goldnen Höhn,
Schattenspiel an der Wand!
Schaut doch den bunten Tand!

---

60. Das Menschenherz.

Im unermessnen Weltsysteme
Die schönste Perle der Natur,
In ihrem Sternendiademe
Der reichste Demant in der Schnur.

Das höchste Wunder unter allen,
Das Meisterwerk in Raum und Zeit:
Das ist das Herz in seinem Wallen,
Das Herz in seiner Trunkenheit.

Mein war es, mein, in schönen Tagen;
Mir wars, als sollt' ich Meer und Land
Auf einer Fingerspitze tragen,
Allmächtiger, wie Gottes Hand.

O sprecht mir nicht von andern Wonnen!
Hoch steht das blaue Himmelszelt,
Da rollen hunderttausend Sonnen —
Das Herz ist größer als die Welt!

Die Sterne, die dort oben wimmeln,
Sind Himmel, sagt man, selger Lust;
Der seligste von allen Himmeln,
Das ist der Himmel in der Brust.

Und sprecht mir Nichts von Leidensgluten!
Ich spotte nur der Qual und Noth;
Aus allen Adern will ich bluten —
Das Herz ist stärker als der Tod.

Und wenn die stille Macht der Stunde
Den schönen Sprudel niederschlägt,
Und in dem abgekühlten Grunde
Der Bach sich leiser fortbewegt;

Und wenn die Rose muß erblassen,
Der Mond durch falbe Blätter scheint,
Und ein Vergißmeinnicht verlassen
Am Sterbebett des Gartens weint;

Und wenn, als auch der Herbst geschieden,
Der Engel schloß das Eden zu:
Was bleibt das Paradies hienieden?
Es ist das Herz in seiner Ruh!

---

61. Des Fremdlings Abendlied. (1807.)

Ich komme vom Gebirge her,
Die Dämmerung liegt auf Wald und Meer:
Ich schaue nach dem Abendstern
Die Heimat ist so fern, so fern.

Es spannt die Nacht ihr blaues Zelt
Hoch über Gottes weite Welt,
Die Welt so voll und ich allein,
Die Welt so groß und ich so klein.

Sie wohnen unten Haus bei Haus
Und gehen friedlich ein und aus;
Doch ach des Fremdlings Wanderstab
Geht landhinauf und landhinab.

Es scheint in manches liebe Thal
Der Morgen- und der Abendstrahl,
Ich wandle still und wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?

Die Sonne dünkt mich matt und kalt,
Die Blüte welk, das Leben alt,
Und was sie reden, tauber Schall,
Ich bin ein Fremdling überall.

Wo bist du, mein gelobtes Land,
Gesucht, geahnt und nie gekannt?
Das Land, das Land, so hoffnunggrün,
Das Land, wo meine Rosen blühn?

Wo meine Träume wandeln gehn,
Wo meine Todten auferstehn,
Das Land, das meine Sprache spricht,
Und Alles hat, was mir gebricht?

Ich übersinne Zeit und Raum,
Ich frage leise Blum und Baum;
Es bringt die Luft den Hauch zurück:
„Da, wo du nicht bist, ist das Glück!"

---

62. Deutsches Lied.

Von allen Ländern in der Welt
Das deutsche mir am besten gefällt,
Es träuft von Gottes Segen.
Es hat nicht Gold noch Edelstein,
Doch Männer hat es, Korn und Wein
Und Mädchen allerwegen.

Von allen Sprachen in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Ist freilich nicht von Seiden;
Doch wo das Herz zum Herzen spricht,
Ihr nimmermehr das Wort gebricht,
In Freuden und in Leiden.

Von allen Mädchen in der Welt
Das deutsche mir am besten gefällt,
Ist gar ein herzig Veilchen.
Es duftet, was das Haus bedarf,
Ist nicht, wie Rose, dornenscharf,
Und blüht ein artig Weilchen.

Von allen Frauen in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Von innen und von außen;
Sie schafft zu Hause, was sie soll,
Die Schüssel und die Wiege voll,
Und sucht das Glück nicht draußen.

Von allen Freunden in der Welt
Der deutsche mir am besten gefällt,
Von Schaale, wie von Kerne;
Die Stirne kalt, der Busen warm,
Wie Blitz zur Hilfe Hand und Arm,
Und Trost im Augensterne.

Von allen Sitten in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Ist eine feine Sitte;
Gesund an Leib und Geist und Herz,
Zu rechten Stunden Ernst und Scherz,
Und Becher in der Mitte!

Es lebe die gesammte Welt!
Dem Deutschen deutsch am besten gefällt,
Er hält sich selbst in Ehren;
Und läßt den Nachbar links und rechts
Weß Landes, Glaubens und Geschlechts,
Nach Herzenslust gewähren.

---

63. Abendlied.

Laß sie flattern, laß sie rauschen,
Laß sie wild und lustig sein!
Süßer ists, vergessen lauschen
Im verborgnen Kämmerlein.

Laß sie rennen, laß sie walten!
Sag mir morgen, wo sie sind?
Laß sie wie die Götter schalten,
Sprich: wo fuhr er hin, der Wind?

Laß sie trauern, laß sie sorgen,
Mit der Sonne kommt die Noth!
Und das Sehnen, still verborgen,
Währet bis zum Abendroth!

Ach wir treiben uns hienieden,
Schweifen ohne Spur und Steg;
Alle suchen wir den Frieden,
Aber Niemand weiß den Weg.

Eh wir uns zurecht gefunden,
Ist es um den Tag geschehn;
Und es kommen stille Stunden,
Wo wir Alle schlafen gehn.

---

64. Nachtlied.

Nun ruhen alle Wälder,
Die Thäler und die Felder,
Es kommt die stille Nacht. —
So geht ihr Tages-Sorgen,
Geht schlafen bis ihr morgen
Von Neuem mit der Welt erwacht.

Die Sonne schwand in Eile,
Ich sah vor kleiner Weile
Sie hoch am Himmel stehn. —
Es steigt und fällt hienieden,
Drum Seele sei zufrieden!
Was hoch steht, das muß untergehn.

Ich geh in meine Kammer
Und lasse Lust und Jammer
Nun hinter mir zurück. —
Ach Fröhlichsein und Trauern
Mag Tageslänge dauern,
Am Abend sieht sich gleich das Glück.

Nun leg ich ab die Kleider,
Den Schmuck, warum der Neider
Mir oft im Wege stand. —
Was an und ab wir legen,
Bringt Frieden nicht und Segen;
Fahr hin, du schnöder Erdentand.

Nun zieh ich aus die Schuhe,
Der Fuß will seine Ruhe,
Der ausgewandert hat. —
Wir pilgern wohl und wallen,
Doch, wenn die Glocken schallen,
Dann schleußt sich unser Wanderpfad.

Nun senkt das Haupt sich nieder,
Nun strecken sich die Glieder,
Das Tagwerk ist vorbei. —
O stille Herz, sollst werden
Vom Dienste dieser Erden,
Von Furcht und Hoffnung endlich frei.

Nun schließen sich ermattet
Die Augen, nachtumschattet,
Bis neues Licht erscheint. —
Dann fließen wieder Zähren;
Doch ewig wirds nicht währen
Das Auge bricht, das genug geweint.

Nun will der Schlaf nicht säumen,
Ade! Nach kurzen Träumen
Kommt Morgenroth und Müh. —
Bald folgt auf kurzen Schlummer
Ein tiefer, langer Kummer;
Dann heißt es nimmer: „morgen früh!"

---

65. Paul Gerhardt.

Zu Brandenburg einst waltet
Der Kurfürst weit und breit;
Doch neue Lehre spaltet
Des Glaubens Einigkeit.
Es steuern wohl Gesetze
Verbotenem Geschwätze,
Wie das Edict es nennt:
Doch wird es ihm gelingen,
Den freien Geist zu zwingen
5 Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Er stand an heilger Stätte,
Der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
Verkündigend den Herrn:

„Und laß dir nimmer grauen,
Mußt droben dem vertrauen,
Deß Name Zebaoth!
Und ob des Himmels Schranken
Und alle Vesten wanken:
Ein feste Burg ist unser Gott!“

Der Kurfürst aber sandte,
Da kam der fromme Mann;
Des Fürsten Auge brannte,
Und zürnend hub er an:
„„Wer nur den eignen Grillen,
Nicht des Gesetzes Willen
Zu folgen, weise fand,
Der hat — es sei gesprochen! —
Hat Ehr und Amt verbrochen,
Und meidet fortan Stadt und Land!““

Der Greis versetzt bescheiden:
„Mir ziemts, das strenge Recht,
Gebieter, zu erleiden,
Mir, dem geringen Knecht. —
Wie mag ich anders lehren,
Das Reich des Herrn zu mehren,
Als wie geschrieben steht? —
Es bleibt gerecht sein Wille,
Ich will ihm halten stille.“ — .
Und drauf verneigt er sich und geht.

Und wehrt daheim dem Jammer,
Und Alles legt er ab,
Und nimmt aus seiner Kammer
Die Bibel und den Stab.
Die Mutter, blaß vor Harme,
Das jüngste Kind im Arme,

Das zweite bei der Hand —
So tritt er an die Schwelle
Und blickt hinauf ins Helle
Und meidet fröhlich Stadt und Land. —

Wer geht im fernen Thale
Den müden Pilgergang,
Im heißen Sonnenstrahle
Die flache Haid entlang?
Sie wallen froh im Glauben,
Als blühten ihnen Lauben,
Der fremden Erde zu;
Und als der Tag verflossen,
So beut, im Wald verschlossen,
Ein gastlich Dach dem Häuflein Ruh.

O schau den süßen Schlummer
Der Kleinen auf der Bank!
Ins Mutterherz der Kummer,
So viel es kämpfte, sank:
„„Wer wird sich doch der Armen
Im fremden Land erbarmen
Und ihr Vertreter sein?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menschen reichen
Den Hungrigen für Brot den Stein.““

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie stehn in Gottes Hut!“
Des Glaubens Palme fächelt
Ihm Freudigkeit und Muth;
Und wo sich solche Blüte
Entfaltet im Gemüthe,
Ist nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus mit Eile

Und bringt nach kleiner Weile
Des Trostes goldnes Lied zurück:

„Befiehl du deine Wege,
Und was das Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt.“
Da däucht es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen
Und alle Sorge flöh.
Denn kaum das Lied vernommen,
Ist über sie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh.

Sie schwören still und schauen
Hinaus in Wald und Nacht,
Und über dunkeln Auen
Der Sterne goldne Pracht;
Sie schwören, ob die Wellen
Bis an die Seele schwellen,
Zu trauen für und für;
Und als der Schwur vollzogen
Und himmelan geflogen,
Da steht die Hilfe vor der Thür.

Denn draußen scharrt im Sande
Bereits des Rosses Fuß;
Es bringt aus Sachsenlande
Der Bote diesen Gruß:
„„Dem Sänger Heil und Frieden!
Ich bin hieher beschieden
Durch Churfürst Christian;
Er will den Dulder ehren,
Den treu im Thun und Lehren
Die Engel Gottes wandeln sahn.““

Er hat dich auserkoren,
Zu weiden eine Heerd,
Und was du dort verloren,
Sei dreifach dir gewährt! —
Wohlauf, es graut der Morgen!
Dahinten laß die Sorgen,
Und reiche mir die Hand!
Es winken uns die Grenzen:
Eh wieder Sterne glänzen,
Umfängt dich Freund und Vaterland!""

---

66. Hoffnung bis in den Tod.

Ich lag danieder krank und schwach
In meinem Kämmerlein;
Sie gingen weinend nach und nach
Und ließen mich allein.

Ich lag und finster wars umher,
Und Alles still und stumm,
Da ward so bange mir und schwer,
Ich sah nach Trost mich um.

Und Hoffnung an dem Bette stand,
Und sah mir ins Gesicht,
Und reichte lächelnd mir die Hand,
Und sagte: Fürchte nicht!

Sei du getrost und halte dich
Vertrauenvoll an mir;
Ich bin dir nahe sicherlich
Und weiche nicht von dir.

Und laß dich nicht bis in den Tod —
Dieß sei der Bund fortan,
Steh auf und schau das Morgenroth,
Das Bundeszeichen an.

So lang es auf am Himmel geht,
Soll heilig sein der Bund;
So oft es roth im Osten steht,
Will ich dir werden kund.

Die Hoffnung und das Morgenroth
Kam jeden Morgen neu:
Drum bleibe Herz bis in den Tod
Auch du dem Bunde treu.

Ernst Konrad Friedrich Schulze.

> Keusch ist mein Lied, mit ihrem reinen Schleier
> Umwebte mich die Gunst der Huldgöttin,
> Dem Herzen gab der Himmel zarten Sinn,
> Die Liebe gab der Brust ein göttlich Feuer
> Und sterbend sank die irdsche Glut dahin.
>
> E. K. F. Schulze.

Ernst (Konrad Friedrich) Schulze ist am 22. März 1789 zu Celle geboren. Frühe schon wurde sein poetisches Talent durch Feenmärchen und Rittergeschichten geweckt und entwickelt. 1806 bezog er die Hochschule zu Göttingen, studirte Philologie und wollte sich zum Lehrer der alten Sprachen und schönen Literatur ausbilden. Nach vollendeten Studien wurde er Privatdocent der Philologie in Göttingen. Er trug die Iliade in seiner Jagdtasche mit sich, als er 1814 unter den freiwilligen Jägern den Feldzug gegen Frankreich zur Befreiung seines Vaterlandes mitmachte. Kaum 28 Jahre alt starb der vielbegabte Dichterjüngling am 26. Juni 1817 in seiner Vaterstadt Celle *). Professor Bouterweck, der verdienstvolle Aesthetiker, war Schulze's Freund und Lehrer

---

*) Im gleichen Alter starb auch sein Landsmann, der liebenswürdige Dichter Hölty († 1. September 1776 zu Hannover), mit dem er die Sentimentalität und den Hauch wehmüthiger Rührung in seinen Poesien gemein hat. Hölty's Grab ist bis jetzt unbekannt geblieben. Das Nämliche behauptet der Cellenser K. Göbeke („Deutschlands Dichter von 1813—14") von Schulze's Grab, das sich aber doch auf dem Friedhofe in Celle befindet. Es ist mit einem aufrechtstehenden Steine bezeichnet, auf dessen einer Seite Namen, Geburts- und Todestag des Dichters (auf der andern Seite die seines Vaters, Bürgermeisters in Celle) stehen. Ein gemeinsamer Hügel deckt also Vater und Sohn.

und hat junge Talente in ihrer poetischen Entwicklung aufs Liebevollste unterstützt und ermuntert. Den Plan, ein größeres episches Gedicht in der Weise wie Ariost's rasender Roland zu dichten, wozu ihm aber eine Reise nach Italien und tiefe Studien daselbst nöthig gewesen wären, hat der Dichter mit ins Grab genommen.

Schulze ist ein Minnesänger im echtromantischen Sinne, dem an Zartheit, Süße und Wohllaut keiner seiner Zeitgenossen gleich kam, und der durch Kultur und Klassik der Sprache und metrischen Formen unter den epischen Dichtern der neuern Zeit sich den ersten Preis erworben hat. Melodisch tönt seine Laute und haucht uns schöne Lieder ins Herz. Das reine Gold der Aeolsharfe klingt, leise berührt, von den Schwingen des lauen Westes, bald die erhabenen Lieder des Triumphs, bald des Grams wehmüthigen Gesang, der Andacht frommes Sehnen und den süßen Schmerz der Freude. Der leise, weiche Klagelaut, welcher fast durch alle Gesänge Schulze's sich hinzieht und den frühen Tod des Dichters ahnen läßt, ist oft nur in ein bloßes Säuseln, einen linden Hauch aufgelöst, weshalb man den Vorwurf überschwänglicher Sentimentalität und schlaffer Dichtungsweise gemacht hat, ohne zu bedenken, daß der Schmerz ein wirklicher und wahrer ist und seinen Grund in einer unglücklichen Liebe und einem von schleichender Krankheit ergriffenen Körper hat, also mit dem spätern und bis in unsere Tage grassirenden Weltschmerz, den Viele als Kraft gelten ließen, durchaus nicht verwechselt werden darf. Schulze suchte nach einem Wesen, in dem die Idee des Schönen verkörpert sei, er fand dieses Ideal in der liebenswürdigen Cäcilie, der Tochter des Professors Tychsen zu Göttingen. Ihr und ihrem Andenken weihte er Leben und Lied. In schönster Jugendblüte wurde die engelreine Jungfrau seinem Herzen durch den Tod entrissen. Dieses äußere Geschick theilt er mit Novalis und Hölderlin, denen er auch in anderer Beziehung noch ähnlich ist. Als sein Schmerz um die bleiche Himmelsbraut etwas ruhiger geworden war, da beschloß er die Geliebte durch ein großes Gedicht zu verherrlichen, ähnlich wie Dante seine Beatrixe, wenn auch in anderer Form. Er ver-

wandelte sie dichterisch in eine Heilige und machte sie zur Heldin einer romantisch-religiösen Epopöe, welche „Cäcilie“ betitelt ist und in der sein ganzes Gemüth sich aussprechen und seine Phantasie das Höchste leisten sollte. Einige passende Strophen daraus mögen hier eingeschaltet sein:

„Cäcilie, du frühverwelkte Blume,
Die schöner jetzt im stillen Heiligthume
Der unbewölkten Lust, von goldnem Glanz umwebt,
Den reinen Kelch zum ewgen Strahl erhebt;
O sende freundlich du den linden Duft hernieder,
Erfrische mit dem Thau verklärter Seligkeit
Den Blütenkranz der zarten Lieder,
Den fromme Wehmuth jetzt auf deinen Hügel streut.

Als der Myrte blühender Kranz die Stirn umduftete und des Lebens frische Zier um den Tod zu prangen schien, da verfolgte der Dichter des Glaubens lichte Spur und that das fromme Gelübde:

„Nicht ungenannt sollst du von hinnen scheiden,
Dein Staub soll nicht im Sturm der Zeit verwehn,
Der Enkel soll an deinem Bild sich weiden,
Verherrlicht sich in dir die Jungfrau sehn.
Was mir die Gunst der Himmlischen verliehen,
Soll ewig, unverwelkt, auf deinem Grabe blühen,
Und was Begeistrung mich in kühnen Träumen lehrt,
Sei meiner Lieb und deines Reizes werth“.

Die „Cäcilie“ ist in Wieland'schen Stanzen gedichtet, zu 20 langen Gesängen ausgedehnt und die größte romantische Epopöe der deutschen Poesie der neuern Zeit. Der Dichter bedurfte 3 Jahre (1812—15) zu ihrer Vollendung, bereicherte aber auch nebenher unsere Lyrik durch wohlklingende, tiefgefühlte Lieder, Sonette und Elegien, welch letztere, trotz des harten Urtheils von Gervinus, den Goethe'schen näher stehen, als denen von Tiedge und Matthisson.

Am 18. Dezember 1815 schließt Schulze sein Gedicht mit einer Widmung an Cäcilie:

„Es ist vollbracht das Werk, das ich ersonnen,
Der langen Sehnsucht schmerzlicher Gewinn,
An deinem Sarge ward es einst begonnen,
Auf deinen Hügel leg ichs trauernd hin.
Es spielen alle Thränen, alle Wonnen
Des tiefbewegten Herzens sich darin.
O nimm es an, es war im bittern Leide
Mein einzger Trost und meine letzte Freude. —

So mag denn weit dies fromme Lied erschallen,
Wo deutscher Ernst und deutsche Treue gilt!
Und wie sich hell in klarer Bäche Wallen
Mit nahem Licht der ferne Stern enthüllt,
So leuchte jetzt, wie in des Himmels Hallen,
Auf Erden auch, Cäcilie, dein Bild!
Doch du nimm hold das Letzte, was ich biete;
Es war auch mir des Lebens letzte Blüte“.

Bei mancher wesentlichen Unvollkommenheit, mit der das Gedicht behaftet ist, wie z. B. dem öftern Mangel an innerer Anschaulichkeit und fester, objectiver Gestaltung, der allzugroßen Breite und dem Uebermaß von Wundern, zeichnet es sich doch aus durch schöne malerische Beschreibung, seltenste Zartheit des Gefühls, reichen musikalischen Klang und Klarheit und Fülle des Styls in harmonisch hinströmenden Versen rc. Wie die „Cäcilie“ die Bekehrung der heidnischen Dänen zum Christenthume durch deutsche Krieger behandelt, so behandelt „die bezauberte Rose“ die Verwandlung einer Königstochter (Clotilde) in eine Rose durch die schützende Feenmacht, und die Umbildung der Rose in die Königstochter, bewirkt durch Alpino's liebende Dichtergewalt. Um seinem Taschenbuch „Urania“ einen möglichst bleibenden Werth zu verschaffen, setzte der Buchhändler Brockhaus 1816 einen Preis auf die beste poetische Erzählung, die Idylle und Epistel. Diesen

Preisaufgaben verdanken wir das herrliche Gedicht: „Die bezauberte Rose“, welches der Dichter nach einer Fußwanderung durch die Rhein- und Maingegenden im Herbste 1816 schrieb und das die Preisrichter schnell und einstimmig als die schönste poetische Erzählung erkannten. Wenige Tage nach seinem Tode kam dem Dichter noch die Nachricht über die Anerkennung seines Talentes zu. Das Gedicht ist ganz in reinen, wohlklingenden Oktaven *) geschrieben, die den Meister der Harmonie, des Styls und des Versbaus erkennen lassen. Es ist zart erfunden, so klar, durchsichtig und zauberischduftig durchgeführt, daß man wohl mit den Sänger sprechen darf:

„Von selber scheint zum zierlichen Gedichte
Sich Klang an Klang und Bild an Bild zu reihen“.

Das ganze Gedicht ist in drei Gesängen vollendet. Im ersten Gesang ist des Helden rosige Zukunft, Vorzeit und Abkunft, im zweiten seine Liebe und ihr keimendes Schicksal in der Gegenwart bis zur Bezauberung der Geliebten, im dritten die Mitwerbung und der Sieg des Helden über den Zauber und die drei fürstlichen Freier dargestellt. Was Indiens Fürst mit seinem Gold, der reiche Mohrenfürst mit seinen Perlen und Sabas Herr mit seinem Weihrauch nicht vermocht, das gelang dem Sänger Alpin durch die Poesie, diese hohe Himmelsgabe, welche mächtiger ist als Zauber und über alle irdische Schätze siegt. Das Weitere gibt der Schluß des in diesem Bande aufgenommenen letzten Gesanges. Mit beiden epischen Gedichten steht Schulze am Ausgange der ältern romantischen Schule. Die Rose wurde auch als Text einer

*) Die Oktave (ottava rima) oder Stanze ist eine achtzeilige jambische Strophe, in der die meisten Epopöen der Italiener (Ariost, Tasso) und Portugiesen (Camoëns ꝛc.) gedichtet sind. Ihre Reimstellung ist in der ersten, dritten, fünften, der zweiten, vierten, sechsten und in der siebenten und achten Zeile, also abababcc. Dieser dreimal wechselnde und zuletzt gepaarte Reim gibt dem Gedichte einen außerordentlichen Reiz. Wieland und Goethe („Zueignung“, „Epilog zu Schiller's Glocke“) ꝛc. erlaubten sich erst größere Freiheit in der Behandlung der Oktave, als die Harmonie des Ganzen gestattet.

Zauberoper verarbeitet, sowie verschiedene Male ins Englische übersetzt.

Schriften: Gedichte. Göttingen 1813. — Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in 3 Gesängen. Leipz. 1818, VI. Aufl. 1837, Miniaturausgabe III. Aufl. Leipz. 1850. — Cäcilie. Romantisches Gedicht in 20 Gesängen. II. Thle. Leipz. 1818, 49. — Sämmtliche poetische Schriften (mit einer biographischen Einleitung von Bouterweck). Leipzig 1818, in 5 Ausgaben und mehreren Auflagen. — The enchanted Rose, transl. by W. Waddilove. Hamburg 1835; ferner von Caroline v. Crespigny. Heidelberg 1844. —

67. Am 19. September 1813.

O Leben, laß von dir hinweg mich scheiden
Zur Heimat, die dem Pilger Ruhe beut;
Ich weiß ein Grab, da schlummern meine Freuden,
Da blüht allein, was Tröstung mir verleiht.

Gar friedlich ist der stille Platz bereitet,
Und lau das Wehn, das flüsternd ihn umschwebt;
Lebendges Grün ist weich umhergebreitet,
Mit Blumen rings sein duftger Rand umwebt.

Hold säuselt dort mit mattbeglänztem Flügel
Im Abendschein die Wehmuth um den Tod,
Und leuchtend spielt am frisch-bekränzten Hügel
Der Hoffnung Schein im hellen Morgenroth.

Und prangend hebt, wo meine Thränen thauen,
Ein Blumenkelch sich aus der stillen Gruft,
Der ist gar mild und freundlich anzuschauen
Und labt mein Herz mit wunderbarem Duft.

Ihn pfleg ich stets mit liebevoller Treue,
Sein frisches Leben nur ist mein Gewinn;
Er ists allein, an dem ich mich erfreue
Wenn er verwelkt, dann welk auch ich dahin.

Denn in dem Reiz, der blühend ihn umwaltet,
Und in dem Duft, der züchtig ihn umfließt,
Hat sich das Bild der Heiligen entfaltet,
Die lange schon der Hügel mir verschließt.

Wohl muß ich fern von meiner Freude stehen,
Und nimmer blüht sein Schmuck an meiner Brust,
Doch darf sein Gruß zu mir herüberwehen,
Sein heitrer Glanz gewährt mir zarte Lust.

O keusche Sehnsucht, friedliches Verlangen,
Wer deinen Hauch in reiner Brust empfand,
Dem ist ein Stern von Jenseit aufgegangen,
Wenn auch der Strahl des frischen Lebens schwand.

---

68. Am 16. November 1813.

Was siehst du mich so hold und mild
Mit hellen Blicken an,
Daß mir das Herz vor Sehnsucht schwillt
Und nimmer rasten kann?

So zittert, wenn die Woge ruht,
Im Meer das Sternenlicht,
Und liebend wallt und steigt die Flut
Und doch erhascht sies nicht.

O wend ihn ab den holden Stern,
Schon duld ich ja genug;
Das schwache Herz betrügt sich gern,
Und bitter schmeckt der Trug!

Schwärmt nicht das Bienchen oft hinaus
Beim ersten Frühlingsblick?
Doch schnell verwehts im Sturmgebraus
Und kehret nie zurück.

Und wehe! doch ertrüg ichs nicht,
Sollt ich dich finster sehn;
O lächle nur! Wenns Herz auch bricht,
Der Trug ist gar zu schön.

---

69. Am 4. Mai 1816.

Wenn das Abendroth zerronnen,
Steigen Mond und Stern empor,
Und wenn Stern und Mond erbleichen
Tritt die Sonn aus goldnem Thor.

In des Himmels Rosenglanze,
In der Sonne klarem Licht,
In dem Mond, in allen Sternen
Seh ich nur dein Angesicht.

Andre gehen mir vorüber,
Und ich schaue sie nicht an;
Dich errath ich schon von ferne,
Eh ich dich erkennen kann.

Aber wenn du nah gekommen,
Kann ich doch dich nimmer sehn,
Weil vor Freud und Schmerz und Zagen
Mir die Augen übergehn.

Ach, wie kann ich dein vergessen,
Dein gedenken ohne Leid?
Bist mir ewig ja so nahe,
Bist mir ewig ja so weit!

---

70. Sonette.

I.

Wie in dem Quell, den reines Silber füllt,
Das geistge Bild des Mondes sich entfaltet,
Und von der Welle zartem Hauch umwaltet,
Mit hellerm Glanz aus seinem Bade quillt:

So wohnt in meinem Innern dein Bild,
Durch Sehnsucht nicht zum Körper umgestaltet,
Nicht durch Genuß, nicht durch die Zeit veraltet,
Und in der Reinheit Silberflor gehüllt.

Die Liebe tauchts in ewge Morgenröthe,
Schmückt seine Stirn mit einem Strahlenkranze,
Und göttlich wird, was sonst nur irdisch war.

Der Sehnsucht leises Flehn wird zum Gebete,
Das Auge strahlt von keuscher Andacht Glanze,
Und reiner glüht der Busen, dein Altar.

II.

Du Blütenhain, der duftend sie umfangen,
Du weiches Grün, wo sie geschlummert hat,
Ihr Blumen, die der zarte Fuß zertrat,
Wie zieht zu euch mich schmeichelndes Verlangen!

Doch zögernd hemmt den Schritt geweihtes Bangen;
Denn heilig ist der Ort, dem sie genaht,
Und wandeln darf kein Sterblicher den Pfad,
Den leis und leicht die Göttliche gegangen.

Dort, wo der West mit süßen Düften spielt,
Wo plaudernd sich die reine Welle kräuselt,
Dort will ich ruhn in sehnsuchtsvoller Lust.

Du linder Hauch, der meinen Busen kühlt
Und ach, so weich um meine Wangen säuselt,
Hobst du vielleicht auch ihre zarte Brust?

III.

Wer je die Macht der keuschen Lieb erfuhr,
Dem wird ihr Hauch im Busen ewig wohnen;
Ein Bild nur kann in einem Herzen thronen,
Die zarte Brust hegt eine Liebe nur.

Durchs ganze Leben folgt sie unsrer Spur,
Mit Dornen bald und bald mit Blütenkronen;
Doch mag sie zürnen, mag sie lächelnd lohnen,
Ihr huldigt stets die edlere Natur.

Nie schweigt der Schmerz, den sie uns einst gegeben,
Die Freude nie, die sie uns einst gewährte;
Kurz ist die Lust, doch ewig das Gefühl.

Von Welt zu Welt mit uns empor zu schweben,
Folgt uns ihr Strahl, als leuchtender Gefährte;
Ihr Sein ist Werden, Ewigkeit ihr Ziel.

IV. (Celle 1814.)

Unendlich dehnt sich rings die graue Haide,
Und dunkel liegt der öde Fichtenhain;
Doch leise schwimmt im heitern Sonnenschein
Ums finstre Bild ein stiller Strahl der Freude.

Wohl flimmern hell am bunten Feierkleide
Die Thränen oft, wie köstliches Gestein;
Doch kann auch Tod am Leben sich erfreun?
Naht Lächeln auch dem Ernst und Lust dem Leide?

O sei getrost! Es gibt ein ewges Licht;
Nicht Tod noch Schicksal kann die heilge Gabe
Der eignen Kraft der reinen Seele rauben.

Wohl darfst du weinen, zagen darfst du nicht,
Denn menschlich ist die Thrän am frischen Grabe;
Doch göttlich ists, zu lächeln und zu glauben.

---

71. Elegie.

Hast du noch nimmer geliebt, so geh und liebe noch heute!
Unempfunden entflieht sonst dir das reizendste Glück.
Ach, sie hat mich geküßt! In rosenfarbenem Glanze,
Rasch von den Horen beschwingt, schwimmet mir heute die Welt.
Knieend lag ich vor ihr und zitterte leise vor Sehnsucht,
Weniges flehte der Mund, Vieles der schmachtende Blick,
Zagen beklemmte mein Herz, und die Hoffnung kämpfte gewaltsam
Gegen die Furcht und es hob rasch sich die klopfende Brust.
Aber dem Auge der Holden entfunkelte süße Gewährung:
Siehe das reizende Weib beugte sich schüchtern herab,
Schlang um den Glücklichen leise den fesselnden Arm, und mit Lächeln
Hob sie, wie folgt' ich so gern, sanft an die Brust mich empor.
Nimm, du hast es verdient, so sprach sie mit süßem Gelispel,
Und ihr rosiger Mund nahte dem meinigen sich,
Glühend weht um die Lippen der Hauch und ein brennender Kuß sank
Langsam, gleich des Akkords Schwinden ins Herz mir hinab.
Ach, wie bebt' ich vor Lust und schauderte, wähnte zu sterben,
Und doch hat ich noch nie reiner und schöner gelebt.
Seliger Rausch! O möcht ich doch einst so scheiden, in solchem
Taumel! Ich kaufte den Tod gern für die Schätze der Welt.
Lang noch wünscht' ich zu leben mir dann, daß lange die Hoffnung
Mit dem beglückenden Ziel winkte dem sehnenden Geist;

Und dann sänk ich dahin, von deinen Armen umschlungen,
Und im glühnden Kuß schwebte die Seele dahin;
Kein Elysium fordert ich dann und bange vermied ich
Lethe's dunkele Flut gleich dem betäubenden Gift;
Sinnend lehnt' ich mich hin auf rosige Wolke und dächte
Ewigkeiten hindurch an das genossene Glück.
Fühlte den seligen Kuß noch Ewigkeiten und tauschte
Für des Olympiers Thron selbst die Erinnerung nicht.
Hast du noch nimmer geliebt, so geh und liebe noch heute!
Unempfunden entflieht sonst dir das reizendste Glück.

---

72. Die bezauberte Rose. (Bruchstück aus dem dritten Gesang.)

So spricht Alpin, der Sänger zarter Lieder,
Ihm neigt Astolf den Scepter fürstlich mild!
Und Jener läßt ins weiche Grün sich nieder,
Das schon der Thau mit neuen Düften füllt.
Erst flattert leis mit zitterndem Gefieder
Im irren Klang des künftgen Liedes Bild,
Bis nach und nach mit immer kühnerm Schwellen
Gesang und Wort den Saiten sich gesellen.

Und horch, er singt, „wie leis aus tiefen Keimen
In sichrer Nacht der Rose Kelch sich webt,
Und dicht umhegt von grünen Blättersäumen,
Vom frischen Quell der künftgen Düfte lebt,
Und wenn auch schon in ihren engen Räumen
Die reiche Form sich üppig drängt und hebt,
Doch still der Geist, von Lust und Leid geschieden,
Noch schlummernd ruht in unbewußtem Frieden.

Doch wenn der Lenz mit seinem Wehn und Wallen,
Mit seiner Lust durch Erd und Himmel dringt,
Wenn weit umher das Lied der Nachtigallen,
Der Biene Flug, der Quelle Rieseln klingt,
Wenn Blüten rings entkeimen, blühn und fallen,
Und jede Nacht den reichen Schmuck verjüngt,
Dann fühlt auch sie in ihrer dichten Hülle
Der Hoffnung Lust, des Lebens selge Fülle.

Doch nicht wie rings beim ersten lauen Beben
Der Maienluft aus ihrer Knospe grün
Voll Ungeduld die andern Blumen streben,
Und früher zwar, doch kurz und dürftig blühn,
Verschwendet sie in rascher Lust das Leben,
Und knospet lang, um herrlicher zu glühn.
Still ruht, genährt von Hoffnung und Verlangen,
Der reiche Schatz in ihrer Brust gefangen.

Doch wenn gemach die Hüllen sich entfalten
Und sich mit Gold des Busens Tiefe füllt,
Blickt heller stets durch seines Kerkers Spalten,
Mit frischer Lust das holdverschämte Bild,
Und freut sich still der wechselnden Gestalten,
Die bunt umher die neue Welt enthüllt.
Ihr frühster Duft, des Athems erstes Weben
Ist Liebe schon, und wähnt, er sei nur Leben.

Ja, herrlich ists, wenn nicht mit Blitzesschnelle,
Ein fremder Geist von milder Lust bewegt,
Der heilge Strahl im tiefen Lebensquelle
Bewußtlos schon die leisen Schwingen regt,
Und unerschöpft, die gleiche Glut und Helle
Durch jeden Puls des reichen Herzens trägt,
Wenn jede Kraft, stets wirkend, nie verschwendet,
Aus Lieb entspringt, in Liebe lebt, und endet.

Doch Alles harrt schon lang in süßem Schweigen,
Wenn nach und nach die letzte Hülle bricht;
Kaum regt das zarte Laub sich auf den Zweigen,
Die Welle zieht die leisen Kreise nicht,
Die Blumen schaun empor, die Blüten neigen
Aus grüner Wieg ihr helles Angesicht,
Der Thau verzieht zur Flur hinabzufließen,
Das Lüftchen weilt, um sie zuerst zu grüßen.

Und wenn nun früh der Gott in heilger Stille
Aus goldnem Thor den ersten Strahl gesandt,
Dann löst auch sie der Hoffnung grüne Hülle,
Und zeigt verschämt das bräutliche Gewand.
Entfesselt strömt des Duftes selge Fülle,
Sie schaut empor, erkennend und erkannt;
Er, der sie früh erzogen und gestaltet,
Er ists, dem sich ihr reiner Kelch entfaltet.

Und wie, geschmückt mit nie gehoffter Krone,
Die Schäferin, des Königs junge Braut,
Die arglos einst dem fremden Fürstensohne
Im stillen Thal ihr freies Herz vertraut,
Bescheiden jetzt vom purpurhellen Throne
Aufs freudge Volk und staunend niederschaut,
So blickt auch sie beschämt herab von oben,
Und weiß es nicht, wer sie so hoch erhoben.

Doch Alles singt, und blüht und lacht in Helle,
Liebkosend grüßt der Lenz sein schönstes Kind,
Der Schmetterling, die gaukelnde Libelle,
Das Bienchen naht, der laue Morgenwind,
Und Alles trinkt aus ihrem duftgen Quelle,
Der jugendlich aus tausend Adern rinnt;
Denn ob ihr Strom auch nur für Einen walle,
Die selge Lieb ist reich genug für Alle.

Und freier jetzt vom hellen Licht umwaltet,
Und inniger durchströmt vom lauen Wehn,
Läßt reicher stets und üppiger entfaltet
Der volle Kelch die irren Tiefen sehn.
So scheint, weil stets ihr Glanz sich neu gestaltet,
Uns aus der Lieb erst Liebe zu entstehn;
Denn wandelbar mit ewig bunter Welle
Rinnt, unversiegt, des Lebens heilge Quelle.

Wie hängt sie jetzt mit schmachtendem Verlangen
An ihm allein, den sie zuerst geliebt!
Nicht will sie minder geben als empfangen,
Und reicher wird sie stets, je mehr sie gibt.
Selbst wenn er spät ins Meer hinabgegangen,
Und schwere Nacht den bleichen Himmel trübt,
Wohl mögen dann sich andre Blumen schließen:
Sie duftet fort, den Fernen noch grüßen.

Und wenn, geführt vom drohend dumpfen Schweigen,
Mit schwerem Saum an schwülen Himmelshöhn
Zum Kampf empor die Wetterwolken steigen,
Und um den Gott in finsterm Trotze stehn,
Dann läßt sie bang, der Sorge süße Zeugen,
Aus heißer Brust die vollern Düfte wehn,
Denn schöner oft als in des Glückes Tagen
Bewährt sich Lieb in Schmerzen und in Zagen.

Doch wenn er dann den harten Kampf vollendet,
Und freundlich jetzt den leichten Morgenwind,
Den kühlen Thau als Siegesboten sendet,
Dann freut sich still das zarte Frühlingskind,
Und steht verschämt vom Himmel abgewendet,
Und athmet kaum und duftet leis und lind.
O reines Herz, wie ist im drohnden Leide
Dein Muth so stark, wie schüchtern in der Freude!

So blüh empor zum reichen keuschen Leben,
Du schlummernder, verhüllter Liebesstern,
Und sieh entzückt, wenn sich die Schleier heben,
Das neue Licht, und dufte nah und fern!
Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein letztes ists, er gibt sein letztes gern,
Und wirst du einst, wer es gesungen fragen,
Wer weiß dir dann auch nur sein Grab zu sagen?"

So sang Alpin, und als er ausgesungen,
Und weit umher noch Welle, Luft und Grün
Im glatten See und in den Dämmerungen
Des stillen Hains entzückt zu lauschen schien,
Beginnt der Ton, noch eh er ganz verklungen,
Zum sichtbar holden Leben aufzublühn.
Nicht weiß man mehr, ob noch das leise Schallen
Der Klänge lebt, ob zarter Düfte Wallen.

Und bunter stets verschweben und zerrinnen,
Wie Welle sich an Welle spielend bricht,
Die Klänge jetzt, und lieblich zitterts drinnen,
Wie heller Thau, wie Duft und Morgenlicht.
Gestalt und Form strebt Alles zu gewinnen,
Und blühend tritt ins Leben das Gedicht.
Denn was das Herz einst tief und wahr empfunden,
Das lebt und bleibt dem großen All verbunden.

Und wie der Mond, von Wolken leis umflogen,
Obgleich er selbst dem Auge sich verhüllt,
Hold dämmernd noch den blauen Himmelsbogen,
Die Wolken selbst mit zartem Lichte füllt,
So färben hell sich jene flüchtgen Wogen
Vom Purpurglanz, der aus der Rose quillt,
Doch läßt ihr Kelch, wie Träum' im stillen Wehen
Der Dämmerung von ferne nur sich sehen.

Und sieh, es schwillt aus ihrem weichen Moose
Stets blühender die reiche Knosp empor,
Und lieblich schaut jetzt aus der offnen Rose
Mit goldner Kron ein holdes Haupt hervor,
Und rings umher verwebt sich leis und lose,
Der Blätter Grün zum weichen, seidnen Flor;
Schon scheint der Thau, der hell am Kelch gehangen,
Als Perlenschnur am weißen Hals zu prangen.

Und als gemach der bunte Zauberreigen
Von Duft und Klang verdämmert und verhallt,
Steht zart und schlank, in ahnungsvollem Schweigen,
Mit irrem Blick die blühende Gestalt.
Man sieht die zarte Brust tief athmend steigen,
Vom ersten Hauch des Lebens neu durchwallt;
Bang regen sich die kaum gelösten Glieder,
Sie hebt den Fuß und senkt ihn schüchtern wieder.

Und wie, gelockt von hellen Frühlingstagen,
Die Vögelein, verzagt zum ersten Mal
Aus weichem Nest von Zweig zu Zweig sich wagen,
Von Busch zu Busch mit zweifelhafter Wahl,
So lenkt auch sie im Staunen und im Zagen,
Bald hier, bald dort der Blicke lichten Strahl,
Und sieht entzückt bei zarter Mondenhelle
Wald, Wies und Flur, Laub, Blüten, Wolk und Welle.

Doch als sie jetzt mit ungewissen Blicken
Alpin erkennt, der schweigend vor ihr kniet,
Welch Zauberband mag da ihr Haupt umstricken,
Daß sie auf ihn, auf ihn allein nur sieht?
O wie von Scham, von Liebe, von Entzücken
Ihr Busen wallt, ihr holdes Antlitz glüht!
Und sucht auch oft ihr Auge sich zu wenden,
Stets muß es nur noch süßre Strahlen senden.

Und als sie jetzt dem lieblichen Verlangen
Der vollen Brust nicht länger widerstrebt,
Und süß verschämt, mit rosenhellen Wangen,
Mit Blicken, die ein trunkner Glanz belebt,
Sich zitternd neigt, ihn freundlich zu umfangen,
Und süß ihr Hauch auf seinen Lippen schwebt,
Und von der Glut des Kusses tief entzündet,
In ein Gefühl sein ganzes Leben schwindet:

Wer dürfte da mit kaltem Herzen sagen:
Es zieme nur dem thörichten Gemüth,
Sein ganzes Glück für *eine* Gunst zu wagen,
Die plötzlich naht und kaum genossen flieht?
Nein Flammen sinds, die aus dem Busen schlagen,
Das Leben ists, das hellre Funken sprüht;
Zum neuen Sein schmilzt Geist und Geist zusammen,
Und glänzend steigt ein Phönix aus den Flammen! —

(Indessen erscheint die Königin der Feen, ihr zur Rechten Janthe, zur Linken Leontes. Sie naht sich Clotilden und Alpinen und gibt den Eltern ihren Sohn zurück, dessen „Zauber den regen Geist beschworen, und lieblich ihn der zarten Form vermählt. Nur todten Glanz kann Macht und Reichthum zeigen; *das Leben ist allein dem Sänger eigen.*")

Welch Wiedersehn! welch reizendes Erkennen!
Hand stehn in Hand die Freunde hier vereint,
Dort kann vom Sohn die Mutter sich nicht trennen,
Da hier das Kind im Arm des Vaters weint.
Wie hört man jetzt viel süße Namen nennen:
Sohn, Tochter, Vater, Mutter, Gatte, Freund!
Nur die am liebsten hier die Hand sich böten,
Sie stehn getrennt mit reizendem Erröthen.

Doch führen bald mit ihrem besten Segen
Die Eltern jetzt mit zitternd froher Hand
Die holde Braut dem Bräutigam entgegen,
Und weihen gern das längst geknüpfte Band.

Und rasch beginnt sich Alles jetzt zu regen,
Gesang und Tanz umtönt den duftgen Strand,
Bis nach und nach beim späten Hochzeitreigen
Die Fackeln sinken und die Sterne steigen.

Da scheidet still die Königin der Feen,
Und heimlich schleicht die andre Schar ihr nach,
Nur Wellen ziehn und leise Lüfte wehen
Mit süßem Duft ums holde Brautgemach.
Zwar läßt sich rings kein weiches Lager sehen,
Kein seidnes Zelt, kein still verhehlend Dach,
Doch fühlt man schon verstohlne Geister gleiten,
Den schönsten Sitz der Liebe zu bereiten.

Denn kaum verläßt mit lächelnd schlauem Blicke
Der letzte Gast den schönen Inselhain,
Da löst sich auch das Band der goldnen Brücke,
Und senkt im Nu sich in den See hinein.
Jetzt sind die Zwei allein mit ihrem Glücke,
Mit ihrer Lieb und mit sich selbst allein;
Kein Lauscher wird ihr zärtlich Flüstern hören,
Ihr Lächeln sehn und ihre Küsse stören.

Die Well umfängt im Sinken und im Steigen
Mit leisem Klang das selige Gebiet;
Hold wiegt der Mond sich auf den grünen Zweigen
Und auf der Flur, die selbst im Schlummer blüht,
Und süß beginnt im nächtlich stillen Schweigen
Die Nachtigall ihr langverhallend Lied.
Das Lüftchen spielt in dunkler Waldeskühle
Mit Quell und Laub lind flüsternd leise Spiele.

Und wo die Zwei verschämt mit feuchten Blicken
Vom süßen Rausch der ersten Küsse glühn,
Beginnt der Hain sich enger zu verstricken,
Und farbiger die weiche Flur zu blühn.

Rings glänzt der Thau, und tausend Blumen winken
Mit schwerem Kelch hernieder aus dem Grün;
Der Epheu schlingt in zierlichen Geweben
Durch Blüt und Laub sein ewig junges Leben.

Wie Amors Pfeil im jungfräulichen Herzen
Schmückt hell das Gold der Lilie keusches Bild,
Die Rose weint und lacht in süßen Schmerzen,
Da Duft und Thau bis an den Saum sie füllt,
Doch leicht nur will die blühnde Ranke scherzen,
Und neckt den Quell, der ihr vorüberquillt;
Halb träumend schaun aus tiefem Grün, verstohlen,
Maiblümchen auf, Narcissen und Violen.

Kaum kann der Mond durch jene Laube dringen,
Wo Amor jetzt sich seinen Thron gebaut;
Man hört nur fern die süßen Vögel singen,
Nur ferne rauscht der See mit leisem Laut.
Wie innig Ros und Lorbeer sich verschlingen,
Umschlingen sich jetzt Bräutigam und Braut.
Stumm war die Nacht; dem Dichter nur verriethen,
Was sie gesehn, Laub, Lüfte, Duft und Blüten.

Dies sang ich dir, als mit der ersten Rose
Auch mir ein Lenz der neuen Freud erschien:
Doch tückisch mischt das Schicksal seine Loose,
Ein weißes zeigts, wenn wir ein schwarzes ziehn.
So ruht auch jetzt schon unter kühlem Moose,
Die freundlich mir die kurze Lust verliehn,
Und mir ist Nichts aus jener Zeit geblieben,
Als nur dies Lied, mein Leiden und mein Lieben.

Gustav Schwab.

Das tapfre Volk der Schwaben
Kennt seiner Dichter Gaben:
Sie sind ja Träumer nicht!
Es griff ihr muthig Streben
Von jeher ein ins Leben,
Wenn Leben ward Gedicht.

Auch kommst du mit Genossen,
Die tragen, kühn entsprossen,
Den Lorbeer schon im Haar.
Und mit des Liedes Meistern
Eint sich von freien Geistern
Die dichtgeschlossne Schar.

Gustav Schwab.

Gustav Schwab wurde am 17. Juni 1792 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater Oberstudien- und Consistorialrath war. Dieser ertheilte seinem Sohne den ersten Unterricht und schickte ihn dann in das Stuttgarter Gymnasium. Später nahmen ihn die Mauern des berühmten Tübinger Stiftes auf, aus denen die Philosophen Hegel, Schelling, David Strauß, der Aesthetiker Frd. Theodor Vischer und die Dichter Hölderlin, Ed. Mörike und Herwegh hervorgingen. Von 1809—14 studirte Schwab Philosophie und Theologie. Schon als Student ließ er in Uhland's „Deutschem Dichterwalde" und in Kerner's „Schwäbischem Almanach" einige lyrische Gedichte abdrucken, wodurch er seinen poetischen Beruf bekundete und die Aufmerksamkeit tüchtiger Männer auf sich lenkte. Goethe, Tieck, Novalis, A. W. Schlegel und Uhland übten großen Einfluß auf seine poetische Entwicklung. 1815 machte Schwab eine Reise nach Norddeutschland und wurde namentlich in Berlin durch Fouqué u. A. sehr für die Dichtkunst begeistert. Von seiner Reise zurückgekehrt kam er als Repetent ans theologische Seminar zu Tübingen, welche Stelle er 2 Jahre später (1817) mit einer Professur der alten Literatur am obern Gymnasium in Stuttgart

vertauschte, wo er 20 Jahre lang wirkte. 1837 wurde er Landpfarrer in Gomaringen (bei Tübingen) am Fuße der schwäbischen Alp. Sein gastliches Haus daselbst war für jeden wandernden Dichter und Literaten geöffnet, so daß in der schönen Jahreszeit fast kein Tag verging, an welchem nicht Fremde an der stillen Pforte des Pfarrhauses anklopften und freundlichen Zutritt erhielten. Im Frieden mit der Welt, im glücklichsten Familienfrieden und im willkommenen Prediger- und Seelsorgerberufe verbrachte er hier seine Tage, bis durch den Verlust seines jüngsten Sohnes und Kindes (im Oktober 1840) ein Trauerschleier über das bisher ungetrübte Familienglück geworfen wurde. Als Schwab im Sommer 1841 von einer Reise nach Norddeutschland und Skandinavien (Stockholm, Kopenhagen 2c.) wieder in seine theure, stille Heimat zurückgekehrt war, fand er seine Ernennung zum Stadtpfarrer an Skt. Leonhard in seiner Vaterstadt und zum Amtsdekan der Diözese Stuttgart. Im Herbste 1845 wurde er Oberconsistorial- und Oberstudienrath. Bei der Einweihung der neuen Universitätsaula in Tübingen erhielt er die theologische Doktorwürde. Das Gedicht: „Für Schleswig-Holstein", welches als Prolog in einem zum Besten der Schleswig-Holsteiner veranstalteten Conzert in Stuttgart gesprochen wurde, war Schwab's Schwanengesang; denn wenige Tage darauf, in der Nacht vom 3. auf den 4. November 1850, küßte ihn der Engel leise aufs gottgeweihte Herz. „Lebt Alle wohl! Herr Jesus Christ!" Mit diesen Worten entschwebte des Dichters Geist dem Irdischen, um des himmlischen Friedens und der ewigen Glückseligkeit theilhaftig zu werden. Nicht bloß von der Kanzel und am Altare hat er den Herrn gepriesen, sondern auch durch seinen christlichen Wandel und überall da, wo sich die rechte Gelegenheit dazu fand, wie er denn auch am „Festmorgen" ausruft:

„Singen möcht ich Liederweisen,
Meinen Herrgott möcht ich preisen,
In dem Tempel möcht ich stehn.

Und doch läßt sich in die Runde
Auf den Umkreis einer Stunde,
Nichts als diese Schenke sehn.

Werde sie mir denn zur Klause,
Werde sie zum Gotteshause!
Welche Stelle predigt nicht?
Wo sich ernster Sinn erweitert,
Sich mit Himmelslichte heitert,
Fehlt Altar und Kanzel nicht".

Am 6. November Nachmittags 3 Uhr wurden Schwab's sterbliche Reste der Erde übergeben. Der greise Uhland warf die letzte Erdscholle in das Grab seines theuern Freundes, dessen Leib nun in die stille Stadt eingezogen war, welche Schwab früher in folgenden Worten besungen hatte:

„Nenne mir die stille Stadt,
Die den ewgen Frieden hat,
Deren düstere Gemächer
Sanft sich bauen grüne Dächer:
Ueber ihrer Häuser Zinne
Wandelt ernst der Fremdling hin,
Ziehet fort und hält nicht inne,
Grauen fasset ihm den Sinn.
Aber endlich tritt er wieder
Zitternd auf das morsche Dach,
Und die Wölbung sinket nieder,
Daß er stürzt in das Gemach.
Drunten in den Hallen traurig
Sieht er da die Bürger ruhn,
Alle liegen stumm und schaurig,
Mögen keinen Gruß ihm thun.
Die geschlossne Pforte kündet
Ihm sein ewges Bürgerrecht,
Und der arme Wandrer findet

Bald ein Bettlein recht und schlecht,
Ist des Prunkens müde worden,
Schickt sich in den stillen Orden,
Legt sich nieder in der Stadt,
Die den ewgen Frieden hat".

Schwab's segensreiche Wirksamkeit im Prediger- und Lehramte mag hier nur vorübergehend erwähnt werden, wo es sich mehr um seine dichterische und literarische Thätigkeit handelt, welch letztere allerdings eine reiche und vielseitige war und wodurch er sich manche bleibende Verdienste erworben hat. Als Mitherausgeber des Musenalmanachs (1833 — 36) und Redakteur des poetischen Theils vom Morgenblatt (1828 — 37) machte er auf manchen jungen Dichter aufmerksam, der später ein Liebling seiner Nation wurde. In Weisen und Maßen des Horaz übersetzte er eine Auswahl Uhland'scher Gedichte ins Lateinische und von Méry, Lamartine, Barthélemy übertrug er ins Deutsche; auch besorgte er die Herausgabe der Werke von „Paul Flemming", „Wilh. Hauff" und „Wilh. Müller" und schrieb dazu die Biographien der verstorbnen Dichter. Weiter hat er sich durch Uebersetzungen und Umarbeitungen altklassischer und national-deutscher Sagen in literar-historischer Hinsicht noch ausgezeichnet. Sein christlich-frommer Sinn, seine harmlose, heitere Gemüthlichkeit und sein edles, liebenswürdiges Wesen knüpften das Band der Freundschaft zwischen ihm, Uhland, Platen, Kerner, Mörike, Wilh. Müller, Lenau ꝛc. ꝛc. Vergnügt in sich und seinem Gott durchwanderte er die heimatlichen Thäler und Gebirge, um alte Sagen, Märchen und Legenden aufzusuchen und den Stoff mit selbstzufriedener Leichtigkeit in Verse einzukleiden, wobei er sich freilich nur selten auf der Höhe poetischer Begeistrung hält, indem er der gezierten und gekünstelten Form die höhere poetische Auffassung des Gedichts opfert und so häufig zum bloßen Versificator herabsinkt. Minder-begabt als Uhland sucht er sich diesem hauptsächlich in der Ballade, Romanze und poetischen Erzählung näher zu stellen als Kerner und Mörike, hat aber nicht, wie diese, seine

Selbstständigkeit und Originalität gegenüber dem größten Meister unter den jetzt lebenden Schwabendichtern zu wahren gewußt. Bescheiden und mit edlem Stolze erklärt er selbst Uhland als seinen hohen Meister und sich als dessen ältesten Schüler in folgender Strophe:

„Doch laß mich immer froh gestehen,
Daß ich dein ältster Schüler bin:
Will den in mir die Nachwelt sehen,
So zieht mein Schatten aufrecht hin!“

Wenn auch die Mehrzahl von Schwab's Poesien mit ähnlichen Dichtungen von Uhland den Vergleich nicht aushält, weil sie oft allzusehr der poetischen Grundlage und schöpferischen Gestaltung entbehren und durch nüchterne Anschauungsweise selbst den wärmsten Leser abkühlen; so ist doch auch nicht zu verkennen, daß einzelne Gedichte mit Ehren neben solchen von Uhland und überhaupt dem Besten der neuern deutschen Lyrik genannt zu werden verdienen, deren klassischer Werth dem Dichter in der Geschichte der Literatur seine Bedeutung sichert. So lange noch ein flotter Musensohn beim Abzug von der Hochschule aus voller Brust das Lied singt: „Bemooster Bursche zieh ich aus“, so lange wird man auch bei der studirenden deutschen Jugend des Dichters freundlich gedenken. „Die Wolke am Sternenhimmel“ wird wohl schwerlich in klassischer Personifikation von etwas Aehnlichem übertroffen. „Das Gewitter“ ist ein höchst dankbarer Stoff für den Pinsel eines genialen Meisters und doch ist es unsers Wissens noch nicht auf der Leinwand unsterblich geworden. „Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der würtembergischen Stadt Tuttlingen und tödtete von 10 Bewohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts: Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letzte 8 Jahre alt. (Schwäb. Merkur vom 8. Juli 1828.) Aus dieser einfachen Zeitungsnotiz hat Schwab das herrliche Gedicht geschaffen, dessen Wirkung um so bedeutender ist, weil in einfacher Darstellung

und schöner Composition die 4 menschlichen Lebensalter in all ihrer Eigenthümlichkeit, in ihrem Wirken und Schaffen, in ihren Freuden und Leiden, ihren Gefühlen und Hoffnungen geschildert und nur „dadurch zu Einem Gesammtbilde“ vereinigt sind, „daß sie Alle das gleiche, vernichtende Schicksal ereilt“, wodurch der Refrain: „Und morgen ists Feiertag“ erst recht seine volle poetische Bedeutung erhält. „Die Schöpfung des Bodensees“ ist, wie der Dichter recht gut wußte, weder Ballade noch Romanze, noch Legende, wurde aber von ihm wegen der epischen Form und als örtliche Einleitung zu der schönen Ballade: „Der Reiter und der Bodensee“ und einiger andern von Schwab unter die genannten Dichtungsformen gestellt. In jenem Gedicht veranschaulicht der Dichter in klaren Bildern das Leben und die Geschichte im Laufe der Jahrhunderte an den Ufern des „blauen Sees“, während er in der Ballade, die in der vom Volke geliebten 2zeiligen Strophenform gedichtet ist, die vernichtende Macht, welche ein plötzlicher Schrecken auf den Menschen noch nach glücklich überstandener Gefahr ausübt, poetisch darzustellen sucht. Im Tone erhabner Begeistrung und würdig der großen Helden, die es besingt, ist das Gedicht: „Die Engelskirche auf Anatolikon“ ausgeführt, in welchem zugleich die schöne Sprache und Composition zu bewundern ist.

Schriften: Gedichte. 2 Bde. Stuttgart 1828. In einem Band 1838 und Miniaturausgabe III. Aufl. 1846. — Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christian von Würtemberg. (Mit geschichtlichen Belegen.) Stuttgart 1819. — Neckarseite der schwäbischen Alp mit Andeutungen über die Donauseite, eingestreuten Romanzen ꝛc. Das. 1823. — Der Bodensee. Ein Handbuch für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie. Das. I. Aufl. 1826, II. 1840. (Ein sehr verdienstliches Werk, das von gründlicher und sorgfältiger Benutzung der vorhandenen Quellen zeigt). — Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte von Haller bis auf die neueste Zeit eine Mustersammlung mit Rücksicht auf den Gebrauch in Schulen. Leipzig 1835. 40. 48. (Nach Perioden und Dichtungsformen geordnet). — Buch der schönsten Geschichten und Sagen für Alt und Jung. 2 Bände. Stuttgart 1836. 43. 47. (Ein schätzbares Buch und zugleich eine Verjüngung der deutschen Volksbücher.) — Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums. 3 Bde. Stuttg. 1838 — 40. II. Aufl. 1845. — Schiller's Leben in 3 Büchern. Stuttgart 1840.

(Der durchgesehene Druck 1841) — Text zum malerischen und romantischen Schwaben. Leipzig 1837—38. — Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage. Eine Mustersammlung. 2 Bde. Stuttgart 1842. — Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. Leipzig 1846 II. Auflage 1847. (Mit seinem Schwiegersohn Dr. Klüpfel) ꝛc. ꝛc.

73. An den Gesang. (Für den Stuttgarter Liederkranz.)

(Mel.: Im Kreise froher, kluger Zecher ꝛc. Vierstimmig von Kocher.)

Wir kommen, uns in dir zu baden,
Gesang, vor dein krystallens Haus;
Dein Rauschen hat uns eingeladen,
Geuß nur die klaren Wellen aus;
Denn deine reiche Fülle beut,
Was starke Männerseelen freut.

Die Liebe wogt auf deinen Wellen,
Und strömt in dir durch jedes Herz:
Du lehrest ihre Seufzer schwellen,
Und lösest heilend ihren Schmerz.
Aus deinem Spiegel wallt ihr Glück
In tausendfachem Strahl zurück.

Der feste Glaube, will er wanken,
In deinem Quelle stärkt er sich;
Da wachsen Flügel dem Gedanken,
Dem Auge tagt es wonniglich;
Es schaut in deiner blauen Flut
Den Himmel und das ewige Gut.

Die Freiheit kommt auf dir geschwommen,
Hat deiner Arche sich vertraut;
Wird ihr das kühne Wort genommen,
So tauchet sie sich in den Laut;
Sie schifft aus Griechenland und Rom
Ein selger Schwan, auf deinem Strom.

Wenn deine Wogen uns umschlingen,
So wissen wir, was Freundschaft heißt:
So stark und einig, wie wir singen,
So stark und einig ist ihr Geist.
Viel Kehlen und ein einziger Sang;
Viel Seelen in verbundnem Drang.

Auch dieses glühnde Blut der Reben
Wird erst in deiner Mischung mild;
Du machst, daß mit ihm reinres Leben
In allen unsern Adern quillt;
Du stimmest unsern Gläserklang:
Gedeihe, festlicher Gesang.

Ja, deinen Segen zu verbreiten
Hast du uns Brüder ausgesandt;
Wir wollen deine Ströme leiten
Hinaus ins liebe Vaterland;
Und wo sie fließen, wo sie glühn,
Soll Glaube, Freiheit, Liebe blühn!

---

74. Lied eines abziehenden Burschen.

(Nach der Weise: Es reiten drei Reiter zum Thor hinaus &c.)

Bemooster Bursche zieh ich aus,
Behüt dich Gott, Philisters Haus!
Zur alten Heimat geh ich ein,
Muß selber nun Philister sein.

Fahrt wohl, ihr Straßen, grad und krumm,
Ich zieh nicht mehr in euch herum,
Durchtön euch nicht mehr mit Gesang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang.

Was wollt ihr Kneipen all von mir?
Mein Bleiben ist nicht mehr allhier,
Winkt nicht mit euerm langen Arm,
Macht mir mein durstig Herz nicht warm.

Ei grüß euch Gott, Collegia!
Wie steht ihr in Parade da.
Ihr dumpfen Säle groß und klein
Jetzt kriegt ihr mich nicht mehr herein.

Auch du von deinem Giebeldach
Siehst mir umsonst, o Carcer, nach.
Für schlechte Herberg, Tag und Nacht,
Sei dir ein Pereat gebracht!

Du aber blüh und schalle noch,
Leb alter Waffenboden hoch!
Es stärkt den Geist die Wissenschaft,
So stärke du des Armes Kraft.

Da komm ich, ach, an Liebchens Haus:
O Kind schau noch einmal heraus!
Heraus mit deinen Aeuglein klar,
Mit deinem dunkeln Lockenhaar!

Und hast du mich vergessen schon,
So wünsch ich dir nicht bösen Lohn;
Such dir nur einen Buhlen neu,
Doch er sei flott gleich mir und treu!

Und weiter, weiter geht mein Lauf,
Thut euch, ihr alten Thore, auf!
Leicht ist mein Sinn und frei mein Pfad,
Gehab dich wohl, du Musenstadt!

Ihr Freunde drängt euch um mich her,
Macht mir mein leichtes Herz nicht schwer,
Auf frischen 'Roß, mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang.

Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von Einem Wein. —
Und nun denn, Brüder, seis weils muß!
Das letzte Glas, den letzten Kuß!

---

75. Das Neckarthal bei Canstadt. (1828.)

(Auf eine Landschaft von Steinkopf.)

Zarter Ueberflug von Licht,
Das aus frühem Nebel bricht!
Welch ein Thal aus fernen Landen
Ist vor meinem Blick erstanden?

Weiche Hügel hingestreckt,
Dicht mit Baum und Strauch gedeckt,
Und von Wäldern übersäumet,
Drob ein Morgenhimmel träumet.

Reifen mag in Höhn und Schlucht
Hier es wohl von Wunderfrucht,
Tönen in den Laubgehängen
Mags von fremden Vogelsängen.

Dörfer stehn in halber Nacht —
Welch Geschlecht wohl dort erwacht?
Du, die Augen aufgeschlagen,
Blauer Fluß, woher getragen?

Ueber Wellen ruft dein Steg,
Durchs Gesträuche lockt der Weg,
Und der Berge graue Kette
Birget neue Wunderstätte.

Aber hell ins Thal hinaus
Blickt ein heitres Säulenhaus,
Lädt zu kühlem Sitz den müden
Wandrer ein in diesem Süden.

Ach das Bleiben auf den Höhn,
Ach das Ziehen ist so schön!
Soll ich wandern, soll ich weilen?
Soll ich ruhen, soll ich eilen?

Doch wie wird mir, ists kein Traum?
Bist dus, trauter Früchtebaum?
Winkst aus wohlbekannter Laube
Du mir, heimatliche Traube?

Nein, es ist kein fernes Thal,
Schwaben, Schwaben allzumal!
Welch ein herrlich Land mein eigen,
Muß mirs erst der Maler zeigen?

Nicht zur duftgen Ferne hin
Strebe, ruheloser Sinn!
O wie süß im Nachbarthale
Ruhet sichs im Sonnenstrahle!

---

76. Die Wolke am Sternenhimmel.

Welch eine Saat von goldnen Aehren
Durchwandl ich dunkle Nachtgestalt?
Die schaudernd ihre Häupter kehren
Vor meinem Athem, rauh und kalt.

Ich bin so fremd auf diesen Auen
Und wohl aus einem andern Land,
Und möchte da mich helle schauen,
Doch bleib ich mir so unbekannt.

Trüb glänzt von meinem grauen Kleide
Der Saum in dieser Flämmlein Schein;
Sie feiern ruhig ewge Freude,
Da zieh ich störend mitten ein.

Ich darf nicht frei und sicher gehen,
Bald führt mich eine leise Hand,
Bald reißt es mich mit Sturmeswehen
Und faßt mein flatterndes Gewand.

Und mir begegnen dunkle Brüder,
Stumm, grau und willenlos wie ich,
Sie schlagen fremd die Wimpern nieder,
Und ziehen hin, als flöhn sie mich.

Wenn schüchtern dann mein Blick sich hebet,
So fahren Flammen wild heraus,
Und will ich sprechen, so erbebet
Vor meinem Ton das fremde Haus.

Wo bin ich Arme denn geboren,
Wo wird man liebend mich empfahn?
Ich blick in ihr Gebiet verloren,
Fremd diese hohe Schönheit an. —

Doch winkt aus wunderbarer Tiefe
Mir nicht ein mild Erbarmen zu,
Als ob mir eine Mutter riefe,
Mich lüd an ihre Brust zur Ruh?

Wie ist mir? Wehmuth löst in Thränen
Hell meine graue Nachtgestalt,
Hinab, hinab zieht all mein Sehnen
Versöhnend heilige Gewalt." —

Und liebend rauschts der Erd entgegen,
Der Morgen kommt mit neuer Lust:
Blau ist die Luft, ein süßer Regen
Liegt an der Mutter Erde Brust.

---

77. Die Schöpfung des Bodensees.

Als Gott der Herr die dunkeln Kräfte
Der werdenden Natur erregt
Und zu dem schöpfrischen Geschäfte
Die Wasser und den Grund bewegt,
Und als sich nun die Tiefen senkten,
Die Berge rückten auf den Platz,
Die Ebnen sich mit Bächen tränkten,
In Seen sich schloß der Wasser Schatz:

Da schuf sich auch die Riesenkette
Der Alpen, ihrer Thäler Schooß;
Da brach der Strom im Felsenbette
Aus seinem Eispalaste los.
Er trat heraus mit freudgem Schrecken,
Er wallet hell ins offne Land
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit breitem Rand.

Und fort von Gottes Geist getrieben
Wogt er hinab zum jungen Meer,
Doch ist sein Ruhesitz geblieben,
Und Wälder grünen um ihn her;
Und über ihm hoch ausgebreitet
Spannt sich der heitern Lüfte Zelt;
Es spiegelt sich, indem sie schreitet,
Die Sonn in ihm, des Himmels Held.

Und wie nun auf den weiten Auen
Des ersten Sabbaths Ruhe schlief,
Ließ sich der Bote Gottes schauen
Im lichten Wolkenkranz und rief.
Da scholl gleich donnernden Posaunen
Des Engels Stimme durch den Ort:
Es horchten Erd und Flut mit Staunen,
Und sie vernahmen Gottes Wort:

„Gesegnet bist du, stille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer.
Ja rieselt fröhlich nur, ihr Bäche!
Ja ströme, Fluß, nur stolz einher!
Ihr füllet euch in einen Spiegel,
Der große Bilder bald vereint,
Wenn Einer, der der Allmacht Siegel
Trägt auf der Stirn, der Mensch, erscheint.

Erst lebt ein dumpf Geschlecht, vergessen
Sein selbst, im Walde mit dem Thier;
Dann herrscht ein Fremdling stolz vermessen,
Ein Sieger mit dem Schwerte hier;
Er zimmert sich den Wald zu Schiffen,
Er öffnet Straßen, baut das Haus;
Dann hat ihn Gottes Hand ergriffen
Und schleudert ihn zum Land hinaus,

Und führt den Stamm mit goldnen Haaren,
Mit blauem Aug ans Ufer her.
Der hat noch Nichts vom Herrn erfahren,
Sein Gott ist Eiche, Fluß und Meer.
Doch schläft im tüchtigen Gemüthe
Noch unerweckt des Ewgen Bild;
Ein Strom der höchsten Kraft und Güte
In seinen vollen Adern quillt.

Der Himmel wird ihm Boten senden,
Die sagen ihm von Gottes Sohn,
Die bauen mit getreuen Händen
In dichten Wäldern seinen Thron.
Dort wird das Licht des Geistes leuchten,
Von dort her der Erkenntniß Quell
Der Erde weites Feld befeuchten;
Dort bleibts in tiefem Dunkel hell.

Dann werden sich die Haine lichten,
Wie sich der Menschen Herz erhellt;
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du segenreiches Feld;
Die Rebe strecket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und schwerbeladne Schiffe schwanken
In reicher Städte Häfen ein.

Und die des Höchsten Krone tragen,
Statthalter seiner Königsmacht,
An diesen Ufern aufgeschlagen,
Sonnt oft sich ihres Hofes Pracht.
Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir:
Du bist das Herz der Welt geworden,
O Land, und aller Länder Zier.

Drum sind dir Sänger auch gegeben,
Zween Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je sein Land erhob.
Das eine sind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Gesang;
Das andre sind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.

Wohl ahnst du deinen Ruhm: du wallest
Mit hochgehobner Brust, o See!
Doch, daß du dir nicht selbst gefallest,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh!
Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Flut,
Und deine grünen Ufer traufen
Von lang vergoßnem Bürgerblut.

Sei nur getrost! du blühest wieder,
Du wischest ab die Spur der Schmach,
Und große Sagen, süße Lieder,
Sie tönen am Gestade nach.
Zwar dich verläßt die Weltgeschichte,
Sie hält nicht mehr am Ufersand
Mit Schwert und Wage Weltgerichte;
Doch stilles Gnügen wohnt am Rand.

Der Hauch des Herrn treibt deine Boote,
Dein Netz soll voll von Fischen sein;
Dein Volk nährt sich von eignem Brote
Und trinkt den selbstgepflanzten Wein.
Und unter deinen Apfelbäumen
Wird ein vergnügt Geschlecht im Glück
Von seinem alten Ruhme träumen.
Wohlan, vollende dein Geschick!"

Der Engel sprachs, der Sabbath endet,
Der Schöpfung Werktag hebt sich an,
Es rauscht der See, die Sonne wendet
Ihr Antlitz ab, die Wolken nahn;
Die Stürme wühlen aus den Schlünden
Den trüben Schlamm ans Licht herauf,
Der Strom hat Mühe sich zu münden,
Und sucht durch trägen Sumpf den Lauf.

Doch webt und wirkt im innern Grunde
Der schwerarbeitenden Natur
Das Wort aus ihres Schöpfers Munde,
Sie folgt der vorgeschriebnen Spur.
Von Licht verklärt, von Nacht verhüllet,
Sein bleibt das Wasser, sein das Land,
Und was verheißen war, erfüllet
Der Zeiten Gang auf Flut und Strand.

78. Der Reiter und der Bodensee. (Mündlich.)

Der Reiter reitet durchs helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;

Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen, wie Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche, kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;

So flieget er hin eine Meil, und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;

Kein Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort gehts, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mags sein?“

Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„„Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch, aus dem Rachen stiegest du““.

Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!“

Da recket die Magd die Arm' in die Höh:
„„Herr Gott! so rittest du über den See:

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du warbst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut!““

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär,
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß von dem Fisch!“

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinzt noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnerts, wie krachend Eis,
Wie die Well umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

---

79. Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ists Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höhn,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihrs, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ists Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihrs, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ists Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt!" —
Hört ihrs, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ists Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu ich noch auf der Welt?“ —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hörens nicht, sie sehens nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht!
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind.
Vier Leben endet Ein Schlag —
Und morgen ists Feiertag.

---

80. Die Engelskirche auf Anatolikon. (1824.)

⏑ ⏓ ⏑ –́ ⏑ | ⏑ ⏓ ⏑ –́ ⏑

16 Es lacht ein Eiland, Mit Feigenbäumen,
Mit Rosenlauben, mit Rebenranken,
Wie sonst es schaffen Nur die Gedanken,
Wie mans nur schauet In Morgenträumen.

Es regt ein Volk sich Auf seinen Hügeln,
Das spricht die Sprache, Die alte, traute,
Die uns redet Mit Geisterlaute;
Und Freiheit deckt es Mit jungen Flügeln.

Es wohnt im Schutze Der heilgen Engel,
Den Cherubinen Ist es vertrauet,
Von Marmor stehet Ihr Haus gebauet,
Im weißen Kleide, Rein, ohne Mängel.

Wohnt auch die Trauer In solchem Lande?
Warum verödet Die Rosenlauben?
Warum kein Liedchen Beim Saft der Trauben?
Kein Tausch der Waaren Am regen Strande?

Das macht, es wimmelt Dort auf den Wassern,
Und birgt sich hinter Den Felsenriffen:
Ein Heer von Masten, Von fremden Schiffen,
Ein grimmig Heer ists Von Christenhassern!

Du Griechenvölkchen, Willst Du verzagen?
Das Schwert der Väter Hast nicht geschwungen,
Hast mit der Freiheit Nicht Muth errungen? —
„Muth gnug und Schwerter Sie zu erschlagen!

Doch sinds zu viele!“ — Hast du nicht Mauern?
Hast Du nicht Schanzen, dich klug zu decken? —
„Ja Thürm' und Wände, Der Feinde Schrecken,
Die zehn Geschlechter Wohl überdauern!“

Und blühn nicht Früchte Dir gnug dahinter
Kornähren, Feigen, Und Oel die Menge? —
„Mir naht kein Hunger, der mich bedränge,
Mich nährt der Sommer, Nie folgt ein Winter.

Nur Eins vergaß mir Natur zu spenden:
Kein Quell mir sprudelt Aus ihren Brüsten;
Sonst kauft' ich Wasser An fernen Küsten,
Jetzt wehrt der Feind An mir allen Enden!

Umsonst des Blutes Hab ich vergossen,
Ins Herz des Feindes Das Blei gesendet!
Die Kraft versieget, Das Leben endet,
Es schickt den Durst mir, Den Bundesgenossen!

Da will das Auge Sich traurig senken. —
Doch sieh! die Menge, Die gläubige wallet
Zum Haus der Engel, Und Flehen schallet:
O Gott im Himmel, Du kannst uns tränken.

Machst deinen Engel zu Wind und Wolke,
Machst deine Diener Zu Feuerflammen:
Da krachen Schiffe Zermalt zusammen,
Da stürzt der Dränger Vor deinem Volke!

Heut nach der Erde Geheimster Ader
Laß deine Geister, Die treuen, spüren;
Wann erst die Quellen Sich um uns rühren,
So zwingt uns nimmer des Feinds Geschwader!

„Erhör uns, Retter!“ So tönts von Allen.
Hat er vernommen Die flehnde Stimme?
Warum nicht wehrt er Des Feindes Grimme?
Die Schlünde donnern, Die Kugeln fallen.

Und eine flieget Mit Sturmes Gefieder,
Reißt durch des Tempels Gewölbte Decken,
Des Volkes Flehen Verstummt in Schrecken,
In seine Mitte Fährt sie hernieder.

Schlägt in den Boden, Wühlt in dem Grunde,
Sie gräbt so gierig In seinen Ritzen;
Da hört ihrs sprudeln, da seht ihrs spritzen: —
Da quillt ein Brunnen Tief aus dem Schlunde.

Erzengel Gottes Sei hochwillkommen!
Du fährst als Donner Aus glühnden Blechen;
Springst aus den Tiefen In Wasserbächen,
Wenns gilt zu retten Das Volk der Frommen!

Da schöpfet Jeder Vom heilgen Quelle,
Durch alle Glieder Dringt Engelsstärke,
Sie schreiten fürder Zum großen Werke,
Fort aus dem Tempel, Hin auf die Wälle.

Dreitausend Kugeln Schickt aus den Schlünden
Zur heilgen Insel Der Feind vergebens,
Sie all erlöschen Im Strom des Lebens;
So muß die Freiheit sich ewig gründen.

Johann Gabriel Seidl.

„Ich war ein klarer Strom des Liedes" —
Gebraust, getobt hab ich zwar nie;
Bescheiden trieb ich Well auf Welle,
Wie sie ein stiller Born mir lieh.

Joh. Gab. Seidl.

Johann Gabriel Seidl wurde am 21. Juni 1804 zu Wien geboren. Sein Vater war Hof- und Gerichtsadvokat und bestimmte auch den Sohn für die juristische Laufbahn. Kaum 16 Jahre alt ließ Seidl schon Gedichte in der Dresdener Abendzeitung abdrucken, und durch seine „Lieder der Nacht" gewann er lyrische Bedeutung. Durch den Tod seines Vaters (1823) sah sich der vermögenslose Jüngling in die dürftigste Lage versetzt. Er war Studiengenosse von Nik. Lenau, Münch-Bellinghausen (Halm), K. Herloßsohn 2c., später schloß er sich inniger an Anast. Grün an. Verhältnisse bestimmten ihn nach vollendeten Fakultätsstudien sich für eine Professur vorzubereiten. Drei Jahre lang hatte er sich den Vorbereitungsstudien fürs Lehramt gewidmet und sich namentlich den klassischen Sprachen und ihrer Literatur zugewandt. 1829 wurde er am Gymnasium zu Cylli in der südlichen Steyermark angestellt, wo er 11 Jahre hindurch thätig war. Seit 1840 ist er Custos am k. k. Münz- und Antikenkabinet zu Wien und lieferte für Geschichte und Archäologie manchen schätzbaren Beitrag. Die Märztage 1848 befreiten ihn auch von dem lästigen und undankbaren Amte eines Censors. 1849 versah er die Professur der deutschen Sprachwissenschaft an der Lycealklasse des Josephstädter Gymnasiums und ist

jetzt auch Mitredakteur der ersten oestr. Gymnasialzeitung. Im Jahr 1840 verbreiteten viele Blätter die Nachricht: „Seidl ist todt". Der Todtgeglaubte war so vor das Gericht der öffentlichen Meinung geladen und konnte deren Richterspruch über ihn selbst vernehmen.

In Seidl's Gedichten spiegeln sich meist innere Zufriedenheit und ein reines, sittliches Gemüth; nur fehlt es dem Dichter oft am concisen Erfassen des Gedankens, wodurch eine Weitschweifigkeit in der Ausführung entsteht, welche den vollen Pulsschlag eines poetischen Herzens nicht herausfühlen läßt. Man sieht, der Dichter meint es gut, aber es fehlt ihm an genialer Begabung zur Beherrschung seines Stoffs. Das „Glücksglöcklein" wäre bei seinem schönen Schluß gewiß von weit größerer ästhetischer Wirkung, wenn es sich nicht allzusehr in die Länge zöge. Die „Verheimlichung" ist in glücklicher Stunde entstanden und ist eine duftende Blume im Garten der Poesie; ebenso ist „Der todte Soldat" ein wohlgelungenes Gedicht, das trotz seiner Anklänge an die „nächtliche Heerschau" von Zedlitz gern gelesen und gehört wird. „Hans Euler" zeichnet sich durch Einfachheit und Natürlichkeit aus und seine Wirkung wird durch die Beschreibung des Landes Tyrol, welche so glücklich ins Ganze verflochten ist, daß sie als unerläßlich erscheint, noch bedeutend erhöht. Seidl's Dichtungen sind in Oestreich sehr wohl aufgenommen; besonders verschafften ihm seine „Flinserln, Gsangln" ꝛc., Gedichte in niederöstreichischer Mundart, eine große Volksthümlichkeit. Seine Bearbeitung der Oper: „Maurer und Schlosser" ist fast auf allen östreichischen Bühnen heimisch geworden. „s letzti Fenstrl" und „Drei Jahrln nach'm letzt'n Fensterln" wurden auch im übrigen Deutschland oft und mit Beifall gegeben.

Schriften: Dichtungen. 3 Theile. Wien 1826 — 1828. — Schiller's Manen! Bilder aus dem Dichterleben. Das. 1826. — Flinserln. Lieder in niederöstreichischer Volksmundart. Das. 1826. III. Aufl. 1844. — Georginen. Gesammelte Erzählungen für Frauen. Gratz. 1836. — Bifolien. Wien 1836. IV. Aufl. 1849. — Episoden aus dem Romane des Lebens. Das. 1839. — Novelletten. Wien 1839. —

Liedertafel. Daselbst 1840. — Laub und Nadeln. (Erzählungen und Novellen.) Daselbst 1842. II. Auflage 1846. — Inneröstreichische Volksweisen. 3 Hefte. Daselbst 1850. — Lieder der Nacht. II. Aufl. Daselbst 1851. Außerdem schrieb er noch: Wandrungen durch Tyrol. (Eine Abtheilung vom: Malerischen und romantischen Deutschland), das 2aktige Lustspiel: Jeanette und Hannchen, das Dramalett: Das erste Veilchen, das 2aktige Lustspiel: Die Unzertrennlichen, das Trauerspiel: Hektor, die Cantate: die 4 Menschenalter. (Musik von Fr. Lachner.) ꝛc. — Album oestr. Dichter. Wien 1850. (Biographie Seidl's von Dr. Wurzbach.

81. Verheimlichung.

Da lag Sie, die ich so geliebt,
Im Sarge todt vor mir:
Im Schmerz, wie's keinen herbern gibt,
Saß ich zu nacht bei ihr.
Ihr Aug war zu, die Hände kalt,
Ihr warmes Herz ein Stein,
Verstummt der Lippen Allgewalt,
Verglüht der Wangen Schein.

Und durch des Zimmers Dunkelklar
Zogs feierlich daher,
Als ob es eine weiße Schar
Von stillen Geistern wär;
Die Engel warens, die ihr Herz
Sich einst zum Haus ersahn:
Nun flogen still sie himmelwärts,
Und sagten sie dort an.

Und um den Mund der Todten lag
Ein Lächeln wie Gebet,
Ein Lächeln wie's ein Feiertag
Auf eine Rose weht.
Da sprang ich auf, flog hin zu ihr,
Hätt' mögen darauf baun,
Sie wolle noch was Frohes mir
Zu guter Letzt vertraun;

Etwas vertraun von jener Welt,
Von jenem Kanaan,
In das sie aus des Sarges Zelt
Schon einen Blick gethan. —
„O sage, rief ich, sage mir,
Sprich aus, wie ist es dort?
Denn ging es drüben übel dir,
Ich ließe dich nicht fort!"

Sie aber sprach nicht nein, nicht ja,
Sie, die mir Nichts verschwieg;
Still wie ein Engel lag sie da,
Nach einem großen Sieg. —
Es ist wohl drüben schön und rein,
Zum Ueberraschen schön,
Drum wollte sie nicht vorlaut sein,
Bis ich es würde sehn!

---

82. Der todte Soldat.

**The most precious tears are those, with which
Heaven bedews the unburied head of a soldier *).**
O. Goldsmith.

Auf ferner, fremder Aue,
Da liegt ein todter Soldat,
Ein Ungezählter, Vergeßner
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei,
Denkt Keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sei.

---

*) Die kostbarsten Thränen sind diejenigen, mit welchen der Himmel das unbegrabene Haupt eines Kriegers bethaut.

Es ist um manchen Gefallenen
Viel Frag und Jammer dort;
Doch für den armen Soldaten
Gibts weder Thräne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt, beim Abendroth,
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist todt!“

Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf!
Es hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehn um Elf!“

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus ins Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!“ —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Aufs Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

---

83. Hans Euler.

„Horch, Marthe, draußen pocht es; geh laß den Mann herein,
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein! —
Grüß Gott, du schmucker Krieger! nimm Platz an unserm Tisch;
Das Brot ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch!" —

„„Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es Noth mir thut,
Doch so ihr seid Hans Euler, so will ich euer Blut!
Wißt ihr, vor Monden hab ich euch noch als Feind bedroht:
Dort hatt ich einen Bruder, den Bruder schlugt ihr todt.

Und als er rang am Boden, da schwor ich es ihm gleich,
Daß ich ihn wolle rächen, früh oder spät an euch!"" —
„Und hab ich ihn erschlagen, so wars im rechten Streit,
Und kommt ihr ihn zu rächen — wohlan! ich bin bereit!

Doch nicht im Hause kämpf ich, nicht zwischen Thür und Wand;
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand.
Den Säbel — Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug:
Und soll ich nimmer kommen: — Tyrol ist groß genug!"

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan;
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan; —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

Nun stehn sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das sehn die Beiden droben, — dem Fremden sinkt die Hand,
Hans aber zeigt hinunter aufs liebe Vaterland:
„Für das hab ich gefochten, dein Bruder hats bedroht,
Für das hab ich gestritten, für das schlug ich ihn todt.“ —

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen ins Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„„Und hast du ihn erschlagen, so wars im rechten Streit,
Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!““ —

---

84. Das Glöcklein des Glücks.

Der König lag am Tode; da rief er seinen Sohn;
Er nahm ihn bei den Händen, und wies ihm auf den Thron:
„Mein Sohn“, so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den laß ich dir;
Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust;
Mein Sohn, das ist nicht also; — sei dessen früh bewußt!
Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück: —
Ich geb in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!“

Der König sprichts und scheidet. — Der Sohn begreift ihn nicht:
Er sieht noch rosenfarben die Welt im Maienlicht.
Zu Throne sitzt er lächelnd, beweisen will ers klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düsterm Geiste war.

Und auf das Dach des Hauses grad über seinen Saal,
Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur rühret leis den Strang.

Den aber will er rühren (so thut ers kund im Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! zu wissen glaubt ers, — da wird kein Tag entfliehn,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte ziehn.

Und Tag um Tage heben ihr rosig Haupt empor;
Doch Abends, wenn sies senken, trägts einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durchs Innre, das Seil berührt er nicht.

Einst tritt er voll des Glückes erhörter Freundschaft hin:
„Ausläuten“, ruft er, „will ich, wie hoch beglückt ich bin!“
Da keucht ein Bot ins Zimmer, ders minder spricht als weint:
„„Herr, den du Freund geheißen, verrieth dich wie ein — Feind!““

Einst fliegt er voll des Glückes erhörter Lieb herein;
„Mein Glück, mein Glück“, so ruft er, „muß ausgeläutet sein!“
Da kommt sein blasser Kanzler, und murmelt bang und scheu:
„„Herr, blüht denn auch dem König hinieden keine Treu?““

Der König mags verwinden, er hat ja noch sein Land,
Und einen vollen Säckel und eine mächtge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen, und drüber Gottes Luft!

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will ziehn, will läuten, — sieh!
Da stürmts herein zum Saale, da fällts vor ihm aufs Knie:

„„Herr, König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
So rauchen unsre Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl!““
„Ha, freche Räuber!“ donnert der Fürst in wildem Glühn,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen ziehn.

Schon bleichen seine Haare; vor Dulden wird er schwach,
Und stets noch schweigt das Glöcklein auf seines Hauses Dach.
Und wenns auch oft wie Freude, sich auf die Wang ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt. —

Doch als er nun, zu sterben, in seinem Stuhle saß,
Da hört er vor dem Fenster Geschluchz ohn Unterlaß:
„Was soll das?" fragt er leise den Kanzler, „sprichs nur aus!"
„„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder stehn vorm Haus!""

„Herein mit meinen Kindern!" — Und war man mir denn gut?" —
„„Stünd, Herr, zu Kauf ein Leben: sie kauften deins mit Blut!""
Da wogts auch schon zum Saale gedämpften Schritts herein,
Und will ihn nochmals sehen, ihm nochmals nahe sein.

„Ihr liebt mich also, Kinder?" — Und Tausend weinen: „„Ja!""
Der König hörts, erhebt sich, steht wie ein Heilger da;
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
Thut einen Riß; — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.

---

85. Herr du bist groß.

„Herr, du bist groß!" — so ruf ich, wenn im Osten
Der Tag wie eine Feuerros' erblüht;
Wenn, um den Reiz des Lebens neu zu kosten,
Natur und Mensch in junger Kraft erglüht.
Wo lässest du, o Herr, dich gütger sehen,
Als in des Morgens großem Auferstehen?

„Herr, du bist groß!" — so ruf ich, wenns von Wettern
Am Mittagshorizonte zückend droht,
Und du mit deines Blitzes Flammenlettern
Auf Wolkentafeln schreibst dein Machtgebot.
Wo wärst, o Herr, furchtbarer du zu schauen,
Als im empörten Mittagswettergrauen?

„Herr, du bist groß!“ — so ruf ich, wenn im Westen
Der Tag sein Auge sanft bewältigt schließt;
Wenns in den Wäldern schallt von Liederfesten,
Und süße Wehmuth sich aufs All ergießt.
Wodurch, o Herr, stimmst du das Herz uns milder,
Als durch den Zauber deiner Abendbilder?

„Herr, du bist groß!“ so ruf ich, wenn das Schweigen
Der Mitternacht auf allen Landen liegt,
Die Sterne funkelnd auf- und niedersteigen,
Und sich der Mond auf Silberwölkchen wiegt.
Wann winkst du, Herr, erhabner uns nach oben,
Als wenn dich stumm die heilgen Nächte loben?

Herr, du bist groß in jeglichem Erscheinen,
In keinem größer, stets der Größte nur;
Du führst im Staunen, Lächeln, Graun und Weinen,
In jeder Regung uns auf deine Spur.
Herr, du bist groß! O laß michs laut verkünden,
Und selbst mich groß in deiner Größ empfinden!

Karl Johann Philipp Spitta.

Gott, mein Schöpfer und Erhalter,
Mein Erlöser und mein Herr,
Dir ertönen Harf und Psalter,
Dir und deines Namens Ehr.
Deine Liebe laß mich preisen,
Deinen großen Gnadenrath,
Und so singend weiter reisen
Auf dem schmalen Pilgerpfad.

K. J. Ph. Spitta.

Karl Johann Philipp Spitta wurde am 1. August 1801 zu Hannover geboren. Er besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und studirte von Ostern 1821 — 24 Theologie in Göttingen. In Lüne bei Lüneburg war er Hauslehrer. 1828 wurde er Pfarrgehilfe zu Sudwalde in der Grafschaft Hoya, 1830 kam er nach Hameln als Garnisons-Pfarr-Vicar und Seelsorger bei der dortigen Strafanstalt. Von 1837 — 47 war er Pastor in Wechold bei Hoya und jetzt lebt er als Superintendent und Pastor zu Wittingen im Fürstenthum Lüneburg.

Spitta ist Lyriker, der vorzugsweise das religiöse Lied gepflegt hat. Sein „Psalter und Harfe", eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung, ist mit Stereotypen gedruckt und in vielen Auflagen durch ganz Deutschland verbreitet. Innigkeit und Wohllaut zeichnen diese frommen Gesänge aus. Sie sind keine Kirchenlieder und sollen es auch nicht sein, indem sie mehr den religiösen Sinn in der Familie fördern und stärken sollen und als solche von hohem und schätzbarem Werthe sind. Ihr choralartiger

Rhythmus, eine Form, die dem Christen aus der Kirche so lieb und theuer ist, bestimmte den Organisten Becker zu Leipzig aus dem deutschen Choralschatz entsprechende Melodien für jedes dieser Lieder aufzustellen, und wo sich solche nicht fanden, eine neue Melodie in dieser klassischen Form zu entwerfen. Ebenso hat C. Ed. Hering zehn Lieder aus Psalter und Harfe vierstimmig mit Begleitung des Pianoforte 2c. in Musik gesetzt. Es sind darunter die meisten der auch hier aufgenommenen einfachen und wohlgelungenen Lieder, als: „Trost der Nacht", „Abendfeier", „Andacht", „Geduld", „Am Grabe", „Sehet die Lilien auf dem Felde", „Das Lied der Lieder", denen wir noch das tiefgefühlte, schöne Gedicht: „Abschied" und einige andere beigesellt haben. Spitta hat sich durch seine religiösen Lieder einen Platz neben den ausgezeichnetsten neuern Dichter in dieser Gattung erworben, nämlich neben Albert Knapp, K. B. Garve (Christliche Gesänge. Görlitz 1825) 2c.

Schriften: Psalter und Harfe Leipzig 1833. XIII. Auflage mit Stereotypen. Das. 1844. — Zweite Sammlung. III. Auflage. Daselbst 1845. — Das später (1849) unter gleichem Titel erschienene Bändchen (XV. Aufl.) ist blos ein Auszug aus den beiden ältern Sammlungen.)

86. Trost der Nacht.

Klage nicht, betrübtes Kind,
Klage nicht, ums junge Leben,
Manche süße Lust verinnt,
Doch manch Leid auch wird sich geben.

Ist der Tag, so schön erwacht,
Mit der Morgenröthe ferne:
Klage nicht, es hat die Nacht
Einen Himmel auch und Sterne.

---

87. Erhei

Die Wolke
So dicht gedrängt
Und trüber, immer tr
Wird rings des Himmels

Und du, wie ist entflogen
Dir alle Heiterkeit,
Die Seele überzogen
Von unnennbarem Leid!

Die Wolken strömen nieder,
Wie blau der Himmel scheint!
Wie heiter bist du wieder!
Hast du vielleicht geweint?

---

88. Abendfeier.

Wie ist der Abend so traulich,
Wie lächelnd der Tag verschied;
Wie singen so herzlich erbaulich
Die Vögel ihr Abendlied!

Die Blumen müssen wohl schweigen,
Kein Ton ist Blumen beschert;
Doch, stille Beter, neigen
Sie alle das Haupt zur Erd.

Wohin ich gehe und schaue,
Ist Abendandacht. Im Strom
Spiegelt sich auch der blaue,
Prächtige Himmelsdom.

Und Alles betet lebendig
Um eine selige Ruh,
Und Alles mahnt mich inständig:
O Menschenkind bete auch du!

---

89. Sehet die Lilien auf dem Felde.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt,
Wer dich so schön gemacht?

Wie trägst du so ein weißes Kleid
Mit goldnem Staub besät,
Daß Salomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

Gott hob dich aus der Erde Grund,
Hat liebend auf dich Acht,
Er sendet dir in steter Stund
Ein Englein bei der Nacht.

Das wäscht dein Kleid mit Thau so rein
Und trocknets in dem Wind,
Und bleicht es in dem Sonnenschein,
Und schmückt sein Blumenkind.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller deiner Pracht
Bist du zum Vorbild mir gestellt,
Zum Lehrer mir gemacht.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch,
Du denkst: der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümchen auch.

---

90. Andacht.

Mir ist so wohl in Gottes Haus,
Ich kann es gar nicht sagen,
Es bricht mein Aug in Thränen aus,
Das Herz fängt an zu schlagen.

O, Thräne, warum brichst du aus?
O, Herz, was soll dein Schlagen?
Es wird der Geist ins Vaterhaus,
Der Leib zur Ruh getragen.

---

91. Abschied.

Was macht ihr, daß ihr weinet
Und brechet mir mein Herz?
Im Herrn sind wir vereinet
Und bleibens allerwärts.
Das Band, das uns verbindet,
Löst weder Zeit noch Ort;
Was in dem Herrn sich findet,
Das währt in ihm auch fort.

Man reicht sich wohl die Hände,
Als sollts geschieden sein,
Und bleibt doch ohne Ende
Im innigsten Verein.
Man sieht sich an, als sähe
Man sich zum letzten Mal,
Und bleibt in gleicher Nähe
Dem Herrn doch überall.

Man spricht: ich hier, du dorten,
Du ziehest und ich bleib!
Und ist doch aller Orten
Ein Glied an einem Leib.
Man spricht vom Scheidewege,
Und grüßt sich einmal noch,
Und geht auf einem Wege
In gleicher Richtung doch.

Was sollen wir nun weinen
Und gar so traurig sehn,
Wir kennen ja den Einen,
Mit dem wir Alle gehn,
In einer Hut und Pflege,
Geführt von einer Hand,
Auf einem sichern Wege
Ins eine Vaterland.

So sei denn diese Stunde
Nicht schwerem Trennungsleid,
Nein, einem neuen Bunde
Mit unserm Herrn geweiht.
Wenn wir uns ihn erkoren
Zu unserm höchsten Gut,
Sind wir uns nicht verloren,
Wie weh auch Scheiden thut.

---

92. Das Lied der Lieder.

Es gibt ein Lied der Lieder,
Das singst du immer wieder,
Wenn du es einmal singen lernst;
Kein Mensch hat es ersonnen,
Das Lied so reich an Wonnen,
Und doch so lehrreich, tief und ernst.

Es singt von einer Liebe,
Vor der des Lebens Trübe
Wie Nebel vor der Sonne flieht.
Wie weichen alle Schmerzen,
Wenn man so recht von Herzen
Anstimmen kann das schöne Lied!

---

93. Wir sind des Herrn.

Wir sind des Herrn, wir leben oder sterben!
Wir sind des Herrn, der einst für Alle starb!
Wir sind des Herrn, und werden Alles erben!
Wir sind des Herrn, der Alles uns erwarb!

Wir sind des Herrn! So laßt uns ihm auch leben,
Sein eigen sein mit Leib und Seele gern,
Und Herz und Mund und Wandel Zeugniß geben,
Es sei gewißlich wahr: Wir sind des Herrn!

Wir sind des Herrn! So kann im dunkeln Thale
Uns nimmer graun, uns scheint ein heller Stern,
Der leuchtet uns mit ungetrübtem Strahle,
Es ist das theure Wort: Wir sind des Herrn!

Wir sind des Herrn! So wird er uns bewahren
Im letzten Kampf, wo andre Hilfe fern;
Kein Leid wird uns vom Tode widerfahren,
Das Wort bleibt ewig wahr: Wir sind des Herrn!

---

94. Ruhe in Gott.

Aus dir selber strebst du nur vergebens
Licht zu schöpfen, Friede, Freud und Glück,
Darum zu der Quelle deines Lebens
Eile du, zu deinem Gott zurück.
Dahin, wo dein Leben angefangen,
Dahin richte Sehnsucht und Verlangen,
Deine Seele findet dann erst Ruh,
Wendet sie sich ihrem Schöpfer zu.

Aber ach, du kannst nicht zu ihm gehen,
Denn du siehst, wie eine Scheidewand,
Zwischen ihm und dir die Sünde stehen.
Sieh, da reicht dir liebevoll die Hand
Dein Erlöser, hebt dich voll Erbarmen
Auf zu Gott mit seinen Liebesarmen,
Der die mächtge Scheidewand zerschlug,
Als der Mittler deine Sünde trug.

Sieh, so gab dein Schöpfer dir das Leben,
Und dein Heiland gibt dirs noch einmal;
Und es will dein Gott noch mehr dir geben,
Einen Führer durch das finstre Thal,
Seinen heilgen Geist, den Geist der Wahrheit,
Der dem Herzen Ruh, dem Geiste Klarheit,
Kraft und Trieb zu allem Guten gibt,
Und dich lehrt, wie dich der Vater liebt.

Und nun bist du zu der Lebensquelle
Umgekehrt und durch den Flor der Zeit
Sehen deine Blicke freudenhelle
In die wonnevollste Ewigkeit;
Fühlst dich selig und mit Gott versöhnet,
Siehst dich mit Barmherzigkeit gekrönet,
Und genießest in des Lebens Streit
Schon in Hoffnung deine Seligkeit.

Darum suchst du Ruhe, such sie nimmer
Weder in dir selbst, noch in der Welt,
Solch ein Suchen macht die Unruh schlimmer,
Ist mit tausendfachem Weh vergällt.
Solch ein Suchen macht wohl matt und müde,
Aber ist ein müder Schlaf denn Friede,
Glaubst du, daß ein Mensch, vom Suchen matt,
Schlafend schon die Ruh gefunden hat?

Bett ein Kindlein in die weichste Wiege,
Wieg es ein mit Sang und Spiel und Lust;
Aber siehe, obs nicht sanfter liege,
Stiller schlummre an der Mutter Brust.
Wos den ersten Lebenstrank gefunden,
Will es, müde, schlafen, krank, gesunden —
Seele, wende deinem Gott dich zu,
Nur in ihm ist für dich wahre Ruh.

---

95. Am Grabe.

Am Grabe stehn wir stille
Und säen Thränensaat,
Des lieben Pilgers Hülle,
Der ausgepilgert hat.

Er ist nun angekommeu,
Wir pilgern noch dahin,
Er ist nun angekommen,
Der Tod war ihm Gewinn.

Er schaut nun, was wir glauben,
Er hat nun, was uns fehlt,
Ihm kaun der Feind Nichts rauben,
Der uns versucht und quält.

Ihn hat nun als den Seinen
Der Herr dem Leid entrückt,
Und während wir hier weinen,
Ist er so hoch beglückt.

Er trägt die Lebenskrone
Und hebt die Palm empor,
Und singt vor Gottes Throne
Ein Lied im höhern Chor.

Wir armen Pilger gehen
Hier noch im Thal umher,
Bis wir ihn wieder sehen,
Und selig sind, wie er.

---

96. Geduld.

Es zieht ein stiller Engel,
Durch dieses Erdenland,
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und milde, sanfte Huld,
O folg ihm stets hienieden,
Dem Engel der Geduld.

Er führt dich immer treulich
Durch alles Erdenleid,
Und redet so erfreulich
Von einer schönern Zeit.
Denn willst du ganz verzagen,
Hat er doch guten Muth;
Er hilft das Kreuz dir tragen
Und macht noch Alles gut.

Er macht zu linder Wehmuth
Den herbsten Seelenschmerz,
Und taucht in stille Demuth
Das ungestüme Herz.
Er macht die finstre Stunde
Allmälig wieder hell,
Er heilet jede Wunde
Gewiß, wenn auch nicht schnell.

Er zürnt nicht deinen Thränen,
Wenn er dich trösten will;
Er tadelt nicht dein Sehnen,
Nur macht ers fromm und still.
Und wenn in Sturmestoben
Du murrend fragst: warum?
So deutet er nach oben,
Mildlächelnd, aber stumm.

Er hat für jede Frage
Nicht Antwort gleich bereit,
Sein Wahlspruch heißt: ertrage,
Die Ruhstatt ist nicht weit!
So geht er dir zur Seite,
Und redet gar nicht viel,
Und denkt nur in die Weite,
Ans schöne, große Ziel.

Adolf Stöber.

Willst du dichten — sammle dich,
Sammle dich, wie zum Gebete,
Daß dein Geist andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete:
Daß du seine Züge klar,
Seine Fülle tief erschauest,
Und es dann getreu und wahr
Wie in reinen Marmor hauest.

Ad. Stöber.

Adolf Stöber wurde am 7. Juli 1810 zu Straßburg geboren. Sein Vater war der elsässische Dichter Ehrenfried Stöber (geb. 1779, gest. 1835), dessen Gedichte: „Lieder in Straßburger Mundart“ sich durch heitere, glückliche Laune und naive Volksthümlichkeit auszeichnen und zum Theil im Munde des Volkes fortleben. — Nachdem Adolf auf dem Straßburger Gymnasium sich für die Universität vorbereitet hatte, studirte er Theologie, ward 1832 Erzieher der Kinder des Präfekten Sers in Metz, privatisirte von 1836 — 39 zu Oberbronn, ward 1839 Religionslehrer in Mülhausen und 1840 Pfarrer daselbst.

Wundern wir uns nicht, daß das deutsche Lied im Elsaß noch heimisch ist, in dem schönen Lande, das einst das unsere war und das nur durch die Schuld unserer Väter an Frankreich verloren ging. Ist auch der Elsässer, was die Politik betrifft, mit Herz und Mund französisch, so konnte er sich doch des Erbtheils deutscher Sitte, deutschen Sinnes und Gemüthes nicht sobald entäussern. Wie sollte er auch vergessen, daß im 13. Jahrhundert der Minnesänger Gottfried von Straßburg „die süßesten Melodien

deutscher Seele in deutschem Liede gesungen" und der fromme Dominikaner Joh. Tauler († 1361 zu Straßburg) durch Glaubensinnigkeit, strenge Sittlichkeit, eindringliche und salbungsvolle Predigten und Erbauungsschriften (mit die beste vorlutherische Prosa) so außerordentlich auf das Volk gewirkt hat? Wie sollte er vergessen, daß der gelehrte und originelle Kanzelredner Geiler von Kaisersbersberg († 1510 zu Straßburg) und sein Zeitgenosse Sebastian Brant (der Verfasser des deutschgeschriebenen Narrenschiffs) durch tüchtige Moral und freien deutschen Humor in Prosa und in Versen die Thorheiten und Laster ihrer Zeit so vortrefflich gegeißelt haben? Aus der neuern Zeit erwähnen wir nur des Fabeldichters Gottl. Konr. Pfeffel (aus Colmar, † 1809), den die deutsche Jugend hinlänglich kennt, ferner des Straßburgers Daniel Arnold († 1829), der sich durch sein vortreffliches Gedicht: „Der Pfingstmontag", in elsässisch-allemannischem Dialekt geschrieben, dicht neben unsern liebenswürdigen J. P. Hebel stellt. Es ist in gesunder, kräftiger Originalität, in unverfälschtem Naturgefühl und in derber, deutscher Gutmüthigkeit geschrieben und verdient recht fleißig gelesen zu werden. Haben wir uns auch länger, als es Manchem gerechtfertigt erscheint, bei dieser freilich nur scheinbaren Abweichung unseres Gegenstandes verweilt, so wird es doch jeden Deutschen erfreuen zu vernehmen wie nachhaltig deutscher Sinn, deutsche Sitten und Sprache in einem uns nur politisch entfrembeten Bruderstamme wirken. Gegenwärtig sind es vor Vielen die beiden ehrenwerthen Brüder August und Adolf Stöber, welche als treue Wächter und Beschützer deutscher Festigkeit und heiligen deutschen Ernstes an die Marken des beweglichen Franzosenthums gestellt sind und von denen der ältere und vielseitigere (August) mehr in unermüdeter deutscher Schriftstellerthätigkeit im Bereiche volksthümlicher Anschauungen, der jüngere und poetisch begabtere (Adolf) aber mehr durch lyrische Poesien seine patriotische Mission treulich erfüllt. Adolf Stöber's Lyrik trägt das Gepräge wahrer Frömmigkeit und heiligen Ernstes, hie und da mit leiser Hinneigung zur süßen Mystik, ohne jedoch

in die Schwächen dieser Richtung zu verfallen. Er dichtet nicht leichten Sinnes, sondern naht sich dem Altar der Musen in feierlicher Stimmung und mit einer zum Gebete gesammelten Seele. Dabei ist der Ton seiner Lieder doch meist vollkräftig und frisch, mild und gefühlsinnig und spricht freundlich und liebevoll zum Herzen, wie in den Gedichten: „Der Dorfkirchhof", „Drei Wanderlieder", „Wachtelschlag", 2c. Auch in seinen neuesten Gedichten: „Reisebilder aus der Schweiz" spricht sich derselbe zarte, fromme Sinn und die innere Zufriedenheit aus, wie in der älteren Sammlung. „Das Alphorn beim Sonnenuntergang", „Morgenpsalm auf dem Rigi", „Die Handeckalp", „Abschied von der Schweiz" u. a. sind poetisch weit gelungener, als die über Gebühr erhobnen und geschätzten „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen" von J. L. Pyrker, die fast nur gereimte, nüchterne Prosa sind. Wären die Alpen nicht großartiger und erhabener und das Leben auf denselben nicht poetischer als in Pyrker's Gedichten, dann würde man wohl schwerlich „Sehnsucht" danach bekommen. Der schwache Lyriker Pyrker hat aber keineswegs mit dem edeln, hochgesinnten Mann und Fürstbischoff etwas zu schaffen und es scheint fast als hätten Viele das lobende Urtheil über die „Lieder" nur aus Pietät gegen die Person Andern nachgeschrieben, ohne die Gedichte selbst gelesen zu haben.

Schriften: Gedichte. Hannover 1845. — Reisebilder aus der Schweiz in Gedichten. Skt. Gallen 1850. — Fünf Predigten über das Gebet. Mühlhausen 1844. — Acht Predigten über die 7 Sendschreiben Offenbarung Johannis. Das. 1848. — Beiträge in Zeitschriften und Taschenbücher.

97. Der Dorfkirchhof.

Friedlich Dorf! nach alter Sitte
Hast du noch dein Kirchlein stehn
In des stillen Hofes Mitte,
Wo zur Ruh die Todten gehn.

Sonntags wallet die Gemeine
Beim Geläute da heraus;
Zwischen Kreuz und Leichensteine
Zieht die Schar ins Gotteshaus.

Wird sie nicht, um Gräber lenkend,
Schon zu tieferm Ernst gestimmt,
Daß die Seel, ihr End bedenkend,
Besser Gottes Wort vernimmt? . . .

Will sein Kind zur Taufe tragen
Hier ein Vater wohlgemuth,
Sieht er erst den Hügel ragen,
Wo so manches Kindlein ruht.

Flüstert nicht ein Hauch des Windes
Aus der Kleinen Gruft herauf:
Pflege doch des zarten Kindes,
Zieh es früh zum Himmel auf!? . . .

Wann beim hellen Festgeläute
Naht die muntre Hochzeitschar,
Wandeln die geschmückten Bräute
Zwischen Grüften zum Altar.

Vor der Jungfrau mit der Krone
Bebt am Kreuz der Flitterkranz,
Mahnt zum Ernst mit leisem Tone
Mitten durch Musik und Tanz. . . .

Aber wankt in tiefen Schmerzen
Eine Schar zum Grabesrand,
Dann für die gebrochnen Herzen,
Ist der Trost auch nah zur Hand.

Gleichwie sanfter ja die Kinder
Weinen in der Mutter Schooß,
So vor Gottes Haus gelinder
Ringen sich die Thränen los.

Sanfter selbst die Todten ruhen
In der Kirche Hut und Acht,
Gleichwie Kinder in den Truhen,
Wo die treue Mutter wacht. —

Dörflein! deine Kirch umkränzet
Grün des Friedhofs ernst Geheg,
Und der Todtenacker grenzet
Hart an deinen Lebensweg.

Wenn in deine Fest' und Freuden
Oft ein Sterbgedanke bricht,
So verklärt sich auch dein Leiden
In des ewgen Glaubens Licht.

---

98. Drei Wanderlieder.

I.

Vier Jahre sind vergangen,
Seit ich ein Wandrer bin;
Nun treibt mich ein Verlangen
Zur Heimat wieder hin.

Muß allerwegen eilen,
Als wär ich auf der Flucht:
Der mag sich nicht verweilen,
Der seine Heimat sucht.

Hab nicht um viel zu fragen,
Gering ist mein Bedarf,
Ein Bündel, leicht zu tragen,
Ich auf die Schultern warf.

Zur Grenze komm ich eben —
Mein Herz, wie klopfst du doch!
Gott! ist wohl auch am Leben
Mein alter Vater noch?

II.

Und ist er auch verschieden,
Mein Vater grau und alt,
Ich wandre fort hienieden
Zu einem andern halt.

Ich weiß noch einen andern,
Deß Vaterherz mir schlägt,
Zu diesem will ich wandern,
So lang mein Stab mich trägt.

Daß ich des Wegs nicht fehle,
Sind Zeichen aufgestellt,
Die weisen meiner Seele
Den Heimweg durch die Welt.

Ein Kreuz an Kirchenthüren,
Ein Kreuz im Felde drauß,
Die Wegeweiser führen
Zu jenem Vaterhaus.

III.

Ich trage nicht Beschwerde
An Hab und Güterzahl;
Gibt täglich nur die Erde
Ein leichtes Reisemahl.

Doch im Vorübergehen
Sieht freudig mein Gemüth
Den Segen Gottes stehen,
Der meinen Pfad umblüht.

Und gilt es zu beglücken
Die Brüder nah und fern,
Werfs Bündel ich vom Rücken
Und thus von Herzen gern.

So will ich auch vollenden
Die Wandrung durch die Welt,
Will heim die Schritte wenden
So lang mein Stab mich hält.

Und wenn ich hier auf Erden
Ein braver Lehrling war,
So mag ich drüben werden
Des Herrn Geselle gar!

---

99. Wachtelschlag.

Wie frisch erquickt, wie frisch erquickt,
Der muntre Wachtelschlag,
Wenns aus dem Kornfeld bickberwickt
Am heißen Sommertag!
Das klingt aus voller Brust so hell,
Wie sprudelnd aus dem Fels ein Quell.

„Sei wohlgemuth! sei wohlgemuth!“
Das ist der Wachtel Rath.
„Brennt noch so heiß der Sonne Glut,
Nur fröhlich bei der That!
Ein fröhlich Singen spät und früh
Versüßt des Tages Last und Müh.“

„Vertrau dem Herrn! vertrau dem Herrn!
Das ist der Wachtel Ruf.
„Der Herr behütet jährlich gern
Die Saaten, die er schuf;
Und ob es donnert, blitzt und kracht,
Getrost! der Herr im Himmel wacht!“

„Gott Lob und Preis! Gott Lob und Preis!“
Das ist der Wachtel Lehr.
„Die Felder sind zur Ernte weiß,
Gebt unserm Gott die Ehr!
Für jede Garbe! Gott sei Dank!
Die unter eurer Sichel sank.“

„Vergeßt nicht mein! vergeßt nicht mein!“
Das ist der Wachtel Bitt:
„Und räumt mir auch ein Restchen ein
Von eurem Aehrenschnitt;
Vergesset nicht des Armen heut,
Wenn euch der gute Tag erfreut“.

„Behüt euch Gott! Behüt euch Gott!“
Das ist der Wachtel Gruß.
„Es kömmt die bittre Wintersnoth,
Darum ich scheiden muß:
Der Herr bewahr euch alle fromm,
Bis übers Jahr ich wieder komm.“

---

100. Zur Heuerntezeit.

In Häuflein aufgeladen,
Wie duften süß die Mahden!
Das Werk ist wohl vollbracht:
Es war in treuer Mühe
Die Wiese spät und frühe
Geschäftig Tag und Nacht.

Sie hat die besten Kräfte,
All ihre frischen Säfte
An diese Frucht gesetzt;
Nun fühlt sie wie die Ruhe
Des Feierabends thue,
Süß wie sie duftet jetzt.

O daß mich solche Liebe,
So warmer Eifer triebe
Zu meinem Tagwerk auch!
Daß mir der Feierabend
So lieblich wär, so labend,
Wie dieser würzge Hauch!

Und liegen meine Glieder
Einst hingestreckt darnieder,
Wie Gräser dieser Flur:
O, daß ich hinterließe
So süßen Duft wie diese,
So milde Segensspur!

---

101. Das Alphorn beim Sonnenuntergang.

Schon liegen die Matten
In dämmernden Schatten,
Schon löschen die Wipfel
Ihr schimmerndes Grün.
Die Sonne will sinken,
Die Sterne schon blinken,
Die schneeigen Gipfel
Der Alpen verglühn.

Und horch, wie durchdringend,
Wie seelenvoll klingend,
Wie freudvoll und leidvoll
Das Alphorn erschallt!
Bald himmelan hebend
Und wonniglich bebend,
Bald zagend und klagend
Sein Reigen verhallt.

O selige Klänge!
Welch süßes Gedränge
Von Wonnen und Schmerzen
Erregt mir die Schweiz!
Im Alphorn Getöne
Klingt all ihre Schöne
Mir mächtig zu Herzen
Mit zaubrischem Reiz.

Als dürft' ich belauschen
Des Wasserfalls Rauschen,
Die Lieder der Fergen
Im schaukelnden Kahn,
Der Senner Frohlocken,
Das Läuten der Glocken
Auf grünenden Bergen —
Entzückender Wahn!

Und klinget nur leise
Die heimische Weise
Dem Schweizer, der ferne
Die Fremde durchzieht:
Wie faßt ihn mit Bangen
Des Heimwehs Verlangen,
Wie zög er so gerne
Zum Alpengebiet!

Auch mich hat in süßen,
Bezaubernden Grüßen
Das Alphorn mit Sehnen
Und Heimweh erfüllt,
Weil untergegangen
Das liebliche Prangen
Der herrlichen Scenen,
In Schatten gehüllt.

Doch sieh in der Ferne
Voll glänzender Sterne
Entfaltet sich droben
Das blaue Gezelt.
O seliger Himmel
Voll Sternengewimmel!
Dort oben, dort oben
Nur ist meine Welt.

O ziehe von hinnen
Nach oben mein Sinnen,
Du Alphorn der Seele,
Du Wort meines Herrn!
Das Heimweh nach oben,
Von Hoffnung gehoben,
Mich innig beseele:
So scheid ich einst gern!

---

102. Morgenpsalm auf dem Rigi.

Alles was Odem hat, lobe den Herrn!
Sieh, wie des Morgens erbleichender Stern
Dort schon die Sonne verkündet.
Sieh, wie es dämmert im nächtlichen Raum,
Wie sich am Himmel der östliche Saum
Heller und heller entzündet!

Häupter der Alpen erglimmen und sprühn
Röther und röther, wie Kohlen erglühn
Lodernd auf Opferaltären.
O, auch im Herzen erglühe der Trieb,
Gott zu empfangen, die Sonne der Lieb,
Und sich in ihm zu verklären!

Sieh, nun erhebt sich in flüssigem Glanz
Herrlich die Sonne mit goldnem Kranz,
Weithin die Strahlen versendend;
Allen Lebendigen nahe wie fern
Segen und Wohlthat im Namen des Herrn
Wie eine Priesterin spendend.

Alles, was Odem hat, stimme mit ein,
Jubelnde Psalmen dem Höchsten zu weihn:
Alles umfaßt sein Erbarmen.
Ueber die Guten und Bösen zumal
Lässet er leuchten den sonnigen Strahl,
Daß ihm die Herzen erwarmen.

Lobe den Herrn, du gewaltiger Aar,
Wenn du entfaltest der Fittige Paar,
Hoch in den Lüften zu kreisen;
Steiget, ihr Lerchen, vom Saatengefild,
Ihn zu erhöhn, der so gütig und mild,
Ihn mit Frohlocken zu preisen!

Ströme, die stürzen von felsigen Höhn,
Lobet ihn hell, wie mit Orgelgetön,
Preist den Allmächtigen droben;
Blumen der Alpen, ihr lieblichen, auch
Sendet gen Himmel den duftigen Hauch,
Gott in der Höhe zu loben!

Glocken der Städte, lobpreiset ihn heut,
Feierlich klinge das Morgengeläut
Aufwärts mit dankendem Schalle;
Glöcklein der Dörfer, die Fluren entlang,
Stimmet zusammen mit friedlichem Klang
Lobet ihn, lobet ihn alle!

Preist ihn, ihr Senner, dort oben am Schnee,
Preist ihn, ihr Fischer dort unten am See,
Jauchzet ihm dankend entgegen!
Er läßt die Kräuter der Alpe gedeihn,
Läßt auch die Fischlein im sonnigen Schein
Spielen und wohlig sich regen.

Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!
Ihm sei die Welt, die er segnet so gern,
Allwärts ein Tempel der Ehren.
Psalter und Harfe, gib jubelnden Klang!
Bringt ihm, ihr Völker, den Morgengesang,
Singt mit den himmlischen Heeren!

---

103. Die Handeckalp.

O überraschend Bildniß,
O wunderholde Schau:
Inmitten öder Wildniß
Die sonniggrüne Au!
Da find ich, von der Schwüle
Der Felsenpfade matt,
So schattig frische Kühle,
So stille Ruhestatt.

Vom Aerlenhorn herunter
Wallt wie ein Silberband
Das klare Bächlein munter
Durchs grüne Wiesenland.
Und braune Kühe grasen,
Bei hellem Glockenklang,
Im kräutervollen Rasen
Den Alpenrain entlang.

So friedlich stehn die Hütten,
So gastlich winkt das Haus;
Und treue Hände schütten
So milde Gaben aus.
Durchwürzt von Alpenkräutern
Duftet die Milch so hold;
Der Honig ist vom Läutern
So klar wie pures Gold.

O sei mir hoch gepriesen,
Du grüner Alpenplan,
Wo Milch und Honig fließen
Wie einst in Kanaan!
In deinem trauten Schooße
Bin ich so wohlgemuth,
Da bei mir auf dem Moose
Die Vielgeliebte ruht.

Gottlob, daß auch im Leben
Mir solch ein Ruhsitz blüht!
Mir ist ein Herz gegeben,
Das rein und innig glüht.
Des Hauses Kreis, du Milde,
Den deine Lieb erhellt,
Das ist mein Ruhgefilde
In dieser harten Welt.

An unserm Zufluchtsorte,
Da blüht die schönste Ruh,
Da quillt aus Gottes Worte
Uns Milch und Honig zu.
Da sind wir abgeschieden
Vom Kampfgewühl der Zeit,
Und athmen Himmelsfrieden,
Der Liebe Seligkeit.

Nach solchen Ruhestunden
Geh ich mit frischem Muth,
Geheilt von alten Wunden
In neue Kampfesglut.
Lebt wohl ihr grünen Matten!
Den Alpenstock zur Hand!
Hinan die Felsenplatten,
Hinan die steile Wand!

---

104. Abschied von der Schweiz.

Zum letzten Mal, o Schweizerland!
Blick ich von diesem Bergesrand
In deine selgen Gauen.
Bald liegst du meinem Auge fern,
Drum will ich dir noch einmal gern
Recht tief ins Herze schauen.

Das Hochgebirg da drüben winkt,
Das dir zu Häupten silbern blinkt —
Ein Diadem so prächtig!
Dort schaut mir nach ein blauer See —
Dein feuchtes Aug voll Abschiedsweh —
Wie rührt es mich so mächtig.

Du scheinst mir, wie die Alpenhaid
Zu glühn, als eine rosge Maid
In bräutlichem Geschmeide.
Mir ist, es tönt zum Alphornklang
Dein seelenvoller Reigensang
In süßem Abschiedsleide.

Du liebe, wundervolle Schweiz,
Wie ist mir deiner Schöne Reiz
So tief ins Herz gedrungen:
Als hielte mich die Lorelei
Mit ihrer Minne Zauberei,
Mit ihrem Sang bezwungen!

Doch nein, nicht eine Zauberin —
Du bist mir eine Priesterin
So hehr und voller Weihe.
Nicht nur bezaubert, nein! erbaut
Hab ich dein Angesicht geschaut
Und deiner Wunder Reihe.

Von Gottes Weisheit, Güt und Macht
Bist du in deiner hohen Pracht
Verkünderin gewesen.
Ich hab in deiner Alpentrift,
Als wie in Mosis heilger Schrift,
Vom Schöpfungswerk gelesen.

Mich hob der Alpen Silberknauf
Zur Anbetung, zu Gott hinauf,
Wie eine Himmelsleiter.
Ich geh zu deinem Thor hinaus,
Gleich wie man geht aus Gottes Haus —
Erbaut und seelenheiter.

August Stöber.

Die alten Dome, der alte Wein,
Der deutsche Liederklang am Rhein:
Das sind die rechten Zauberwort',
Die hüten den Nibelungenhort!
Laßt sie erschallen von Mund zu Mund,
Ihr Sänger der rheinischen Tafelrund!

August Stöber.

August Stöber ist der ältere Bruder des Vorigen. Er wurde am 9. Juli 1808 zu Straßburg geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte auf der dortigen Universität auch Theologie. Als akademische Dissertation schrieb er über „Geiler von Kaisersberg Leben und Schriften", privatisirte einige Jahre in Oberbronn, wurde 1836 Lehrer an der obern Mädchenschule und Professor der deutschen Sprache am Collegium zu Buchsweiler, 1840 Mitglied des Oberschulraths zu Buchsweiler und Schul-Inspektor des Kantons. Seit 1841 lebt er als Professor am Collegium zu Mülhausen im Oberelsaß. — Seine Poesie ist weder an Umfang noch Gehalt so bedeutend, wie die seines Bruders. Er singt meist in heiterem, bisweilen auch schalkhaftem Ton, hält sich aber nicht immer auf der Höhe der Dichtung. In dem Gedichte: „Seliger Tod" hat er vorzugsweise den Volkston glücklich getroffen. Ueber seine weitere Schriftstellerthätigkeit s. die folgende Seite. Die Gedichte: „Der Läufer von Glarus", „Das Lügenfeld", „Der Dorfkirchhof", „Das Steinthal" sind sämmtlich von Adolf Stöber gedichtet, werden aber in vielen Sammlungen August Stöber zugeschrieben. Der umgekehrte Fehler

wird in Bechstein's „Märchen“ begangen, wo alles von Stöber Mitgetheilte dem Jüngern zugeschrieben wird, aber ausschließlich Eigenthum des Aeltern ist. Die neuesten Gedichte und Aufsätze von August Stöber finden sich in den letzten Jahrgängen der „hannoverschen Morgenzeitung“, in Dräxler-Manfreds „Rheinischem Taschenbuch“ und namentlich in den „Elsässischen Neujahrsblättern“, die seit 1843 erscheinen, herausgegeben von den beiden Stöber und dem Dichter Fr. Otte (eigentlich G. Zetter). Diese Blätter haben sich die löbliche Aufgabe gestellt den deutschen literarischen Kräften im Elsaß als jährliches Organ zu dienen und die Liebe zur deutschen Sprache und Poesie lebendig zu erhalten.

Schriften: Alsabilder mit Adolf Stöber herausgegeben. Straßburg 1836. — Elsässisches Sagenbuch mit 12 Stahlstichen. Daselbst 1842. — Elsässisches Volksbüchlein (Spielreime, Sprüche, Volkslieder und Märchen). Das. 1842. — (Dieses Büchlein zeigt besser als vieles Andere, wie sehr die elsässische Bevölkerung noch von deutschem Geist und Gemüth erfüllt ist.) — Gedichte. Straßburg 1842. — Der Dichter Lenz und Friedrike von Sesenheim. Basel 1842. — Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen. Straßburg und Heidelberg 1843. — Die Jesuiten von Michelet und Quinet. Uebersetzt und mit Anmerkungen. Basel 1843. — Seit 1828 arbeitet Stöber schon an einem elsässischen Idiotikon und seit 1830 an einer Ausgabe (Auswahl) von Geiler von Kaisersberg.

105. Der Wasgau zum Schwarzwald. (1836.)

„Ihr Schwarzwaldberge wie so nah,
Wie ganz erschlossen liegt ihr da!
Ich seh auf euren lieben Höhn
Die Schlösser alle leuchtend stehn;
Die Pfade seh ich durch den Wald,
Ahn manche wandelnde Gestalt.

Inmitten rauscht der alte Rhein,
Der sagt: Ihr müsset Brüder sein!
Und schau ich euch ins Auge klar,
So find ich wohl die Deutung wahr.
Ihr Menschen zwischen drin im Laub,
So reicht euch denn die Bruderhand!"

---

106. Das Münster in der Sternennacht. (1837.)

Am Tage stehst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wann vom Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkündst du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
Dann stehst du, wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und so umflimmert,
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wirds auch hell dort über deinem Rheine:
Im fernen Süden ist der Nacht entglüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
Dem einzgen Freunde — dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimwehs um die längstvergangne Welt,
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen,
Und wisset, was das Heil gebunden hält.

---

107. Johannistag 1439. (1439.)

Das war am Skt. Johannistag,
Im letzten Abendschein,
Da that Hans Hülz den letzten Schlag
Am letzten Münsterstein.

„Gesellen alle kommt herauf
Und faltet eure Händ'!“
Es zuckt ein Hall hinan zum Knauf,
Hinab zum Fundament.

Und unsichtbar in Andachtglut,
Knien tausend Todte stumm,
Die in des Zeitstroms rascher Flut
Gebaut am Heiligthum.

Der Meister aus der Todeshaft
Vor Allen ist erwacht,
Erwin sich aus dem Grabe rafft,
Zu schaun des Werkes Pracht.

Der Leib wohl lang im Grunde ruht',
Doch schwebt der kühne Geist
Stets um den Bau in treuer Hut,
Daß nimmer er verwaist.

So schwebt er noch in alter Kraft
In unsre junge Zeit,
Und zeigt das Werk der Meisterschaft
In ewger Herrlichkeit.

---

108. Weinfest. (1833.)

Komm Bruder, komm, lieb Bruder mein,
An meine grüne Seiten!
Schwarz ist die Nacht, hell ist der Wein,
Wir wollen lustig läuten
Mit weiten
Dunkelgrünen Stiefelgläslein.

Das Fenster auch muß offen stehn,
Und als willkommne Gäste,
Ihr Sternlein, sollt heruntersehn
Und glänzen auf das Beste
Zum Feste,
Bis euch die Aeuglein übergehn!

Heida! es springt der duftge Quell!
Die goldnen Funken stieben!
's ist oben hell und unten hell
Und alle bösen Sieben
Vertrieben
Vom ersten vollen Zuge schnell!

Es springt zum neunmal neunten Mal,
Da weiß ich, weiß ich nimmer,
Ihr Sternlein seid so leichenfahl,
Ihr habt so trüben Schimmer,
Geflimmer!
Und wir sind lauter Sonnenstrahl!

---

109. Seliger Tod. (1839.)

Es steht ein Haus am Rheine,
Ein kleines Fischerhaus.
„Du allerliebste Meine,
Du Meine,
Schau nur einmal heraus!“

„„Heraus will ich wohl schauen,
Auch treten vor die Thür,
Vorm Sturm kann mir nicht grauen,
Nicht grauen,
Bin ich, mein Lieb, bei dir!““

„Und mag dir nimmer grauen,
So ists die beste Zeit!
Und willst du ganz mir trauen,
Ja trauen,
Mein Schifflein steht bereit!“

Sie springen in den Nachen,
Den Nachen treibt der Wind.
Ob alle Donner krachen,
Ja krachen,
Sie küssen sich so lind.

Ein Blitzstrahl kommt gefahren,
Der trifft die Zwei zugleich.
Leb wohl, leb wohl zum klaren,
Zum klaren,
Zum klaren Himmelreich!

Der Sturm der hat getrieben,
Das Schiff hinab den Rhein,
Wohl mit den todten Lieben,
Den Lieben,
Ins weite Meer hinein.

Die Sonne schaut mit hellen
Und goldnen Blicken drein,
Wie auf den grünen Wellen,
Ja Wellen,
Treibet der Todtenschrein.

110. Die elsässische Sage.

„Das muß das Land der Sage sein
Am Wasgau und am Rhein!“
Es klingt herab die Felsenwand,
Die Welle trägts zum Strand.

Im Uferschilfe lispelt leis
Manch alte Liederweis;
Es läuten von der Bergkapell
Legenden rein und hell.

Und tief im Schloßgemäuer lauscht
Der Geist, wenns oben rauscht,
Hat sich dem Sarge still entrückt,
Das Schwert zu Hand gezückt.

Auf, Sage, denn! im Abendduft
Geh zu der Helden Gruft,
Zu Flur und Wald, zu Berg und Thal,
Weck Leben allzumal!

Sing wo ein Wanderbursche frisch
Rast hält am Waldgebüsch!
Sing wo im Fischerkahn gewiegt
Ein Knab vorüberfliegt!

Sing wo verschlungen steht ein Paar,
Sich blickt ins Auge klar!
Sing wo an kühler Quellenflut
Ein kecker Jäger ruht!

Wo Mägdlein drehn die Spindel fein,
Spinn goldne Fäden drein!
Und wo im Stillen weint ein Herz,
Nimm tröstend ihm den Schmerz!

So geh durchs Land, ein Wunderknab,
Mit reicher Dichterhab,
Und sing durch jeden trauten Ort
In hellen Tönen fort:

„Das muß das Land der Sage sein
Am Wasgau und am Rhein!“
Es klingt herab die Felsenwand,
Die Welle trägts zum Strand.

---

111. Der Landgeistliche am Sonntagnachmittage.

Kirchlein stehet still, verlassen,
Orgelton ist längst verhallt;
Durch die Fruchtgefilde wandelt
Eine freundliche Gestalt.

Mütterchen und Greise blicken
Nach dem Theuern unverwandt,
Mädchen singend ziehn vorüber,
Knäblein fassen ihm die Hand.

Aus den Lippen, aus den Augen
Ihm manch herzlich Grüßen bricht,
Seiner Rede milden Segen
Zeigt ihm jegliches Gesicht.

Victor Friedrich Strauß.

Victor Friedrich Strauß wurde am 18. Septbr. 1809 in der kleinen Residenzstadt Bückeburg als der einzige Sohn bereits bejahrter, wohlhabender Eltern aus dem Bürgerstande geboren. Langjährige schwere Krankheit der edeln, frommen Mutter (vergl. das Lied: „Meine Mutter"), früher Tod beider Eltern, warfen den Knaben früh aus dem elterlichen Hause. Aus einer Pension in die andere gesendet, besuchte er von seinem 8. Jahre an die Gymnasien zu Minden, Bückeburg, Lemgo, zuletzt das Pädagogium in Halle. Schon sehr zeitig erwachte in ihm ein lebhafter Trieb zu dichterischem Schaffen, dem es jedoch lange an Anregung, Leitung und Form mangelte. Um so mehr geschah für seine musikalische Ausbildung. Er hatte gründlichen Unterricht im Generalbaß, lernte Pianoforte, Geige und Harfe. In Halle suchten Niemeyer und Wegscheider den Heranwachsenden für das Studium der Theologie zu gewinnen. Es gelang ihnen jedoch nicht; denn gerade ihr eignes System, dem er sich eifrigst zuwandte, schien ihm einen besondern geistlichen Stand völlig überflüssig zu machen. Je vereinsamter er sich durch den Verlust der Eltern und des Glaubens empfand, desto leidenschaftlicher suchte er diese Leere durch dichterische Produktionen auszufüllen. So entstanden eine Menge lyrischer Gedichte und größerer dramatischer Arbeiten, welche zum Theil verloren gegangen sind. — Nach einem Aufenthalte in Dresden, wo er häufig in L. Tieck's Hause dessen Einwirkung erfahren und durch ihn namentlich mit Shakspeare befreundet worden, wo er im

entzückten Betrachten der Gemäldegallerie, im Umgang mit Künstlern, selbst zeichnend, malend, radirend, für die Herrlichkeit der Kunst zu schwärmen angefangen, bezog er zum Studium der Rechtswissenschaft nacheinander die Universitäten zu Erlangen, Bonn und Göttingen. Das Dichten war ihm so zum Bedürfniß geworden, daß eine dramatische Arbeit nach der andern entstand; aber eine sonderbare Scheu vor der Veröffentlichung ließ ihn nicht mit seinen Produktionen hervortreten. Weder die Fachwissenschaft noch die Dichtkunst konnten ihm die großen Welträthsel lösen. Den Glauben hatte er verloren, ehe er ihn mit Bewußtsein besessen. Er wendete sich daher zur Philosophie, machte sich mit den bedeutendsten Systemen der letzten Periode bekannt, und der geistvolle Krause, dessen persönlichen Umgang er in Göttingen pflegte, schien ihm der Aufgabe der Philosophie am nächsten gekommen zu sein. Nach Beendigung der Universitätsstudien wollte er anfangs, ohne in den öffentlichen Dienst zu treten, sich in freier Muße den Wissenschaften und Künsten widmen. Als er aber durch die Verbindung mit einer edeln Lebensgefährtin sich ein Haus gründete, änderte er diesen Plan und trat in den Dienst des Fürsten zu Schaumburg-Lippe. Da es ihm leicht wurde seine Dienstgeschäfte rasch zu erledigen, so gewann er reichliche Zeit für sonstige Beschäftigungen, und Dichtkunst, Musik und Philosophie begleiteten seine Tage.

Einen gewaltigen Eindruck machte auf ihn die in der Mitte der 30er Jahre hervortretende Entwicklung der rationalistischen Theologie, die von seinem Tübinger Namensgenossen ausging. Die ungeheuern Consequenzen des abstrakten Rationalismus erschreckten ihn und die Folge davon war der Entschluß, sich möglichst des ganzen Stoffs der christlichen Theologie zu bemächtigen, um durch gründliche eigne Prüfung ein entscheidendes Ergebniß zu erlangen. Er studirte nun für sich Hebräisch, Exegese des alten und neuen Testaments, Kirchen- und Dogmengeschichte, Dogmatik &c., und der Ausgang war die unüberwindliche Ueberzeugung von der Richtigkeit des strengkirchlichen Lehrbegriffs, dessen Lebensinhalt ihn

immer mehr durchdrang und beherrschte. Sein Denken und Dichten füllte sich immer mehr mit christlichem Gehalt und Stoff. Er nahm lebhaften Antheil an den Entwicklungskämpfen der Kirche und war darin nach verschiedenen Seiten hin thätig. Die Revolutionen des Jahres 1848 überraschten ihn nicht; denn er hatte dergleichen längst erwartet, ja in seinem Richard vorgebildet. Als die erschütternden Ereignisse eintraten, war er bereits im Kabinet seines Fürsten. Die Bekämpfung der Revolution wie überhaupt die ganze bewegte Zeit kehrte ihn der Politik zu. Der Gang der Ereignisse führte ihn im Mai 1850 nach Frankfurt, wo er zuerst als Bevollmächtigter bei der Plenarversammlung, dann als Bundestagsgesandter thätig war. Um Weihnachten sandte ihn sein Landesherr, bei dem er jetzt die Stelle eines Geheimen Kabinetsrathes bekleidet, als Bevollmächtigter zu den Ministerialkonferenzen nach Dresden.

Aeußerliche Lebensführung und innere Entwicklung wirkten mächtig auf die poetische und schriftstellerische Thätigkeit des Dichters, der sich in neuerer Zeit entschieden der religiösen Poesie zugewandt und einzelne in echter Religiosität empfangene Lieder gesungen hat, von denen das nach der Melodie des Kirchenliedes: „Freu dich sehr o meine Seele" gedichtete Lied: „Beruhigung" leicht am besten sein dürfte. Andere, wie z. B. „das Schifflein" könnten klarer gedacht und kürzer gefaßt sein. Im Uebrigen weiß Strauß die Form sorgfältig und mit Leichtigkeit zu handhaben, bisweilen auch den Ton gesunder Lebensfreude kräftig anzuschlagen. „Der selige Tag" ist im süßen Bewußtsein erhörter Liebe gedichtet. Goethe klingt manchmal als Muster durch. So erinnern z. B. der „Lenzmorgen" und das Lied „Wangen an Wangen" im Ton und Rhythmus sogleich an Goethe's: „Tage der Wonne" und das „Geheimniß" hat die Weise des herrlichen Tischliedes: „Mich ergreift" rc.

Schriften: Theobald. Roman. 3 Bde. Bielefeld 1839. — Gedichte. Das. 1841. — Richard. Zwölf Gesänge. (Epos in Hexametern.) Daselbst 1841. — Sophokles Antigone. (Im Versmaß des Originals übersetzt.) Das. 1842. — Lieder aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr. Hamburg 1843. — Leben des Paulus Gerhardt. Bielefeld 1844. — Schrift oder Geist? Das. 1845. — Das Kirchenjahr im Hause. (Religiöse Betrachtungen in gebundner Rede mit zu Grunde gelegten Bibelstellen.) 2 Bände. Heidelberg 1845. — Die Gesangbuchssache in Preußen. Bielefeld 1846. — Lebensfragen in 7 Erzählungen. 3 Bde. Heidelberg 1846. — Das kirchliche Bekenntniß. Halle 1847 — Gottes Wort in den Zeitereignissen. Bielefeld 1850. — Gudrun. Schauspiel. (Geschrieben 1842.) Frankfurt 1851. 2c.

112. Geheimniß.

Keinem Lauscher wars bekannt,
Wie wir selig saßen,
Still geschlungen Hand in Hand,
Alles rund vergaßen.

Still geschlungen Hand in Hand
Und umher so Viele;
Dichtgedrängt um Tisches Rand
Lachten sie beim Spiele.

Wir auch lachten, trieben Tand,
Scherzten unter ihnen,
Zu einander kaum gewandt
Augen oder Mienen;

Plötzlich schlang sich Hand in Hand;
Weiß nicht, wie's geschehen,
Und mir strömte Glut und Brand
Von dem Haupt zu'n Zehen.

So geschlungen Hand in Hand
Nimmer von dir wanken: —
Alles um mich her verschwand
Mir vor dem Gedanken.

Keine Silbe ward genannt —
Ach des leeren Schalles!
Schweigend sagte Hand der Hand,
Herz dem Herzen Alles.

Still geschlungen Hand in Hand,
Meine heiß in deiner,
Schlangen wir ein Seelenband,
Und es merkt' es Keiner.

---

113. Lenzmorgen.

Der Morgen glühet,
Der Himmel hellt;
Von Thau besprühet,
Wie strahlt das Feld!

Vor Wonne rüttelt
Sich Busch und Baum,
Wie wachgeschüttelt
Aus dunkelm Traum.

Die Thiere springen
In freudgem Hauf,
Die Vögel schwingen
Sich jubelnd auf.

Und tausend Herzen
Glühn heiß und klar
Wie Opferkerzen
Am Hochaltar.

Und tausend Leben
Umblühen mich,
Und duften, schweben
Und freuen sich.

Doch schallt noch heller
Mein Jubelton,
Doch fliegt noch schneller
Mein Fuß davon.

Doch schwebt noch höher
Das Herz in mir;
Denn näher, näher
Eil ich zu dir,

Und komm und glühe,
Berauschet ganz.
O Liebesfrühe!
O Lebensglanz!

---

114. Der selige Tag. (21. März 1831.)

O Lieb im Himmel,
Du warest wach!
Er ist mir erschienen,
Der seligste Tag!
O du wogender Busen,
An dem ich lag;
Du lieblicher Mund,
Der das Süßeste sprach,

Ihr weißen Arme,
Die ihr mich umfingt,
Ihr Augen, die thauend
Ihr übergingt,
Der Segen Gottes
Euch allzugleich!
O Liebe, wie machst du
Mich überreich!

Ist das der Weg,
Den ich gestern trat?
Der Wald, die Fluren,
Das Haus, die Stadt?
O Welt, o Himmel,
Wie anders ganz!
Bestrahlt, vergoldet,
Von Licht und Glanz.

O du Meine, Meine
Für Ewigkeit,
Du Fülle der Liebe,
Nun mir geweiht, —
Dir lohne der Himmel,
Was du mir verliehn,
Ich kann nur jubeln
Und dankend knien.

---

115. Meine Mutter.

Längst haben sie dich geschlagen
Ins weiße Leichentuch,
Du, deren Schooß mich getragen,
Du, die mich im Herzen trug.

Liegst selber im Mutterschooße,
Das Moos wächst über den Stein;
Die Welt, die verwandelte, große,
Hat lange vergessen dein.

Die dein gedachten mit Danken,
Die reden längst nicht mehr,
Es waren die Armen, die Kranken;
Sie schlafen rings um dich her.

Wie haben so früh begrabend
Sie dich hinunter gebracht!
Mein Frühroth war dein Abend,
Mein Morgen deine Nacht.

Voll Lieb und Dankes küssen
Wollt' ich die Hände dein,
Da hab ich dich suchen müssen,
Tief unterm kalten Stein.

O könnt ich dich umschlingen!
Wie ward meine Liebe so neu!
O Mutter, was kann ich dir bringen
Für all deine Lieb und Treu?

Deine Enkel will ich führen
Einst an den moosigen Stein;
Da soll dein Hauch sie berühren,
Dein frommer Geist sie weihn.

---

116. Rettung.

Ein holder Liebeston hat sich erschwungen
In alter grauer Zeit,
Ist durch Jahrtausende hindurchgeklungen
Und klingt noch heut.

Von einer Liebe tönen seine Kunden
Die nimmermehr verläßt.
Er hat auch mich, er hat auch mich gefunden
Und hielt mich fest.

Da schlug ein Glanz vom Himmel bis zur Erde,
Und Angst und Zagen flohn;
Da schaut ich dich in liebender Geberde,
Du Gottes Sohn.

Da sprachst du: „Dir hab ich gekämpft, gestritten,
Getragen Hohn und Schmerz,
Dir jenen Tod, wie Keiner litt, gelitten: —
Gib mir dein Herz!“

Nur dieß zerrißne Herz hast du gefordert?
Du selger Liebesglanz!
O, daß es nicht schon längst für dich gelodert!
Nimms! nimm es ganz!

---

117. Beruhigung.

O mein Herz gib dich zufrieden!
O verzage nicht so bald!
Was dein Gott dir hat beschieden,
Nimmt dir keiner Welt Gewalt.
Keiner hindert, was er will.
Harre nur! Vertraue still!
Geh des Wegs, den er dich sendet!
Er begann und er vollendet.

Hüllt er dich in Dunkelheiten,
So lobsing ihm aus der Nacht;
Sieh, er wird dir Licht bereiten,
Wo dus nimmermehr gedacht.
Häuft sich Noth und Sorg umher,
Wird die Last dir allzuschwer,
Faßt er plötzlich deine Hände
Und führt selber dich ans Ende.

Wär alle Welt dir feindlich,
Rottete sich wider dich, —
Dank ihm; o der Herr ist freundlich,
Seine Huld währt ewiglich.

Sind auch Trauer, Angst und Leid
Seines Segens dunkles Kleid, —
Dank ihm; er schickt seinen Segen
Auf geheimnißvollen Wegen.

Endlich wird dein Morgen grauen;
Kennst du nicht sein Morgenroth?
Darfst du zagend rückwärts schauen,
Wenn dich Glut und Sturm bedroht?
Denn auch Feuerflamm und Wind
Boten seines Willens sind;
Und kanns nur ein Wunder wenden,
Auch ein Wunder kann er senden.

O so laß denn alles Bangen!
Wirke frisch, halt muthig aus!
Was mit ihm du angefangen,
Führet er mit dir hinaus.
Und ob Alles widersteht,
In Vertraun und in Gebet
Bleib am Werke deiner Hände,
So führt ers zum schönsten Ende.

---

118. Wiegenlied.

Am dunkeln Himmel
Viel Sterne gehn,
Viel schöne Englein
Herunter sehn;
Sie stehn und lächeln
Und lauschen still,
Ob unser Kindlein
Nicht schlafen will.
Kindlein schlaf!
's ist Alles zur Ruh,
Alles ist still,
Drück Aeugelein zu!

Und schließt die Augen
Das fromme Kind,
Die schönen Englein
Schon bei ihm sind,
Und bringen Blumen
Und Steinchen viel
Und Thier und Vöglein
Zum muntern Spiel.
Kindlein schlaf
's ist Alles zur Ruh,
Alles ist still,
Drück Aeugelein zu!

Dann gehts hinunter
Zum Brunnen tief,
Wo unser Kindlein
So lange schlief;
Da solls auch schlafen
Nach manchem Jahr,
Wos bei den Engeln
Ein Englein war.
Kindlein schlaf
's ist Alles zur Ruh,
Alles ist still,
Drück Aeugelein zu!

Neuntes Buch.

Julius Sturm. — Ludwig Tieck. — Ludwig Uhland. — Johann Nepomuk Vogl. — Joseph Christian Frhrr. v. Zedlitz.

Wie Singen zum Reden, so verhält sich Poesie zur Prosa.

Jean Paul.

Julius Sturm.

Das sind die schönsten Lieder,
Für die kein Wort genügt,
Um deren zarte Glieder
Kein Reimgewand sich fügt,

Die tief in uns erklingen,
Und still in uns verwehn,
Und doch zu denen dringen,
Die liebend uns verstehn.

Julius Sturm.

Julius Sturm wurde am 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstenthum Reuß geboren. Sein Vater war Erzieher des Fürsten Reuß Heinrich 64. und später Administrator fürstlicher Güter. Er stammte aus einer Predigerfamilie, hatte früher selbst Theologie studirt und auch sein Sohn zeigte bald große Neigung zum geistlichen Berufe. Im elterlichen Hause verlebte der junge Dichter seine Knabenjahre. Von 1829—37 besuchte er das Gymnasium zu Gera und genoß das doppelte Glück im Hause eines väterlichen Freundes eine zweite Heimat zu finden und von seinen Lehrern zugleich die freundliche Aufmunterung zu erfahren, wie sie der Jüngling so oft sucht und so selten findet. Während dieser Zeit starb sein Vater. Die fürstliche Großmuth verstattete ihm aber ohne Sorge für leibliche Bedürfnisse von 1837 — 41 auf der Universität Jena seine theologischen Studien zu machen. Sein Wunsch, Süddeutschland kennen zu lernen, namentlich Schwaben, die Stätte so vieler herrlicher Thaten und Sagen, ließ ihn die Gelegenheit um so williger ergreifen als Hauslehrer nach Heilbronn zu gehen, wo er 2 glückliche Jahre verlebte und mit Just. Kerner, Nik. Lenau und andern bedeutenden Männern bekannt wurde. In seine Heimat zurückgekommen wurde er nach 1jährigem Aufenthalt in der Familie

des Herrn von Metzsch zu Friesen, zum Erzieher seines künftigen Regenten, des Prinzen Reuß Heinrich XIV., ernannt. Diesen erzog und unterrichtete er bis zur Konfirmation theils zu Schleiz, theils zu Hallwitz. Unter dem Titel eines Professors begleitete er den jungen Prinzen aufs Gymnasium zu Meiningen. Durch die Gunst der Verhältnisse wurde dem Dichter der Aufenthalt in dieser Stadt eben so anziehend als anregend; denn in Folge seiner Stellung fehlte es ihm nicht an Bekanntschaften mit manchen bedeutenden und interessanten Persönlichkeiten; auch fand er in dem Umgang mit einem seiner Universitätsfreunde und in der Freundschaft der wohlbekannten Schriftsteller Meiningens (Ackermann, Passow, Henneberger, Bechstein etc.) Anregung und Aufmunterung zu dichterischem Schaffen und durch seine Stellung Muße dazu. Seine meisten Gedichte haben in Meiningen ihren Ursprung oder wenigstens ihre Vollendung gefunden. Den Sommer 1850 verlebte Sturm zu Hallwitz im Schlosse der fürstlichen Familie und wurde noch im November desselben Jahres in Göschitz bei Schleiz als Pastor eingeführt, wo er den ersehnten Wirkungskreis fand. Bis Ende Januar 1851 blieb er in seinem Geburtsorte und siedelte alsdann nach dem ziemlich abgelegenen Walddorfe Göschitz über. Es war ihm der Weg zu einer sehr ehrenvollen Stelle in einer preuß. Stadt geebnet, aber er konnte sich nicht entschließen denselben zu betreten und zog das stille Land und die einfachsten Lebensverhältnisse dem geräuschvollen Stadtleben vor. Zur Herausgabe seiner Gedichte (Leipzig 1850) bestimmten ihn hauptsächlich Dr. Henneberger und Prof. Passow in Meiningen. Die kleinen Lieder wurden vom Publikum sehr freundlich aufgenommen. Wie konnte es auch anders sein! Ein Mann, der in der Ueberzeugung lebt und wirkt, daß eine Nation ohne *gesunde* Religiosität zu Grunde geht, und daß, wenn unser deutsches Volk ein großes und freies Volk werden soll, unser Streben darauf gerichtet sein muß den ethischen und religiösen Sinn, den es wie kein anderes in sich trägt, in demselben zu einer gesunden Entwicklung zu bringen: wie sollte bei solchen Ansichten ein so lyrisch-begabter Dichter wie

Sturm gegen den Willen der Muse dichten? Die Poesie ist Lebensschmuck für ihn, was sie für Andere ist, das kümmert ihn nicht.

Seine Lieder sind der Ton des Herzens, der reinen lyrischen Empfindung; sie sind einfach und wahr, zart und innig. Der Dichter freut sich der schönen Erde, ohne darüber des seligen Aufblicks zum Himmel zu vergessen, durch den er sich erst recht seine Welt zu verklären sucht, wie in den schönpoetischen Strophen:

„Von des Mooses weichem Pfühle
Blick ich träumend himmelan,
Und es schifft die freie Seele
Durch der Lüfte Ocean.

Tiefe Ruhe, selges Schweigen,
Fernab liegt die weite Welt;
Nur der Liebe heilger Odem
Weht durchs stille Himmelszelt".

Liebe, Glaube und Vaterland geben ihm den Stoff zu seinen werthvollen Liederperlen, die er in reicher Anzahl bietet. Die Gedichte: „Gott grüße dich", „Willkommne Ruhe", „Die Verlassne", „Die junge Mutter", „Die alte Jungfer zc. sprechen deutlicher die reinen und tiefen Gefühle und Empfindungen des Dichters aus, als wir es hier zu sagen vermögen. Wie sehr dem jungen Sänger echtdeutsche Gesinnung und Liebe zum Vaterlande innewohne, davon geben: „Barbarossa" (1849!), „An die Mütter", „Den Feinden Deutschlands gegenüber", den besten Beweis. In einer Reihe meist vollendeter Lieder erschließt er uns seine gläubige Seele, die in heiliger Andacht sich der Gottheit, dem Himmel zuwendet, indem sie ihre wahre Ruhe und Seligkeit nur in Gott dem Herrn findet. Der Leser wird durch diese mildfrommen, glaubenstiefen und vertrauensvollen Gesänge in seinem innersten Heiligthum ergriffen und auf den Schwingen des Glaubens und der Liebe zum Himmel, des Menschen ursprünglicher Heimat, emporgetragen. Die religiösen Lieder: „Nimm Christum in dein Lebensschiff" zc.,

„Sorge nicht“, und das treffliche Sonett: „Das Lied der Lieder“ u. a. sind genügende Proben, um sich mit dem Dichter zu befreunden. Jedes Herz, das noch einiger Erhebung fähig ist, wird sich durch diese Liebesandacht wunderbar erfrischt und erquickt fühlen. Von den poetischen Erzählungen erwähnen wir besonders: „Dr. Martin Luther am Sterbebett seines Lenchens“ und: „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ (Des alten Dorfschulmeisters liebstes Lied). Sehr gelungen ist auch das Gedicht: „Vor Blüchers Statue“, wovon wir die letzte Strophe, als zu speziell, wegließen, weil das Ganze auch ohne dieselbe seinen gehörigen Abschluß hat.

119. Gott grüße dich.

Gott grüße dich! Kein andrer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! Kein andrer Gruß
Paßt so zu aller Zeit.

Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß
So recht von Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott der Gruß
So viel wie ein Gebet.

---

120. Willkommne Ruhe.

Das Meer ist still, die Stürme schlafen,
Der Himmel ist so sternenklar;
Am Anker ruht im sichern Hafen
Das Schiff geborgen vor Gefahr.

So laß auch mich nach Kampf und Schmerzen
An deiner Brust vor Anker gehn,
Und blick ich auf von deinem Herzen,
Den Himmel dir im Auge sehn.

---

121. Die Verlassene.

Was hab ich armes Kind gethan,
Was sehen mich so spöttisch an
Die Leute auf den Gassen?
Und wenn er treulos mich verließ
Und wenn sein Schwur sich falsch erwies, —
Ich hab ihn nicht verlassen.

Verzeih es ihnen, lieber Gott,
Sie wissen nicht, wie tief ihr Spott
Mir in die Seele schneidet.
Sie ahnen nicht den bittern Schmerz,
Den dieses arme, arme Herz
Um Lieb und Treue leidet.

---

122. Die junge Mutter.

Der Knabe weint, die Mutter legt
Den holden Liebling auf die Kissen,
Doch er, vom Weinen aufgeregt,
Will Nichts von Rast und Schlummer wissen.

Da singt die Mutter Lied um Lied,
Und immer süßer wird die Weise,
Und um das kleine Bettchen zieht
Der Schlummer seine Zauberkreise.

Und wie die Weise sanft verklingt,
Wird immer leiser auch das Weinen,
Bis am geschlossnen Auge blinkt
Die stumme Thräne nur dem Kleinen.

Bald spiegelt auch ein lichter Traum,
Sich in den klaren Zügen wieder,
Die Mutter aber athmet kaum
Und beugt sich zu dem Liebling nieder;

Mit scheuem Finger hüllt sie dicht
Den Schläfer in die warmen Decken,
Sie möcht ihn küssen, wagt es nicht
Aus Furcht ihn mit dem Kuß zu wecken.

Sie blickt ihn lange selig an,
Und geht dann fort, und kehret wieder,
Und thut, was sie nicht lassen kann,
Und neigt sich küssend zu ihm nieder;

Und sinkt von Dankgefühl durchweht
Auf ihre Knie am kleinen Bette,
Und spricht ein inniges Gebet,
Und sucht dann selbst die Schlummerstätte.

---

123. Die alte Jungfer.

Komm, tritt mit mir ins enge Stübchen ein,
Die es bewohnt ging heute übers Feld,
Es lockte sie der warme Sonnenschein
Hinaus in Gottes schöne Frühlingswelt.

Veraltet ist und ärmlich das Geräth,
Doch Alles wohlgeordnet, nett und blank,
Vom Tischchen an, das dort am Fenster steht,
Bis in die Ecke zu dem Nußbaumschrank.

Hier auf dem Sessel sitzt sie Tag für Tag
Und dreht die Spindel mit geschäftger Hand,
Und rastet nicht, bevor aus dem Gemach
Der Abendsonne letzter Strahl verschwand.

Dann nimmt sie dort den kleinen Krug, begießt
Den Rosenstock, den grünen Rosmarin,
Und freut sich, daß der eine üppig sprießt,
Und daß am andern bald die Rosen blühn.

Und wenn die Rosen erst in Blüte stehn,
10 Nimmt sie den Asch und trägt ihn still hinab
Zum Friedhof, denn die Rosen sollen wehn
Als Schmuck auf einem wohlgepflegten Grab.

Und willst du wissen, wen das Grab umfängt,
Wem ihre Liebe, ihre Treue gilt?
Sieh das verblichne Bildchen das dort hängt,
Komm, tritt heran, 's ist ihres Bräutgams Bild.

Das ist ihr höchster Schatz, ihr liebstes Gut,
Der enge Rahmen faßt ihr Leben ein,
Und nur, wenn auf dem Bild ihr Auge ruht,
Scheint sie noch unter Lebenden zu sein.

Dann hebt und senkt sich jugendlich die Brust
Und ihre Augen leuchten wunderbar;
So hab ich sie, ihr selber unbewußt,
Gar oft gesehn als ich ihr Nachbar war.

Doch währt der Traum nur einen Augenblick,
Dann faltet zitternd sie die welke Hand
Und hält die heiße Thräne nicht zurück,
Das fromme Auge himmelwärts gewandt,

Die Lippen beben, und ein frommer Spruch
Mag tröstend wohl durch ihre Seele gehn,
Von denen einer, wie dort in dem Buch
Der heilgen Bibel aufgezeichnet stehn.

Und daß sie so durchs arme Leben schleicht,
Mein Freund, sind vierzig lange Jahre her;
Doch laß uns gehn, dir ward das Auge feucht,
Der alten Jungfer spottest du nicht mehr.

---

124. Barbarossa.

Erwacht ist im Kyffhäuser
Im dunkeln Bergeshaus
Rothbart, der alte Kaiser,
Wischt sich die Augen aus.

Dann ruft er seinem Zwerge,
Dem treuen Diener sein:
„Geh! horch, ob noch am Berge
Die Unglücksraben schrein“.

Der geht und kehrt zur Stunde
Mit schnellem Schritt zurück.
„Du bringst mir frohe Kunde,
Ich sehs am frohen Blick“.

„„Ja, Glück und Heil, mein Kaiser!
Die Raben schrein nicht mehr;
Es kreist um den Kyffhäuser
Ein Aar in Lüften hehr.

Und eine Krone funkelt
Auf seinem Haupt so rein,
Daß sie mit Glanz verdunkelt
Der Morgensonne Schein.

Auch hält er in der Klaue
Ein blankgeschliffen Schwert,
Von dem es durch die Gaue
Wie Wetterleuchten fährt.

Und rings um den Kyffhäuser
Erschallt dem Donner gleich
Der Ruf: Hoch unser Kaiser
Und hoch das deutsche Reich""!

Da sprühet Freudenblitze
Herrn Rothbarts Heldenblick,
Er springt von seinem Sitze,
Er wirft das Haupt zurück.

„Dank für die frohe Kunde
Und lebe wohl, mein Zwerg!
Es schlägt die Scheidestunde,
Es treibt mich aus dem Berg.

Aufwärts gehn meine Bahnen,
Das wird ein Jubel sein,
Kehrt endlich bei den Ahnen
Der Barbarossa ein".

Er drückt die Hand dem Zwerge,
Er schreitet aus der Gruft;
Schon steht er vor dem Berge
In freier Gottesluft.

Und späht und spricht voll Kummer:
„Den Adler seh ich nicht;
Es trübte wohl der Schlummer
Der alten Augen Licht.

Keine Krone seh ich funkeln,
Seh auch kein blankes Schwert,
Ich seh nur, wie dem dunkeln
Gewölk ein Blitz entfährt".

Er lauscht, doch am Kyffhäuser
Erschallt dem Donner gleich
Kein Ruf: Hoch unser Kaiser
Und hoch das deutsche Reich!

Da thät sein Haupt er neigen:
„Gern hielt' ich mich für taub,
Hört' ich nicht von den Eichen
Fallen das dürre Laub“.

Doch will er weiter schreiten,
Ob ihm das Herz auch schwer,
Da braust von allen Seiten
Um ihn ein Rabenheer.

Sie fliegen dem alten Kaiser
Am Haupte dicht vorbei,
Und rings um den Kyffhäuser
Erschallt ihr wüst Geschrei.

Da flüchtet er zurücke
In seinen stillen Berg
Und spricht mit finsterm Blicke:
„Du hast geträumt mein Zwerg“!

Und setzt sich traurig wieder
An seinen Tisch von Stein;
Es sinkt das Haupt ihm nieder,
Der Kaiser schlummert ein.

Der Zwerg mit düstern Mienen
Spricht dumpf, vernehmlich kaum:
„„Wenn mir ein Traum erschienen,
Wars nicht mein eigner Traum““.

Und kauert stumm sich nieder
Im dunkeln Zauberberg.
So schlafen Beide wieder,
Der Kaiser und sein Zwerg.

Wie lange? Gott mags wissen,
Es steht in seiner Hand;
Er schütz dich, mein, zerrissen,
Zerspalten Vaterland!

125. Vor Blüchers Statue.

Hut ab, ihr Bursche! Habt Respect vor einem deutschen Mann,
Der alte Marschall Vorwärts ists, seht euch den Helden an,
Und lernt von ihm, was deutscher Sinn und deutsche Treue heißt,
Und neigt das Haupt in Demuth tief vor seinem Heldengeist.

Das war ein Mann voll Muth und Kraft, ein echter Mann der That,
Fest, ehrenhaft und treu wie Gold und jeder Zoll Soldat;
Im Kampfe wie ein Löwe kühn, so grimmig und so wild,
Doch gegen den besiegten Feind als wie ein Lamm so mild.

Die Katzbach, Jungen, kennt ihr doch? Dort war sein schönster Tag,
Da gab es Feinde übergnug, da traf wohl jeder Schlag;
Dort tanzte er dem Heer voran, in lustgem Siegeslauf.
„Heut, Vater Blücher, geht es gut!“ „„'s kommt besser, paßt man auf““.

Und besser kams. „Gewehre um! So spart ihr manchen Schuß“.
Die Franzen hüpften dutzendweis gleich Fröschen in den Fluß.
An dreißigtausend kamen um, da war die Jagd vorbei;
Der Blücher wischte ab sein Schwert, und Schlesien war frei.

Und dann bei Leipzig! Jungen, seht den Alten näher an!
Wer ihn und diesen Tag vergißt, der ist kein deutscher Mann.
Er war die Seele von dem Heer, er war das Herz der Schlacht,
Der Schlacht, die unsre Ketten brach und Deutschland frei gemacht.

Dann vorwärts gings, fort nach Paris, wo man den Frieden schloß,
Der weil er gar zu zahm und mild den Feldmarschall verdroß;
Er brummte zornig und er zog die Heldenstirne kraus
Und fand nur im Gedanken Trost, daß noch das Ding nicht aus.

Und kurze Zeit, da war geschehn, was er sich wohl gedacht,
Da zog der greise Feldmarschall noch einmal in die Schlacht,
Bekämpfte mit dem Wellington den Feind bei Belle Alliance,
Und tanzte dort mit Sieg gekrönt den letzten Ehrentanz.

Und als er merkte, daß es bald mit seinem Leben aus,
Da trieb es ihn nach Rostock fort in seiner Eltern Haus,
Und dort sah man auch Abends spät still auf dem Kirchhof ihn
In fromm andächtigem Gebet an ihrem Grabe knien.

Und als er sterben ging, da sprach der Held: „Nun sterb ich gern,
Ich bin nichts nutz mehr auf der Welt; geht, sagt das meinem Herrn,
Und sagt ihm, daß mich treu für ihn und für mein Vaterland,
Wie ichs im Leben immer war, die Sterbestunde fand.

Und ihr, die ihr von mir gelernt so Manches in der Schlacht,
Lernt Eines noch zuletzt von mir, woran ihr nicht gedacht;
Ich meine, wie man ruhig stirbt. Sargt ohne Prunk mich ein,
Und dort, wo die drei Linden stehn, will ich begraben sein“.

---

126. An die Mütter.

Ihr Mütter, denen Gott es vorbehalten,
Zu bergen in der Liebe heilgem Schooße
Den zarten Keim, aus dem der Zukunft Loose
Wie Blüten aus den Knospen sich entfalten;

Wahrt eure Kleinen vor des Sturms Getose,
Und laßt sie nicht im Frost der Welt erkalten,
Und hegt und pfleget sie mit treuem Walten,
Mit strenger Zucht und liebendem Gekose;

Und lehrt sie mit den Händen Gutes schaffen,
Und rüstet aus sie mit des Geistes Waffen
Und macht sie stark, das Unrecht zu befehden;

Und lehrt ihr Herz zum ewgen Vater beten,
Und weckt in ihm den edelsten der Triebe,
Zum deutschen Vaterland die deutsche Liebe.

---

127. Den Feinden Deutschlands gegenüber.

Wer Recht hat, darf das Kühnste wagen,
Gott selber steht ihm treu zur Seite,
Die sind des Herren Augenweide,
Die frommen Muth im Herzen tragen.

Drum fort das Zaudern und das Zagen!
Gießt Kugeln, rüstet euch zum Streite,
Reißt eure Schwerter aus der Scheide
Und macht euch fertig, drein zu schlagen.

Gott ist mit uns und unserm Rechte,
Sein Arm läßt uns nicht unterliegen,
Er schirmt und schützt uns im Gefechte.

Ob zahllos auch der Feinde Massen,
Vorwärts und laßt die Fahnen fliegen!
Gott hat sein Volk noch nie verlassen.

---

128. Das Lied der Lieder.

Ein Lied aus frohem Herzen Gott gesungen,
Das Gottes Ehre sich zum Preis erkor,
Schwingt gleich der Lerche jubelnd sich empor
Und tönet lieblich wie von Engelzungen.

Und doch, wie hoch es sich emporgeschwungen,
Harmonisch stimmend in den Jubelchor,
Dem sich in Gnaden neigt des Ewgen Ohr:
Das höchste Lied ist nicht in ihm erklungen.

Das Lied der Lieder, das selbst Engel krönen
Vor ihrem Lied, wenn sie es hören tönen
Zu Gottes Lob aus tiefer Erdennacht:

Das ist das Lied, das fromme Seelen singen,
Die sich ergeben Gott zum Opfer bringen,
Im Kreuz noch preisend seiner Liebe Macht.

---

129. Abendlied.

Der Tag neigt sich zu Ende,
Es kommt die stille Nacht;
Nun ruht, ihr müden Hände,
Das Tagwerk ist vollbracht.

Du aber, Seele, ringe,
Dich von der Erde los,
Und werde leicht und schwinge
Dich auf in Gottes Schooß.

Hinauf mit Glaubensflügeln,
Die Liebe fliegt voran,
Wo über dunkeln Hügeln
Der Himmel aufgethan.

---

130. Lied.

Nimm Christum in dein Lebensschiff
Mit gläubigem Vertrauen
Stoß ab vom Strand und laß vor Riff
Und Klippe dir nicht grauen;

Und flög auf wilder Wogenbahn
Dein Schifflein auch hinab, hinan,
Und schlügen selbst die Wellen
Ins Schiff hinein,
Kannst ruhig sein,
Er läßt es nicht zerschellen.

Und sollt' er bei des Sturmes Wuth
Das Steuer nicht gleich fallen,
Nur Muth, nur Muth! Mußt seiner Hut
Dich gläubig überlassen.
Wie mächtig auch die Woge grollt,
Die Blitze sprühn, der Donner rollt,
Dein Schifflein ist geborgen;
Trägts doch den Herrn,
Dem treu und gern
So Wind wie Meer gehorchen.

Drum sei nur wach und sei bereit
Und laß nicht ab zu beten,
So wird der Herr zu seiner Zeit
Gewiß ans Steuer treten;
Dann schweigt der Sturm von ihm bedroht,
Dann legen sich auf sein Gebot
Die wildempörten Wogen,
Und ausgespannt
Von seiner Hand
Wölbt sich der Friedensbogen.

---

131. Sorge nicht!

Herz, laß dein Sorgen sein,
Sorgen schafft Angst und Pein
Und frommt doch nicht.

Vertrau auf Gott den Herrn,
Sein' Hilf ist dir nicht fern,
Gott schlummert nicht.

Sieh nur die Lilien an,
Wer hat sie angethan
Mit solcher Zier?
Gott webt zu aller Zeit
Ihnen das Feierkleid,
Webt es auch dir.

Nimm doch der Vöglein wahr,
Die aller Sorgen baar
So fröhlich sind;
Gott nährt sie spät und früh,
Bist du nicht mehr als sie,
Nicht Gottes Kind?

Gotteskind, hörst du nicht,
Wie so vernehmlich spricht
Dein Jesus Christ?
„Herz, laß dein Sorgen sein,
Trachte nach dem allein,
Was droben ist“.

---

132. In trüben Stunden.

Will in trüben Kummertagen
Dir das müde Herz verzagen,
Steht dir Trost und Hilfe fern;
Flücht in deine stillste Kammer
Und vertraue deinen Jammer
Deinem Gott und deinem Herrn.

Laß die heißen Thränen fließen,
Laß die Klagen sich ergießen
In ein kindliches Gebet;
Vaterohr ist immer offen,
Wenn ein Kind von Schmerz getroffen,
Fromm und gläubig zu ihm fleht.

Kann dir schnelle Hilfe frommen,
Glaube nur, sie wird dir kommen
Wohl im Schlaf schon über Nacht;
Soll dein Leiden sich nicht enden
Wird er seinen Tröster senden,
Der dich stark im Dulden macht.

Ludwig Tieck.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

L. Tieck.

Ludwig Tieck, geboren am 31. Mai 1773 zu Berlin, besuchte daselbst das Gymnasium, lebte in inniger Jugendfreundschaft mit Wackenroder, studirte zu Halle, Erlangen und am längsten in Göttingen (1792—94) vorzüglich Geschichte, Archäologie und Philologie, alte und neue Poesie. Im Jahr 1794 kam er nach Berlin zurück, war später einige Zeit in Hamburg und vermählte sich im Frühjahr (98) mit der Tochter des Predigers Alberti, einem Hauptgegner des Pastors Goetze. Im Herbst 1799 ging Tieck nach Jena und lebte dort bis zum Juni des folgenden Jahres. Hier war er vertraut mit Aug. Wilh. und Friedr. v. Schlegel und mit Schelling, lernte Novalis, Fichte und Brentano kennen und ward als der eigentliche Dichter der Schule geliebt und geehrt. Goethe neigte sich ihm freundlich zu, Schiller benahm sich kälter gegen ihn. Von Jena wandte er sich über Hamburg nach Berlin, wo er mit Aug. Wilh. v. Schlegel den Musenalmanach für 1802 (Tübingen) vorbereitete und die Gedichte sammelte. 1801—3 lebte er in Dresden, ging dann mit einem Freund auf dessen Gut Ziebingen bei Frankfurt a. d. Oder, reiste im Winter 1804 mit seiner Schwester nach München, wo er gefährlich krank wurde und von wo aus er auf Johannis des folgenden Jahres mit seinem Bruder (einem Bildhauer) und seinem Freunde Baron v. Rumohr

nach Rom ging. In Rom blieb er ein Jahr, um zu genesen, studirte aber auch die mittelhochdeutschen Dichtungen in den Manuscripten des Vatikan, und kehrte im Herbst 1806, kurz vor dem Ausbruch des preuß. Krieges, nach Ziebingen zurück. Im Sommer 1808 reiste er nach Wien, von da im Winter nach München, erkrankte hier wieder gefährlich an der Gicht, ging 1810 der Cur wegen nach Baden-Baden, von wo er ziemlich genesen in Ziebingen ankam. Während des Befreiungskrieges 1813 lebte er im Sommer mit seiner Familie in Prag. 1817 ging er mit einem Freunde nach London, um dort für sein Werk: „Shakspeare" Studien zu machen und manchen seltenen Druck kopiren zu lassen. Von 1819—42 hatte Tieck seinen dauernden Wohnsitz in Dresden, wo er 1825 an der Theaterdirektion Theil nahm, seine gehaltreichen „Dramaturgischen Blätter" schrieb und in den Dresdener Abendzirkeln sein seltenes und großes Talent als Vorleser entfaltete. Bald nach seiner Thronbesteigung versammelte Friedr. Wilhelm IV. einen Kreis berühmter Männer (Schelling, Jak. und Wilh. Grimm, Friedr. Rückert, Pet. Cornelius ꝛc.) um sich und gab ihnen eine ehrenvolle, sorgenfreie und ihren Neigungen entsprechende Stellung. Unter ihnen war auch Tieck, der seit 1842 in Berlin den größten Theil des Sommers aber in Potsdam lebt. Hohes Alter und häufige Krankheit hindern schon seit vielen Jahren die Vollendung seines Werkes über Shakspeare.

Tieck ist ein reichbegabter Dichter und der eigentliche Poet der romantischen Schule, die ihre ersten Wurzeln in Goethe und Schiller, namentlich aber in Goethe hatte und sich zur Hauptaufgabe machte, die Einheit der Poesie und des Lebens herzustellen. Der lebendige, fröhliche Gesang, welcher im Mittelalter die Herzen des Volkes frisch erhielt, das Volksepos, der entschieden christliche Glaube, das reiche kirchliche Leben, wie die weltliche Macht und Größe waren die Mittel, durch die sich manches junge Dichterherz so glühend für das romanische Zeitalter begeisterte. Die Schule fand ihren Beruf in dem Aufsuchen bis dahin verborgner Schätze der ältern romanischen Dichtung und das Verschmelzen ihrer For-

men mit deutschem Geiste, ähnlich wie sich in Goethe, Schiller, Klopstock u. A. der deutsche Geist mit der antiken Form vermählt hatte. Von dieser Seite her betrachtet ist die romantische Schule eine nothwendige Ergänzung unserer zweiten klassischen Dichterperiode, indem sie zur Universalität und zum innigen Verschmelzen des deutschnationalen Elementes mit dem fremdländischen viel beitrug. Hätten auch die Romantiker und ihre Jünger kein weiteres Verdienst als die reiche Sammlung alter köstlicher Volkslieder durch Arnim und Brentano, als die Pflege der Volksmärchen und Volkssage, die Kräftigung für den nationalen Geist, durch die Brüder Grimm und die großartige deutsche historische Sprachforschung durch eben Dieselben; so hätten sie sich dadurch schon eine bleibende Stellung in der Literaturgeschichte erobert. Indem wir im Uebrigen auf die Leistungen der beiden Schlegel verweisen, erwähnen wir noch des Einflusses dieser Schule auf die bildende Kunst, besonders die Malerei, und gedenken Tieck's großer Verdienste, die er sich durch Uebertragung und Bearbeitung der Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter erworben hat, durch die er uns den Geist des Minnegesangs wieder nahe brachte. Ebenso darf nicht vergessen werden, wie sehr Tieck gegen die Sudeleien eiferte, mit welchen Cramer, Schlenkert und Genossen durch Ritter- und Räuber-, Haus- und Familienromane, wie durch Geschichten und Dramen aus diesem Gebiet allen bessern aesthetischen Geschmack vernichteten. Ernstlich bemüht um die Wiedererweckung älterer fremder und einheimischer Literatur schuf Tieck die erste im Geiste des Originals gehaltene Uebertragung des Don Quixote; er trug ferner das Meiste zum näheren Verständniß Shakspeare's bei. In der Bearbeitung des Nibelungenliedes kam ihm v. Hagen zuvor und „Ulrich von Lichtensteins Frauendienst“ war bis zur Lachmann'schen Ausgabe fast nur in Tieck's Bearbeitung gekannt. Im „Phantasus“, einer Sammlung von Märchen und trefflichen Volkssagen von der Magelone, dem getreuen Eckart, dem Rothkäppchen 2c. weiß er meisterhaft im Volkstone zu erzählen. Seine eigene poetische Schöpferkraft hat er im Drama, in der Novelle

und im Romane, theilweise auch in der Lyrik bewiesen. Seine „Genoveva", dann „Fortunatus" und „Kaiser Oktavianus" bieten den feinsten Duft der Romantik, während andere allzusehr vom dichten Nebel umlagert sind, der den hellen Glanz reinstrahlender Poesie nicht durchdringen läßt. Ausgezeichnet ist besonders die Novelle: „Das Dichterleben", worin Tieck den großen brittischen Dichterfürsten Shakspeare in den Mittelpunkt stellt und diesen, wie Marlow und Green, die übrigen Hauptrepräsentanten der englischen Poesie zur Zeit der Königin Elisabeth, in ansprechender Wahrheit nach Persönlichkeit, Charakter und Dichtung zu schildern weiß. Diese Novelle, sowie ihr Gegenstück: „Des Dichters Tod", zu welcher der portugiesische Dichter Camoëns, der vielgeprüfte Sänger der Luisiade, den Stoff lieferte, beweisen, welche gründliche Studien Tieck gemacht hat und wie sehr er ins innerste Wesen seiner Sache einzudringen vermochte. Von Tieck's Lyrik haben sich einzelne wirklich poetische Gedichte im frischen Andenken unseres Volkes erhalten, z. B. „Nacht" (mit Goethe'schem Anklange), „Die Blumen", „Zuversicht", „Andacht", „Heimliche Liebe u. a. m. Im Allgemeinen aber ist die Tieck'sche Lyrik so gut wie vergessen. Unklare Auffassung, Verschwommenheit, Mangel eines poetischen Kerns, innere Zerfahrenheit und häufig nachlässige Behandlung der Form sind die Hauptfehler, an denen sie leidet. Man wird von Duft und Luft, Geflüster, Gesäusel, Getön und Geklingel 2c. ganz umnebelt und betäubt. Sein „Arion" hat manchen Vorzug vor dem gleichnamigen und bekanntern Gedicht seines Freundes Schlegel. Die Macht des Gesanges und ihre Wirkung auf die Thierwelt bildet den Mittelpunkt und der Gesang des Arion ist weit bedeutender als bei Schlegel. Von den Schiffern ins Meer gestoßen läßt Arion erst in den Wellen seinen Gesang ertönen, dessen Zaubermacht nicht bloß die Bewohner des Oceans ergreift, sondern auch die Wogen sanft bewegt.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Tieck der größte Meister im aesthetischen Vorlesen und nächst Arndt der älteste lebende Dichter ist. Goethe sagt zu Eckermann (Gespräch I. S. 149) über sein

Verhältniß zu Shakspeare und Tieck: „Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung und es kann seine außerordentlichen Verdienste Niemand besser erkennen, als ich selber; allein, wenn man ihn über sich selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrthum. Ich kann das gerade heraussagen, denn was geht es mich an: ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakspeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe“. —

Schriften: Sämmtliche Werke. Wien 1822. — Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, neu übersetzt. Berlin 1803. — Don Quixote, übersetzt. Berlin 1709—1801. — Altenglisches Theater. Berlin 1811. — Deutsches Theater. Berlin 1817. — Ulrich von Lichtenstein. Stuttgart 1812. — Shakspeare's Vorschule. Leipzig 1823—29. — Dramaturgische Blätter. Breslau 1825—26. — Novellenkranz für 1831 (Dichterleben; Wundersüchtigen), für 1832 (Jahrmarkt; Hexensabbath), für 1833 (Tod des Dichters Camoëns) 2c. — Der Aufruhr in den Cevennen. Berlin 1826. — Vittoria Accorombona. Breslau 1840. 41. — Ferner: William Lovell, Ritter Blaubart, Magelone, Melusina, Genoveva, Heymonskinder, der getreue Eckart und der Tannhäuser, der gestiefelte Kater, Prinz Zerbino, Sternbalds Wanderungen 2c. 2c.

133. Andacht.

Wann das Abendroth die Haine
Mit den Abschiedsflammen küßt,
Wann im prächtgen Morgenscheine
Lerchenklang die Sonne grüßt:

O dann werf ich Jubellieder
Ins Lobpreisen der Natur,
Echo spricht die Töne wieder,
Alles preist den Ewgen nur.

Mit den Quellen geht mein Grüßen,
Und das taube Herz in mir
Hat dem Gott erwachen müssen,
Der uns schirmet für und für.

Meereswogen laut erklingen,
In den Wäldern wohnt manch Schall;
Und wir sollten nicht besingen,
Da die Freude überall? —

134. Nacht.

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht,
Und ruft die Sterne an:
Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl ich Freud und Leid;
Ihr kleinen, goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut euch so gerne.

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht.
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht:
O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht,
Vertrau uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht:

Wir kleinen, goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne.

---

135. Die Blumen.

Sieh die zarten Blüten keimen,
Wie sie aus sich selbst erwachen,
Und wie Kinder aus den Träumen
Dir entgegen lieblich lachen.

Ihre Farbe ist im Spielen
Zugekehrt der goldnen Sonne,
Deren heißen Kuß zu fühlen,
Das ist ihr höchste Wonne:

An den Küssen zu verschmachten,
Zu vergehn in Lieb und Wehmuth;
Also stehn, die eben lachten,
Bald verwelkt in stiller Demuth.

Das ist ihre höchste Freude,
Im Geliebten sich verzehren,
Sich im Tode zu verklären,
Zu vergehn in süßem Leide.

Dann ergießen sie die Düfte,
Ihre Geister, mit Entzücken,
Es berauschen sich die Lüfte
Im balsamischen Erquicken.

Liebe kommt zum Menschenherzen,
Regt die goldnen Saitenspiele,
Und die Seele spricht: Ich fühle,
Was das Schönste sei, wonach ich ziele,
Wehmuth, Sehnsucht und der Liebe Schmerzen.

---

136. Zuversicht.

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt übern Berg und geht ins Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Mensch, du sitzest stets daheim,
Und sehnst dich nach der Fern:
Sei frisch und wandle durch den Hain,
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh und such es nur!
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau!
Es wechselt Freude stets mit Leid:
Dem Glücke nur vertrau.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein,
Und finden, was es sucht.

137. Im Walde.

Muntres Herz, frischer Sinn
Ist Gewinn,
Fröhlich gehts durch Büsche hin.
Weicht die Nacht,
Auf zur Jagd! auf zur Jagd!
Wann der rothe Morgen lacht.
Waldgesang,
Hörnerklang,
Hörnerklang und Waldgesang
Tönt das Jagdrevier entlang.

Meiner Liebsten Stimm ist schön,
Wann ihr lockendes Getön
Durch des Waldes Dämmrung bricht;
Aber höher schwillt die Brust,
Herz klopft dann nach Jägerlust,
Wann des Waldhorns Stimme spricht.
Ist dein Herz dir matt und bang,
Schnell erfrischt es Waldgesang;
Waldgesang und Hörnerklang.

---

138. Heimliche Liebe.

Wie lieb und hold ist Frühlingsleben,
Wenn alle Nachtigallen singen,
Und wie die Tön' in Bäumen klingen,
In Wonne Laub und Blüten beben.

Wie schön im goldnen Mondenscheine
Das Spiel der lauen Abendlüfte,
Die, auf den Flügeln Lindendüfte,
Sich jagen durch die stillen Haine.

Wie herrlich glänzt die Rosenpracht,
Wenn Liebreiz rings die Felder schmücket,
Die Lieb aus tausend Rosen blicket,
Aus Sternen ihrer Wonnenacht.

Doch schöner dünkt mir, holder, lieber,
Des kleinen Lichtleins blaß Geflimmer,
Wenn sie sich zeigt im engen Zimmer
Späh ich in Nacht zu ihr hinüber,

Wie sie die Flechten löst und bindet,
Wie sie im Schwung der weißen Hand
Anschmiegt dem Leibe hell Gewand,
Und Kränz' in braune Locken windet.

Wie sie die Laute läßt erklingen
Und Töne, aufgejagt, erwachen,
Berührt von zarten Fingern lachen,
Und scherzend durch die Saiten springen.

Sie einzufangen schickt sie Klänge
Gesanges fort, da flieht mit Scherzen
Der Ton, sucht Schirm in meinem Herzen,
Dahin verfolgen die Gesänge.

O laßt mich doch, ihr Bösen, frei!
Sie riegeln sich dort ein und sprechen:
Nicht weichen wir, bis dieß wird brechen,
Damit du weißt, was Lieben sei.

---

139. Herbstlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein,
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem, wunderbaren Ton:
Ade! ich fliege nun davon,
Weit! weit!
Reis ich noch heut.

Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang:
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt ich: Ach! der Herbst ist da,
Der Sommer geht, die Schwalbe zieht,
Vielleicht so Lieb und Sehnsucht flieht,
Weit! weit!
Rasch mit der Zeit.

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: „Die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingsschein“.

---

140. Arion.

Arion schifft auf Meereswogen
Nach seiner theuren Heimat zu,
Er wird vom Winde fortgezogen:
Die See in stiller, sanfter Ruh!

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht ins Morgenroth,
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
Beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all sein Gold,
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold. —

Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod gibt ihnen Sicherheit,
Hinab ins Meer wird er gestoßen,
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leier nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand,
In Meeresfluten hingebettet,
Ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung wiederklingt,
Statt mit den Wogen wild zu streiten
Er sanft die zarten Töne singt:

„Klinge Saitenspiel,
In der Flut
Wächst mein Muth,
Sterb ich gleich, verfehl ich nicht mein Ziel.

Unverdrossen
Komm ich, Tod,
Dein Gebot
Schreckt mich nicht, mein Leben ward genossen.

Welle hebt
Mich im Schimmer,
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Flut begräbt!“

So klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
Die Seegethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.

Die Wellen tanzen, Fische springen,
Seit Venus aus den Fluten kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresfesten nicht vernahm.

Arion sieht mit trunknen Blicken
Laut singend in das Seegewühl,
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
Naht schon mit ihm der Felsenbank.
Arion hat den Fels errungen
Und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

---

141. Lockung.

Geliebter, wo zaudert
Dein irrender Fuß?
Die Nachtigall plaudert
Von Sehnsucht und Kuß.

Es flüstern die Bäume
Im goldenen Schein,
Es schlüpfen mir Träume
Zum Fenster herein.

Ach kennst du das Schmachten
Der klopfenden Brust?
Dieß Sinnen und Trachten
Voll Qual und voll Lust?

Beflügle die Eile
Und rette mich dir,
Bei nächtlicher Weile
Entfliehn wir von hier.

Die Segel, sie schwellen,
Die Furcht ist nur Tand:
Dort, jenseit der Wellen,
Ist väterlich Land.

Die Heimat entfliehet, —
So fahre sie hin!
Die Liebe, sie ziehet
Gewaltig den Sinn.

Horch, wollüstig klingen
Die Wellen im Meer,
Sie hüpfen und springen
Muthwillig einher.

Und sollten sie klagen?
Sie rufen nach dir!
Sie wissen, sie tragen
Die Liebe von hier.

---

142. Die Musik.

Ich bin ein Engel, Menschenkind, das wisse,
Mein Flügelpaar klingt in dem Morgenlichte,
Den grünen Wald erfreut mein Angesichte,
Das Nachtigallen-Chor gibt seine Grüße.

Wem ich der Sterblichen die Lippen küsse,
Dem tönt die Welt ein göttliches Gedichte,
Wald, Wasser, Feld und Luft spricht ihm Geschichte,
Im Herzen rinnen Paradiesesflüsse.

Die ewge Liebe, welche nie vergangen,
Erscheint ihm im Triumph auf allen Wogen,
Er nimmt den Tönen ihre dunkle Hülle,

Da regt sich, schlägt in Jubel auf die Stille,
Zur spielenden Glorie wird der Himmelsbogen,
Der Trunkne hört, was alle Engel sangen.

Ludwig Uhland.

Ich sang in vorgen Tagen
Der Lieder mancherlei,
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.

Sie singen von Lenz und Liebe, von selger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.
Ludwig Uhland.

Ludwig Uhland ist am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, wo sein Vater Universitätssekretär war. (Des Dichters Großvater war Theolog, nicht der Vater, wie fälschlich angegeben wird). Wie für Klopstock, so war auch für Uhland das Schlittschuhlaufen eine Lieblingsunterhaltung. Uhland besuchte in seiner Vaterstadt die gelehrte Schule und studirte auch auf der dortigen Universität die Rechte. 1810 wurde er Dr. jur., ging dann nach Paris, wo er die königliche Bibliothek benutzte, um die Manuscripte altfranzösischer Dichtungen zu studiren. Er entwarf den Plan zu einem größern Gedichte: „Das Märchenbuch des Königs von Frankreich", was aber doch unausgeführt blieb. Die verschiedenen französischen Stämme sollten darin „durch poetische Darstellung stammeigner Sagen vertreten, die Ritter und Frauen bei einem königlichen Feste erzählen und die von dem Kanzler aufgezeichnet und mit der genannten Aufschrift im königlichen Schatze niedergelegt werden". Nach seiner Rückkehr von Paris arbeitete Uhland als

Advokat, einige Zeit auch beim Justizministerium. Im Jahr 1819 (nicht 1816) wurde er Mitglied der würtembergischen Ständeversammlung, wo er sich als deutscher Mann bewährte. 1829 wurde er Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Tübingen, gab aber bald wieder seine Professur auf, als man ihm den Urlaub zum Eintritt in die Kammer verweigerte, und lebte als Privatmann und in glücklichen Vermögensverhältnissen in seiner Vaterstadt Tübingen, von wo aus er auch kleinere und größere Reisen durch Deutschland unternahm. Er war in Wien (1838), in Niedersachsen, Holstein und Dänemark (42), in Obersachsen (43), in Belgien, den Rheinlanden, der Schweiz und Bayern (44). Auch der Germanistenversammlung, die für Erhaltung und Ausbildung der deutschen Sprache und Geschichte im Kaisersaal zu Frankfurt a. M. zusammengetreten war, wohnte Uhland bei. Im März 1848 wurde er wieder mit einer politischen Mission betraut. Er arbeitete in Frankfurt mit 16 andern Vertrauensmännern (Gagern, Gervinus, Dahlmann 2c.) am Entwurf der neuen deutschen Reichsverfassung, trat am 18. Mai in die Nationalversammlung ein und gehörte zuletzt noch dem Stuttgarter Rumpf-Parlament an. Seitdem hat er sich wieder in sein häusliches Stillleben zurückgezogen.

Uhland ist ein Haupt vom deutschen Sängerorden. Seine Heimat ist Schwaben, das Land der Poesie und des Gesanges. Wer die einfache, anspruchslose Persönlichkeit des treuherzigen, biedern Sängers nicht kennt, der wird, wenn ihm Uhland entgegentritt, wohl schwerlich glauben, daß in einem so schmuck- und prunklosen Gefäße das lautere Gold und die kostbarsten Perlen der Poesie verborgen sein konnten. Gleichzeitig mit Arndt, Schenkendorf, Rückert 2c. nahm auch Uhland begeisterten Antheil an dem Aufschwung der deutschen Nation im Jahre 1813 und schlug die patriotische Saite auf seiner Dichterharfe an. Begeistert für die alte deutsche Herrlichkeit, wie für die Freiheit, die Ehre und das alte, gute Recht gab er auch der öffentlichen Meinung seines eigenen Volksstammes in Wort und Lied eine mächtige Stimme. Durch seine deutschen Gesänge, „eindringlich wie Geisterruf und

tönend wie Erz", hat sich Uhland auf das Gebiet der politischen Opposition, an die Spitze der politischen Lyriker unserer Zeit gestellt. Uhland's politische Lyrik ist groß und wahr und drang tief ins Volk ein; sie will das Recht als ein „gemeines Gut" erhalten und beschützen, denn:

„Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wenn sich Männer frei erheben,
Und treulich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht ins Leben
Und der Vertrag gibt ihm Bestand."

Eben so schön als wahr singt er an einer andern Stelle:

„Der Deutsche ehrt in allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf,
Doch liebt er frei einherzuschreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf".

Und wieder:

„Vertrag! Es ging auch hier zu Lande
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpfen seine heilgen Bande
Den Volksstamm an das Fürstenhaus." —

In seinem Liede: „Am 18. Oktober 1816", das einen wohlverdienten Ruhm erlangt hat, besingt er in erschütternden Tönen die edle Aufopferung des Volkes im heiligen Kriege, zugleich aber auch dessen Hoffnungen und Wünsche und ruft, getäuscht über die Folgen des Friedens, den deutschen Fürsten zu: „zu leisten jetzt, was sie gelobt!" Nicht bloß in den spezifisch „vaterländischen Dichtungen", sondern auch in einer großen Anzahl anderer müssen wir die feste Treue des Dichters und die Kraft seiner deutschen Gesinnung bewundern. Uhland ist der edle Vorgänger des „Wiener Poeten" (Anast. Grün), der die „Spazier-

gänge" gedichtet, welche er seinem Vorbilde und Meister Uhland mit den Worten widmet:

„Für ein Volk getreu und bieder,
Für ein schönes, freies Recht
Kämpften heiß einst deine Lieder
Kühn wie Helden im Gefecht".

Glücklicher Weise ist Goethes Prophezeihung: „der Politiker werde den Poeten aufzehren," bei Uhland nicht in Erfüllung gegangen. Uhlands Gedichte verschafften sich anfangs nur langsam Eingang im Volke, dafür ist aber auch ihre Wirkung um so tiefer und nachhaltiger gewesen. Seine Lieder sind aus dem Grabe des Buches zum Leben des Gesanges erwacht, und seine hochherrlichen Balladen und Romanzen wie seine einzig dastehenden Rhapsodien machten ihn zum Liebling des deutschen Volkes und sichern ihm einen unsterblichen Namen im Munde seiner Nation. Wohl kein deutscher Dichter hat die Kinder seiner Muse einer schärferen Zucht und vor dem Aussenden in die Welt einer strengern Prüfung unterworfen, als Uhland. Er hat durch diese strenge Selbstkritik unsern jungen Dichtern ein nicht minder würdiges und klassisches Vorbild gegeben, als durch den schönen und edeln Gehalt seiner Poesien. Würde doch nur jeder Dichter bedenken, daß ein Liedchen, 2c., was einen bescheidnen Freundeskreis erfreut, darum noch nicht würdig ist gedruckt vor das Angesicht der Nation zu treten; würde er nur an das denken, was wir schon an andern Stellen dieses Werkes bemerkt haben, daß es nämlich nicht darauf ankommt wie viel, sondern wie gut er gedichtet hat. Das goldne Wort unseres unsterblichen Dichters: „goldne Früchte in goldnen Schalen" zu bringen wird nur vom kleinsten Theil unserer jetzt lebenden Poeten verstanden und beherzigt. Die Gedichte, mit denen der Dichter vor das Publikum tritt, müssen es auch werth sein vor der Welt und Nachwelt aufgestellt zu werden; sie müssen den ganzen Mann, den vollen Menschen im reinen Spiegelbilde wiedergeben. Dazu ist aber nöthig, wie Schiller sagt, daß der

Dichter seine „Individualität so viel als möglich zu veredeln und zur reinsten herrlichsten Menschlichkeit hinaufzuläutern" sucht, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren." Wie oben schon bemerkt, so hielt Uhland strenge Sichtung; er sonderte die Spreu vom Weizen. Fast alle (nur einige wenige ausgenommen) Gedichte, die Uhland ziehen läßt, tragen das Siegel der echten Dichterweihe an der Stirne. Als Gellert Haller's Lehrgedicht: „Vom Ursprung der Uebel" las, unterstrich er sich die schönsten Stellen und als er es beendigt hatte, war Alles Ein Strich. So geht es auch mit Uhland's Gedichten, wenn man sich die schönsten anstreichen will; denn, wenn man die Sammlung durchgelesen hat, so werden alle, bis auf 3 oder 4, mit Strichen versehen sein, weil jedes, der kleineren wie größern Gedichte das andere durch den Zauber einer ihm eigenthümlichen Schönheit zu übertreffen scheint. Viele lyrische und epischlyrische Dichtungen Uhland's leben im Munde des Volkes; sie erfreuen und erfrischen des Menschen Herz und Gemüth, sie erklingen im brausenden Chorgesang der studirenden Jugend, wie im stillen Kreise der Familie und auf der großen Heerstraße sangeslustiger Handwerks- und Wandersbursche. Der deutsche Knabe und das deutsche Mädchen, der Jüngling und die Jungfrau, der Mann und das deutsche Weib, &c., kurz jedes Geschlecht, jedes Alter und jeder Stand ergötzt sich an der milden Heiterkeit, der wohlthuenden Frische, der Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, wie der ehernen Festigkeit, der Männlichkeit und Tucht der Gesinnung, der Zartheit, Innigkeit und weiblichen Milde, der einfachen Natürlichkeit und künstlerischen Meisterschaft u. s. w., durch welche sich Uhland's Poesien so herrlich auszeichnen. „Ein unbefangener Blick auf Uhland's Dichtung muß in ihr das Walten und Bilden eines echtlyrischen Genius erkennen, der ebenso tief aus dem Gemüthe spricht, als er mit freier Herrschaft über Wort und Form gebietet." (Hillebr.). Uhland hat das Lied und die Ballade auf ihre alte Einfachheit zurückgebracht und Stoff wie Form häufig volksthümlich gewählt, so daß wir die wunderbaren Naturlaute des Volksliebs

in ihrer schlichten und doch bedeutsamen Einfalt wieder vernehmen. Ihm ist es gelungen sich hoch und edel in der Dichtkunst zu halten und doch allem Volke verständlich; er verdient daher auch den Namen eines deutschen Volksdichters im höchsten Grade. Seine Dichterehre blieb lange unangetastet, bis das scharfabsprechende Urtheil, welches der alte Goethe über Uhland in schwacher Stunde (freilich zunächst nicht für die Oeffentlichkeit) an seinen Freund Zelter schrieb*), bekannt geworden war. Da wurde Mancher irr an sich selbst, die Treue so Vieler, die bisher zu Uhland's Banner gestanden, wankte und der edle Bannerherr sah viele Unberufene und literarische Schwächlinge nach dem stillen Lorbeer greifen, der seine Schläfe umschattet. Das Volk aber hat seinem Liebling die Dichterkrone aufs Haupt gedrückt und wird ihm auch dies kostbare Geschenk gegen die machtlosen Angriffe Unberufener und gegen die frevelhaften, ungerechten Ausfälle blasser Neider durch alle Zeiten hindurch zu bewahren wissen. Gutzkow äußert sich nicht minder wahr als schön in den Worten: „Uhland hatte der Natur das Sonntagskleid der Freude angethan, das Landschaftsgemälde zum Liede zu vergeistigen gewußt. Er zog die Glocken der Kapellen, stellte Hirtenknaben auf die Bergesgipfel und legte ihnen selige Lieder in den Mund. Er zauberte die Vergangenheit in verklärterer Gestalt aus den Ruinen wieder auf, ließ noch einmal die alten Falken der Jagden steigen, ließ Sänger an den Pforten der Burgen um Einlaß klopfen, er zauberte uns Jungfrauen auf den grünen Plan und Königssöhne, die vorüberzogen und sie liebten:

---

*) Am 4. Oktober 1831, ein halbes Jahr vor seinem Tode, schrieb Goethe an Zelter einige kritischen Worte über die „Gedichte von Gustav Pfizer“, darunter auch Folgendes: „Das Werklein ist an Uhland dedicirt, und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. So will ich auch diese Produktion nicht schelten, aber nicht wieder hineinsehen. Wundersam ist es, wie sich die Herrlein einen gewissen sittlich-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mantel für eine poetische Intention halten muß“.

Uhland schuf wie Schiller eine idealische, übersinnliche Welt, so in seinen Gedichten eine idealische, wirkliche Welt."

Mit hoher Liebe und Verehrung stehen die schwäbischen Dichter um ihren Freund, den großen Meister und Chorführer Uhland, der aber seit Jahren nicht mehr singt und seine Laute müßig in der Halle hängen läßt. Wie Just. Kerner seine Stärke im Liede und zwar hauptsächlich im ernsten und volksthümlichen Liede hat (dabei aber auch manche wohlgelungenen Ballade dichtete); wie ferner Mörike sich durch heitern Volkston im Liede und auch durch einige Balladen auszeichnet, wie endlich Schwab vorzugsweise Balladen- und Romanzendichter ist; so vereinigt Uhland die Vorzüge eines Jeden dieser Drei: er ist Meister im Liede, in der Ballade, der Romanze und der Rhapsodie, und zwar in dieser reicher und größer als jeder andere deutsche Dichter. Uhland weiß mit den einfachsten Strichen und im kleinsten Rahmen ein wundervolles, großartiges Gemälde hervorzuzaubern, wie auch in wenigen Worten einen reichen Strom von Gefühlen hervorquellen zu lassen. Er versenkt sich wohl auch in die geheimnißvollsten Tiefen der Natur und in die Zeiten des thatkräftigen Mittelalters (hebt aber von diesem nur die freundliche, milde und begeisternde Seite hervor); aber er verirrt sich nicht, sondern erhebt sich immer wieder und bemeistert sich vollends des Angeschauten, das er uns so klar und hochpoetisch vor die Augen stellt. Er versteht die Sprache der Natur und verdollmetscht sie uns so herrlich und wahr. Die Gedichte: „Schäfers Sonntagslied", „die Kapelle," die „Frühlingslieder" und „Wanderlieder" ꝛc. sind von unvergänglicher Schönheit. Nie vergißt Uhland zum Menschen zurückzukehren, wenn sich auch sein poetischer Genius noch so tief in das Leben der Natur hinein versenkte; er stellt immer wieder der Natur das fühlende und reiche Menschenherz gegenüber. Seine Lieder sind in biegsamer wohllautender Sprache gedichtet und lassen die Empfindung des Dichters rein und voll austönen.

Wie in Rückert's poetischen Produktionen die reine oder melische Lyrik überwiegend ist, so ist es bei Uhland die epische Lyrik. Die

epische Klarheit in der Anschauung, die Ruhe nnd Tiefe des Gemüths, die edle Haltung und die weise Mäßigung dieser, sind Vorzüge, durch die sich Uhland's Balladen, Romanzen und Rhapsodien als höchste Muster dieser Dichtungsart darstellen. In den Gedichten, welche Uhland „Lieder“ nennt, wie z. B.: „Lied eines Armen“. „Des Knaben Berglied“, „Der König auf dem Thurme“, „An den Tod“ (worin der Tod als der Diener, als der erbarmende Bote Gottes anerkannt wird) ꝛc. tritt der Dichter schon aus dem Gebiete der eigentlichen Lyrik heraus, indem er nicht selbst das Subjekt der in seinen Liedern kund gegebenen Empfindungen ist, sondern andere wirkliche oder fingirte Personen zu Trägern seiner geistigen Stimmung macht oder seine Gefühle an historische Anschauungen ꝛc. anknüpft. Die episch-lyrische Dichtung macht den Uebergang vom Epos zur eigentlichen Lyrik; wie das Epos, so nimmt auch sie ihren Stoff aus der äußern, der objektiven Welt und stellt das Menschliche in einer äußern Begebenheit oder Handlung dar. Mit der Lyrik hat sie den geringern Umfang und die Form gemein; auch legt der Dichter mehr oder weniger seine eigene Stimmung in dieselbe. Zwei Gattungen episch-lyrischer Dichtung: die Ballade und Romanze wurden von vielen Dichtern mit Glück behandelt. Ihr Wesen haben wir Bd. I., S. 271 kurz erklärt. Uhland's Dichtungen aus dieser Gattung sind fast lauter kostbare Edelsteine. Ueberall tritt bei Uhland die Anschauung einer moralischen Weltordnung und das Walten einer höhern Macht deutlich genug hervor. Vaterlandsliebe, Pietät, Treue, Milde, kurz die Heiligkeit der sittlichen Gesetze in jeder Form macht sich geltend. Wie in: „Bertran de Born“ unverschuldetes Leid die irdische Versöhnung findet, so wird im: „Waller“ die himmlische Versöhnung der reuigen Schuld am herrlichsten gefeiert. „Die verlorne Kirche“ ist eine Allegorie, in der die tiefe Sehnsucht eines frommen, religiösen Gemüthes nach dem Göttlichen, nach dem reinen und wahren Christenthum, das eine Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit lehrt, frei von menschlichen Formen und Formeln, poetisch veranschaulicht

wird. Des „Goldschmieds Töchterlein", „Der Wirthin Töchterlein", „Abschied" (Was singet und klinget die Straß herauf xc.), „Der gute Kamerad" u. a. leben im Volksgesange fort. Die Romanzenreihe „Sängerliebe" läßt einen wehmüthig süßen Eindruck in uns zurück und die Gedichte: „König Karls Meerfahrt", „Der Schenk von Limburg", „Graf Eberhard der Rauschebart, „Klein Roland", „Taillefer" u. a. gehören zur Rhapsodie, der dritten und größten Gattung episch-lyrischer Poesie. In ihr ist Uhland der entschiedenste und größte Meister. Wie die Ballade mehr dem Epos aus dem mythischen Kreise und die Romanze mehr dem Kunstepos oder der romantischen Epopoe des Klerus und der höfischen Sänger correspondirt, so schließt sich nach Echtermeyer die Rhapsodie mehr an das heroische oder Heldenepos an. Einfachheit der Sprache und des Versmaßes theilt sie mit dem Epos; ihr Stöff ist in der Geschichte mit ihren großen kühnen Thaten und ihren bedeutenden Charakteren, äußere Tapferkeit und biedere, kräftige Heldengesinnung einzelner Persönlichkeiten bringt sie zur Darstellung. Die unermeßlich historische Welt mit ihrer Tapferkeit, ihrem Heldenmuth und ihren energischen Charakteren bedarf der idealen Anschauung des Dichters nicht, überall muß der Dichter künstlerische Ruhe und historische Wahrheit walten lassen, die That und deren Beweggründe auseinanderlegen und den klaren ruhigen Fluß epischer Darstellung zu schaffen wissen. Metrische und prosodische Mittel wendet er nur in so weit an als nöthig ist, um die Rhapsodie „von der prosaischen Darstellung zu unterscheiden und aus dem Bereich der unmittelbaren Wirklichkeit in den Aether des heitern Scheins zu erheben". In der Rhapsodie ist Alles zu vermeiden, was „die Vorstellung zu sehr in die Empfindung hineinziehen und dadurch trüben und verdunkeln könnte". Die Rhapsodie verlangt ein überwiegendes poetisches Talent, das durch seinen innern Reichthum Alles ersetzt, was durch den Mangel an äußern Kunstmitteln der Dichtung abgeht. Uhland besitzt ein so seltenes und vortreffliches Talent und darum konnte er auch so unsterbliche Proben dieser Dichtgattung schaffen. In

„König Karls Meerfahrt“ zeichnet er in wenigen Zügen die 12 Genossen des Königs, charakterisirt Jeden mit ein paar Worten so ganz vortrefflich, nur um Karl's großartige Heldengestalt um so glänzender hervortreten zu lassen, weil im Augenblicke der drohenden Gefahr nicht mit leeren Worten und Wünschen, mit Jammer und Verzweiflung, sondern nur mit kühnen entscheidenden Thaten zu helfen ist, darum auch der prachtvolle Schluß:

„Der König Karl am Steuer saß.
Der hat kein Wort gesprochen;
Er lenkt' das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen“.

„Der Schenk von Limburg“ entbehrt zwar eines großartigen Heldenlebens, zeichnet sich aber durch das vollendete und sichere Charakterbild des Kaisers und des Grafen aus. „Graf Eberhard der Rauschebart“ ist in jeder Beziehung ein poetisches Kunstwerk und das vollendeteste Muster einer Rhapsodie. Es ist gleichsam ein kleines nationales Heldenepos, in dem der Dichter einige hervorragende Züge aus dem Leben des alten kräftigen Helden zu einem Gesammtbilde vereinigt und zur lebendigsten Anschauung gebracht hat. Das Gedicht schließt sich treu an die historischen Thatsachen an, poetisches Leben tritt uns überall daraus entgegen; „es weht darin der ungetrübteste Hauch der alten Heldendichtung, wie wir sie im Nibelungenlied und in Homer bewundern.“ Der Stoff in „Des Sängers Fluch“ hätte sich eher zur Romanze geeignet und doch hat Uhland eine so herrliche Rhapsodie daraus geschaffen. Der Sänger steht im Bunde mit Himmel, was er von ihm erfleht, das geht in Erfüllung; er hat die wunderbare Macht, Göttern gleich, über Vernichtung, Tod und Unsterblichkeit zu gebieten, die Elemente zu bezwingen („Arion“ v. Schlegel und Tieck), die edle That aus der Verborgenheit zu ziehen, („Graf v. Habsburg“ v. Schiller) sowie (im Uhlandschen Gedichte) durch seinen Fluch den Unwürdigen der ewigen Vergessenheit zu überliefern. Ebenso vermag er aber auch sich und Andere durch

seine Lieder unsterblich zu machen, wie in „des Sängers Wiederkehr,“ dem schönen Gegenstück zu „des Sängers Fluch.“

Schließlich wollen wir noch der dramatischen Dichtungen Uhland's, nämlich des fünfaktigen Trauerspiels: „Ernst von Schwaben“ und des Schauspiels: „Ludwig der Bayer“ erwähnen. Das erste Stück ist sicherlich das Beste, was nach Goethe und Schiller in der Dramatik geschaffen wurde; mag man auch noch so viel daran mäkeln und aussetzen wollen, es ist und bleibt ein Drama, das, wie ein Beurtheiler sagt, wenn Deutschland jetzt noch edle Bühnengestalten ertragen könnte, jeden Abend irgendwo einmal in Deutschland gespielt werden müßte, denn in ihm ist die „stille Größe,“ die unserer deutschen Bühne so sehr fehlt. Diese Tragödie hat die deutsche Treue zu ihrem Thema, eine Treue, stark wie die deutsche Eiche, die allen Stürmen trotzt. Der edle Kaiser Konrad II. und sein Stiefsohn Herzog Ernst von Schwaben sind die sich bekämpfenden Gegner und mit der Kaiserin Gisela (Ernsts Mutter) und Werner von Kyburg (Ernsts Freund) die Hauptpersonen des Stücks, dessen historischen Inhalt wir hier aus Mangel an Raum nicht auseinandersetzen können. Ueberall ist Adel der Gefühle und Würde der Gesinnung, die Hauptcharaktere erglühen alle für das Hohe und Edle und Uhland hat sie mit sicherer Hand vortrefflich gezeichnet. Durch die ganze Tragödie weht ein so süßer Hauch der Poesie, wie er in alle den Stücken, welche jetzt so vielen Beifall auf unsern Bühnen finden, nimmermehr angetroffen wird. Das Gefühl für Freundestreue ist bei Ernst so stark, daß er lieber seinem Herzogthum entsagt, des Reiches Acht und der Kirche Bann auf sich ladet, als daß er von seinem in der Noth treuerfundenen Freunde Werner abläßt. Zwischen beiden Männern, Ernst und Werner, entsteht nachher der schöne Wetteifer in der Bethätigung echter Freundestreue. Werner fällt im Entscheidungskampfe gegen das zahlreiche Kaiserheer und Ernst fühlt bei dem Todten müsse auch er sterben; denn:

„Hier hast ich, hier ist meines Lebens Ziel,
Hier ist der Markstein meiner Tage, hier

Ist meine Heimat, hier mein Haus und Hof,
Mein Erbgut, meine Blutsverwandtschaft, hier
Mein Wappenschild und hier mein Herzogthum.

(Er wirft Schild und Fürstenmantel auf den todten Werner.)

Mit diesem Mann hab ich mein Leben lang
Geeifert und gewettet in der Treu,
Der Tod nur hat dem Wettkampf noch gefehlt:
Jetzt stürmt er in die Schlacht und stirbt für mich,
Nicht laß ich ihm den Preis, sterb ich für ihn,
Dann greifen Beide nach dem Siegerkranz".

Ernst kämpft mit dem Feind und stirbt mit dem Ausruf:

„Die Welt hat uns verworfen,
Der Himmel nimmt uns auf. Mein Werner!"

Hierauf bricht Adalbert von Falkenstein in die schönen Worte aus:

„Geächtet ward die Treue vor der Welt,
Zum Himmel, ihrer Heimat, schwebt sie auf!" —

Die edle Gisela, welche sich in der ganzen Tragödie als ein echtes Muster wahrer Weiblichkeit zeigt, spricht die schönen Schlußworte des Ganzen aus:

„O Kaiser! staunen wird die Folgezeit,
Wenn sie vernimmt vom Aufschwung deiner Macht,
Von deines Herrscherarmes Festigkeit;
Doch rühren wird es spät noch manches Herz,
Wenn man die Kunde singet oder sagt
Von Herzog Ernst und Wernern seinem Freund,
Von ihrer Treue, die der Tod bewährt.
Ihr Männer, die ihr so im Kreise um mich steht
Und so mit tiefem Mitleid blickt auf mich,
Meint ihr, daß Alles mir erstorben sei?
Hat so viel Wärme nicht ein Mutterherz,

Daß es beleben kann den todten Sohn?
Soll der mir todt sein, dessen Leben eines
Mit meinem ist, den meine Brust gesäugt?
Nein! leben, leben soll mein treuer Ernst,
Fortleben wird er in dem Mund des Volks,
Er lebt in jedem fühlenden Gemüth,
Er lebet dort, wo reines Leben ist.
Nicht wieder deckt mir diesen Vorhang auf,
Darunter Leiche neben Leiche liegt!
Dort oben öffnet sich ein himmlisch Zelt,
Wo Freund in Freundes Arm erwacht und wo
Der Frühgealterte verjüngt erscheint".

Schriften: Ueber nordfranzösische Poesie in den Musen von Fouqué. Berlin 1812. — Gedichte. Stuttgart 1815. 20. 26. 29. 31. 33. 34. 34. 35. 36. 37. 39. 40. Von der XIII. Auflage an heißen die folgenden immer „neueste Auflage". 1841. 42. 43. 45. 47. Neunzehnte Aufl. 1851. Miniaturausgabe 8. Aufl. 1850. — Vaterländische Gedichte. Tübingen 1817. — Ernst, Herzog v. Schwaben. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Heidelberg 1818. 19. — Ludwig der Bayer. Schauspiel in 5 Aufzügen. Berlin 1819. — Dramatische Dichtungen. Heidelb. 1846 (Ernst; Ludwig). — Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert. Stuttgart 1822. (Eine musterhafte Biographie in reiner und reicher Quelle.) — Sagenforschungen. I. Der Mythus von Thôr, nach nordischen Quellen. Stuttgart 1836. — Alte, hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen. Erster Band: Liedersammlung in 5 Büchern. II. Abtheilungen. Stuttgart und Tübingen 1844—45. Der zweite Band ist noch nicht erschienen. — Platt hat sämmtliche Gedichte Uhland's ins Englische übersetzt. Leipzig 1848. (Poems. Now. for the first time, translat. from the German. Together with a biograph. notice of the author and necessary notes by Alex. Platt.)

---

143. Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern!

Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

---

144. Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab!

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

---

145. Frühlingslieder.

I. Frühlingsahnung.

O sanfter, süßer Hauch!
Schon weckest du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühen die Veilchen auch.

II. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

III. Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest:
Laßt mich ruhn und beten!

IV. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es da noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag!

---

146. Wanderlieder.

I. Abreise.

So hab ich nun die Stadt verlassen,
Wo ich gelebet lange Zeit,
Ich ziehe rüstig meine Straßen,
Es gibt mir Niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerrissen,
Es wär auch Schade um das Kleid!
Noch in die Wange mich gebissen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch Keinem hats den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh;
Sie konntens halten nach Belieben,
Von Einer aber thut mirs weh.

II. Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei, und hielten Schmaus,
Und sangeu auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit:
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

---

147. Trinklied.

Was ist das für ein durstig Jahr!
Die Kehle lechzt mir immerdar,
Die Leber dorrt mir ein.
Ich bin ein Fisch auf trocknem Sand,
Ich bin ein dürres Ackerland;
O schafft mir, schafft mir Wein!

Was weht doch jetzt für trockne Luft!
Kein Regen hilft, kein Thau, kein Duft,
Kein Trunk will mir gedeihn.
Ich trink im allertiefsten Zug,
Und dennoch wird mirs nie genug,
Fällt wie auf heißen Stein.

Was herrscht doch für ein hitzger Stern!
Er zehrt mir recht am innern Kern
Und macht mir Herzenspein.
Man dächte wohl, ich sei verliebt;
Ja, ja! die mir zu trinken gibt,
Soll meine Liebste sein!

Und wenn es euch, wie mir ergeht,
So betet, daß der Wein geräth,
Ihr Trinker insgemein!
O heilger Urban schaff uns Trost!
Gib heuer uns viel edeln Most,
Daß wir dich benedein!

148. An den Unsichtbaren.

Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen
Und tratest sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an deinem Mahle saßen!
O selig, der an deiner Brust gelegen!

Drum war es auch kein seltsames Gelüste,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Lande stießen,
Wenn Heere kämpften an der fernsten Küste,

Nur um an deinem Grabe noch zu beten,
Nur um in frommer Inbrunst noch zu küssen
Die heilge Erde, die dein Fuß betreten.

149. An Petrarca.

Wenn du von Laura Wahres hast gesungen,
Von hehrem Blick, von himmlischer Geberde: —
Und ferne sei, daß angefochten werde,
Was dir das innerste Gemüth durchdrungen! —

War sie ein Zweig, im Paradies entsprungen,
Ein Engel in der irdischen Beschwerde,
Ein zarter Fremdling auf der rauhen Erde,
Der bald zur Heimat sich zurückgeschwungen:

So fürcht ich, daß auch auf dem goldnen Sterne,
Wohin du, ein Verklärter, nun gekommen,
Du nimmer das Ersehnte wirst erringen;

Denn Jene flog indeß zur höhern Ferne,
Sie ward in heilgern Sphären aufgenommen,
Und wieder mußt du Liebesklage singen.

---

150. An den Tod.

Der du still im Abendlichte
Wandelst durch der Erde Beet,
Klare Blumen, goldne Früchte,
Sammelst, die dir Gott gesät:
Schon, o Tod, was, sanft entzücket,
An des Lebens Brust sich schmiegt,
Sich zum süßen Liede wiegt
Und zum Mutterauge blicket!

Laß der Erde ihre Söhne,
Deren Kraft im Sturme fleugt,
Daß ein freudiges Getöne
Schnell aus todten Wäldern steigt!
Lösche nicht den Geist des Weisen,
Dessen heilgen Sonnenglanz,
Schön verwebt in sichrem Tanz,
Jugendliche Mond' umkreisen.

Auf der Silberwolke fahre
Still dahin zur Sternezeit,
Wo ein Greis am Hausaltare
Jedem Abend Thränen weiht;

Sprich die Namen seiner Lieben,
Führ ihn auf in ihren Kranz,
Wo des Auges ewigen Glanz
Keiner Trennung Zähren trüben!

Und den Jüngling, dem die Liebe
Heißes Sehnen aufgeweckt,
Der in ungestilltem Triebe
Offne Arme ausgestreckt,
Dann zur Blumenflur der Sterne
Aufgeschauet liebewarm,
Fass ihn freundlich Arm in Arm,
Trag ihn in die blaue Ferne!

Wo es bräutlich glänzt und hallet,
Liebeathmend ihn umschließt,
Was ihn geistig einst umwallet
Und mit leisem Gruß gegrüßt;
Wo es in der Seele maiet,
Die, von neuem Leben jung,
Ewiger Begeisterung,
Ewigen Gesangs sich freuet.

---

151. Lied eines Armen.

Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes sein.

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind,
Der bittre Kummer ist mein Theil,
Seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh ich blühn,
Ich seh die goldne Saat:
Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg und Mühe trat.

Doch weil ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm,
Und wünsche Jedem guten Tag,
So herzlich und so warm.

O reicher Gott! du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer.
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red ich, Herr, mit dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal,
Dann komm auch ich im Feierkleid
Und setze mich ans Mahl.

---

152. Der König auf dem Thurme.

Da liegen sie alle, die grauen Höhn,
Die dunkeln Thäler in milder Ruh;
Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn
Keinen Laut der Klage mir zu.

Für Alle hab ich gesorgt und gestrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht ist gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreun.

O du goldne Schrift durch den Sterneraum!
Zu dir ja schau ich liebend empor.
Ihr Wunderklänge, vernommen kaum,
Wie besäuselt ihr sehnlich mein Ohr!

Mein Haar ist ergraut, mein Auge getrübt,
Die Siegeswaffen hängen im Saal,
Habe Recht gesprochen und Recht geübt,
Wann darf ich rasten einmal?

O selige Rast, wie verlang ich dein!
O herrliche Nacht, wie säumst du so lang,
Da ich schaue der Sterne lichteren Schein
Und höre volleren Klang!

---

153. Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab,
Seh auf die Schlösser all herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink ihn frisch vom Stein heraus,
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab vom Berge!

Und wann die Sturmglock einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig ich nieder, tret ins Glied,
Und schwing mein Schwert, und sing mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

154. Märznacht.

Horch! wie brauset der Sturm und der schwellende Strom in der Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! Lieblicher Frühling, du nahst!

155. Nachruf.

I.

Du, Mutter, sahst mein Auge trinken
Des irdschen Tages erstes Licht;
Auf dein erblassend Angesicht
Sah ich den Strahl des Himmels sinken.

II.

Du warst mit Erde kaum bedeckt,
Da kam ein Freund heraus,
Mit Rosen hat er ausgesteckt
Dein stilles Schlummerhaus.

Zu Haupt zwei sanft erglühende,
Zwei dunkle niederwärts;
Die weiße, ewig blühende,
Die pflanzt' er auf dein Herz.

III.

Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd, des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern lieb und treu.

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

---

156. Am 18. Oktober 1816.

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heilgen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
Nicht so wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich:

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer,
Doch, was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heilgem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.

Ihr Fürsten, seid zuerst befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ists an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.

Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommts, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

Ihr Weisen! muß man euch berichten,
Die ihr doch Alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geschäftig unterstreut?

Ihr Fürstenräth' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute Nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem heutgen Tage
Hielt Gott, der Herr, ein groß Gericht.
Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

Was ich gesollt, hab ich gesungen,
Und wieder schwing ich mich empor,
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd ich dort dem selgen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ists noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz".

---

157. Der Schäfer.

Der schöne Schäfer zog so nah
Vorüber an dem Königsschloß;
Die Jungfrau von der Zinne sah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein süßes Wort:
„O dürft' ich gehn hinab zu dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!"

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„„O kämest du herab zu mir!
Wie glänzen so die Wänglein roth,
Wie weiß die Arme dir!""

Und als er nun mit stillem Weh
In jeder Früh vorübertrieb:
Da sah er hin, bis in der Höh
Erschien sein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„„Willkommen, Königstöchterlein!""
Ihr süßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!"

Der Winter floh, der Lenz erschien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schlosse ziehn,
Doch sie erschien nicht mehr.

Er rief hinauf so klagevoll:
„„Willkommen Königstöchterlein!““
Ein Geisterlaut herunterscholl:
„Ade, du Schäfer mein!“

158. Die Nonne.

Im stillen Klostergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beschien sie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

„O wohl mir, daß gestorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben:
Er wird ein Engel sein,
Und Engel darf ich lieben“.

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Mariabild;
Es stand in lichtem Scheine:
Es sah so wundermild
Herunter auf die Reine.

Sie sank zu seinen Füßen,
Sah auf mit Himmelsruh,
Bis ihre Augenlieder
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

159. Abschied. (Stille Liebe.)

Was klinget und singet die Straß herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenster auf!
Es ziehet der Bursch in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die Andern und schwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüt,
Doch dem Burschen gefällt nicht die Sitte,
Geht still und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein:
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!“ —
„„Mit dem Abschiedsweine nur fliehet,
Der da Innen mir brennet und glühet!““

Und draußen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenster heraus,
Sie möcht ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Rosenstöcken.

Und draußen am allerletzten Haus,
Da schlägt der Bursche die Augen auf,
Und schlägt sie nieder mit Schmerze
Und leget die Hand aufs Herze.

„Herr Bruder! und hast du noch keinen Strauß,
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, du Schönste von Allen,
Laß ein Sträußlein herunterfallen!“

„„Ihr Brüder, was sollte das Sträußlein mir?
Ich hab ja kein liebes Liebchen, wie ihr.
An der Sonne würd es vergehen,
Der Wind, der würd es verwehen.““

Und weiter, ja weiter mit Sang und mit Klang;
Und das Mägdlein lauschet und horchet noch lang.
„O weh! er ziehet, der Knabe,
Den ich stille geliebet habe.

Da steh ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Rosen und Gelbveigelein;
Dem ich Alles gäbe so gerne,
Der ist nun in der Ferne.“

---

160. Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! so frühe schon rüstig und rege?
Dich, treuste der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja! mähst du die Wiese mir ab von jetzt in drei Tagen,
Nicht dürft ich den Sohn dir, den einzigen, länger versagen.“

Der Pächter, der stattlich begüterte, hat es gesprochen,
Marie, wie fühlt sie den liebenden Busen sich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie schwingt sie die Sense, wie streckt sie die Mahden darnieder!

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie suchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten.
Noch schaffen im heißen Gefilde die summenden Bienen,
Marie, sie ruht nicht, sie schafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne versinkt, es ertönet das Abendgeläute,
Wohl rufen die Nachbarn; „Marie, genug ists für heute!“
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Heerde von hinnen,
Marie, sie dengelt die Sense zu neuem Beginnen.

Schon sinket der Thau, schon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall schlägt aus der Ferne,
Marie verlangt nicht zu rasten, verlangt nicht zu lauschen,
Stets läßt sie die Sense, die kräftig geschwungene, rauschen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe sich nährend, mit seliger Hoffnung sich labend;
Zum drittenmal hebt sich die Sonne, da ist es geschehen,
Dort seht ihr Marien, die wonniglich weinende, stehen.

„Guten Morgen Marie! Was seh ich, o fleißige Hände!
Gemäht ist die Wiese! Das lohn ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirath — du nahmest im Ernste mein Scherzen,
Leichtgläubig, man sieht es, und thöricht sind liebende Herzen.“

Er spricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erstarret das Herz, ihr brechen die bebenden Kniee.
Die Sprache verloren, Gefühl und Besinnung geschwunden,
So wird sie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt sie noch Jahre, so stummer, erstorbener Weise,
Und Honig, ein Tropfen, das ist ihr die einzige Speise.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendsten Wiese!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie diese.

---

161. Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten sie ein.

„Frau Wirthin! hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?"

„„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr"".

Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der Erste, der schlug den Schleier zurück,
Und schaute sie an mit traurigem Blick:

„Ach lebtest du noch, du schöne Maid,
Ich würde dich lieben von dieser Zeit".

Der Zweite deckte den Schleier zu,
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach, daß du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab dich geliebet so manches Jahr".

Der Dritte hub ihn wieder sogleich,
Und küßte sie an den Mund so bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit".

---

162. Dante. (Aus: „Sängerliebe“.)

Wars ein Thor der Stadt Florenz,
Oder wars ein Thor der Himmel,
Draus am klarsten Frühlingsmorgen
Zog so festliches Gewimmel.

Kinder, hold wie Engelscharen,
Reich geschmückt mit Blumenkränzen,
Zogen in das Rosenthal,
Zu den frohen Festes-Tänzen.

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichsten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.

Rauschten nicht des Lorbeers Zweige
Von der Frühlingsluft erschüttert?
Klang nicht Dante's junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?

Ja! ihm ist zu jeder Stunde,
Des Gesanges Quell entsprungen;
In Sonetten, in Canzonen
Ist die Lieb ihm früh erklungen.

Als, zur Jungfrau hold erwachsen,
Jene wieder ihm begegnet,
Steht auch seine Dichtung schon
Wie ein Baum, der Blüten regnet.

Aus dem Thore von Florenz
Zogen dichte Scharen wieder,
Aber langsam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.

Unter jenem schwarzen Tuch,
Mit dem weißen Kreuz geschmücket,
3 Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod so früh gepflücket.

Dante saß in seiner Kammer,
Einsam still im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen,
Und verhüllte sein Gesichte.

In der Wälder tiefste Schatten
Stieg der edle Sänger nieder,
Gleich den fernen Todtenglocken
Tönten fortan seine Lieder.

Aber in der wildsten Oede,
Wo er ging mit bangem Stöhnen,
Kam zu ihm ein Abgesandter
Von der hingeschiebnen Schönen;

Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefste Schluchten,
Wo sein irdscher Schmerz verstummte
Bei dem Anblick der Verfluchten.

Bald zum selgen Licht empor
Trat er auf den dunkeln Wegen,
An des Paradieses Pforte
Kam die Freundin ihm entgegen.

Hoch nnd höher schwebten Beide
Durch des Himmels Glanz und Wonnen,
Sie, aufblickend, ungeblendet,
Zu der Sonne aller Sonnen;

Er die Augen hingewendet
Nach der Freundin Angesichte,
Das verklärt ihn schauen ließ
Abglanz von dem ewgen Lichte.

Einem göttlichen Gedichte
Hat er Alles einverleibet,
Mit so ewgen Feuerzügen
Wie der Blitz in Felsen schreibet.

Ja! mit Fug wird dieser Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem irdsche Liebe
Sich zu himmlischer verkläret.

---

163. Bertran de Born.

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerei:
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nöthig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech entzwei!“

„„Wie du sagst, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,

Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut;
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorngen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er starb in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.

Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft.

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Fesseln! deines Geistes
Hab ich einen Hauch verspürt."

---

164. Der Waller.

Auf Galiziens Felsenstrande
15 Ragt ein heilger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segenshort.
Dem Verirrten in der Wildniß
Glänzt ein goldner Leitstern dort,
Dem Verstürmten auf dem Meere
Oeffnet sich ein stiller Port.

Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach.
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis sein Ave sprach.

An dem Tage, da man feiert
Der Gepriesnen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den sie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart,
Da, in ihrem Heiligthume,
Wirkt sie Wunder mancher Art;
Wo sie sonst im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn,
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn.
Auf dem Felsenpfade klimmen
Waller, festlich angethan.
Eine volle Himmelsleiter,
Steigt der schroffe Berg hinan.

Doch den heitern Pilgern folgen
Andre, barfuß und bestaubt,
Angethan mit härnen Hemden,
Asche tragend auf dem Haupt;
Solche sinds, die der Gemeinschaft
Frommer Christen sind beraubt,
Denen nur am Thor der Kirche
Hinzuknieen ist erlaubt.

Und nach Allen keuchet Einer,
Dessen Auge trostlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart sich wirrt;
Einen Reif von rostgem Eisen —
Trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Weil erschlagen er den Bruder
Einst in seines Zornes Hast,
Ließ er aus dem Schwerte schmieden
Jenen Ring, der ihn umfaßt.
Fern vom Herde, fern vom Hofe,
Wandert er und will nicht Rast,
Bis ein himmlisch Gnadenwunder
Sprenget seine Kettenlast.

Trüg er Sohlen auch von Eisen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt er sie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh.
Nimmer findet er den Heilgen,
Der an ihm ein Wunder thu;
Alle Gnadenbilder sucht er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

Als nun der den Fels erstiegen,
Und sich an der Pforte neigt,
Tönet schon das Abendläuten,
Dem die Menge betend schweigt.
Nicht betritt sein Fuß die Hallen,
Drin der Jungfrau Bild sich zeigt,
Farbenhell im Strahl der Sonne,
Die zum Meere niedersteigt.

Welche Glut ist ausgegossen
Ueber Wolken, Meer und Flur;
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heilge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger gehn getröstet,
Nur der Eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle
Mit dem bleichen Angesicht.
Fest noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht;
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

---

165. Die verlorene Kirche.

Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn Keiner mehr zu finden.

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig sich dehnet,
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet.
Wo in der Wildniß Alles schwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnsucht stieg,
Je näher, voller klang es nieder.

Mein Geist war so in sich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich so hoch hinaufgekommen.

Mir schien es mehr denn hundert Jahr',
Daß ich so hingeträumet hätte,
Als über Nebeln sonnenklar
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, empor zu heben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im selgen Himmel zu verschweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte schütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menschenhand den Strang,
Sie ward bewegt von heilgem Sturme.
Mir wars derselbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geschlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit schwankem Schritt und freudgem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märtrer frommen Bildern;
Dann sah ich, wundersam erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heilgen Frauen, Gottesstreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb und Andacht ganz durchstrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;

Doch als ich wieder sah empor,
Da war gesprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für selgen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Worte Macht,
Doch wer darnach sich treulich sehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

---

166. Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veste,
Da wohnt ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Thal entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet ihm den Gang.

Er trug ein Wamms von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder:
Das steht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß stark und lang,
Damit er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einstmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannichfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagsschlaf,
Da rauscht' es in den Hägen
Und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie:
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgend still“.

Als nun ohn alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm ihn mir zur Haft.

Der Spieß ist mir verfangen,
Deß ich so lang begehrt!
Du sollst dafür empfangen
Hier dieß mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann.“

„„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer,
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab ich schon eigen,
Für eures sag ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich 'mal alt und krank““.

„Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gib mir Eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!“

Der Graf hat sich erhoben,
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wärs der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk!
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!“

---

167. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heilgen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Noth,
Viel Steine gabs und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden wars so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,

Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und kostets ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück,
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken herunterſinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und Jedem ists, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war,

Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hats der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen,
Er sprach: „Sag an mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche"".

---

168. Tell's Tod.

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin einmal;
Zu Berge ziehn die Heerden,
Fuhr erst der Schnee zu Thal.
Euch stellt, ihr Alpensöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eises Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

Da braust der wilde Schächen
Hervor aus seiner Schlucht,
Und Fels und Tanne brechen
Von seiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hing,
Hat weggespült den Knaben,
Der auf dem Stege ging.

Und eben schritt ein Andrer
Zur Brücke, da sie brach;
Nicht stutzt der greise Wandrer,
Wirft sich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adlerschnelle,
Trägt ihn zum sichern Ort;
Das Kind entspringt der Welle,
Den Alten reißt sie fort.

Doch als nun ausgestoßen
Die Flut den todten Leib,
Da stehn um ihn, ergossen
In Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in seinem Grunde
Des Rothstocks Felsgestell,
Erschallts aus einem Munde:
„Der Tell ist todt, der Tell!"

Wär ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ewgen Schnee,
Wär ich ein kecker Ferge
Auf Uri's grünem See,
Und trät in meinem Harme
Zum Tell, wo er verschied,
Des Todten Haupt im Arme,
Spräch ich mein Klagelied:

„Da liegst du, eine Leiche,
Der Aller Leben war;
Dir trieft noch um das bleiche
Gesicht das greise Haar.
Hier steht, den du gerettet,
Ein Kind, wie Milch und Blut,
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpenglut.

Die Kraft derselben Liebe,
Die du dem Knaben trugst,
Ward einst in dir zum Triebe,
Daß du den Zwingherrn schlugst.
Nie schlummernd, nie erschrocken,
War Retten stets dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.

Wärst du noch jung gewesen,
Als du den Knaben fingst,
Und wärst du dann genesen,
Wie du nun untergingst,
Wir hätten draus geschlossen
Auf künftger Thaten Ruhm:
Doch schön ist *nach* dem großen
Das *schlichte* Heldenthum.

Dir hat dein Ohr geklungen
Von Lob, das man dir bot,
Doch ist zu ihm gedrungen
Ein schwacher Ruf der Noth.
Der ist ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

Gesund bist du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,
Im hilfereichen, frommen
Verließ dich erst das Glück.
Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt:
Für dieses *Kind* gegeben,
War ihm dein Opfer werth.

Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem sichern Stahl,
Dort steht ein Bethaus offen,
Dem Strafgericht ein Mal;
Doch hier, wo du gestorben,
Dem Kind ein Heil zu sein,
Hast du dir nur erworben
Ein schmucklos Kreuz von Stein.

Weithin wird Lob gesungen,
Wie du dein Land befreit,
Von großer Dichter Zungen
Vernimmts noch späte Zeit;
Doch steigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth:
Dann hallt im Felsthal wieder
Das *Lied von deinem Tod*".

---

169. Des Sängers Fluch.

Es stand vor alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duftgen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz".

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blutger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll,
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von selger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßem, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotzge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib!““
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bindt ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duftgen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künftgen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums?
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blutgen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ewge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hats gerufen, der Himmel hats gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch Eine hohe Säule zeigt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duftger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

---

170. Des Sängers Wiederkehr.

Dort liegt der Sänger auf der Bahre,
Deß bleicher Mund kein Lied beginnt!
Es kränzen Daphnes falbe Haare
Die Stirne, die Nichts mehr ersinnt.

Man legt zu ihm in schmucken Rollen
Die letzten Lieder, die er sang;
Die Leier, die so hell erschollen,
Liegt ihm in Armen, sonder Klang.

So schlummert er den tiefen Schlummer,
Sein Lied umweht noch jedes Ohr,
Doch nährt es stets den herben Kummer,
Daß man den Herrlichen verlor.

Wohl Monden, Jahre sind verschwunden,
Cypressen wuchsen um sein Grab;
Die seinen Tod so herb empfunden,
Sie sanken Alle selbst hinab.

Doch, wie der Frühling wiederkehret
Mit frischer Kraft und Regsamkeit,
So wandelt jetzt, verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Er ist den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur,
Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet,
Lebt selbst in seinem Liede nur.

---

171. Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilts mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt zu meinen Füßen,
Als wärs ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ewgen Leben
Mein guter Kamerad!

---

172. Das Schloß am Meere.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher.“

Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.“

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht“.

173. König Karl's Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen,
Zum heilgen Lande steuert' er,
Und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen,
Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen.“

Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?"

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
8 Wie um die Altekläre."

Dann sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstohlen:
„Wär ich mit guter Art davon,
Möcht euch der Teufel holen!"

Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
Komm, liebster Heiland, über das Meer
Und führ uns gnädig weiter!"

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle!
Ich hab euch manchen Dienst gethan,
Jetzt helft mir von der Stelle!"

Herr Naimis diesen Ausspruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer,
Doch süßes Wasser und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer."

Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst ins Trockne legen!"

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der sing wohl an zu singen:
„Ich wollt', ich wär ein Vögelein,
Wollt' mich zu Liebchen schwingen."

Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf uns aus der Schwere!
Ich trink viel lieber den rothen Wein,
Als Wasser aus dem Meere.“

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll uns nicht vergessen!
Eß lieber selbst 'nen guten Fisch,
Als daß mich Fische fressen.“

Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich lass mirs halt gefallen,
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen.“

Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

---

174. Graf Eberhard der Rauschebart.

Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
3 Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor!
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang,
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwerterklang!

I. Der Ueberfall im Wildbad.

In schönen Sommertagen, wenn lau die Lüfte wehn,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus,
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht gehts auf blutgen Strauß,
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

Zu Hirschau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann gehts durch Tannenwälder ins grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus,
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast,
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht,
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Flut;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

Ein angeschossner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch,
Nun ists dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

Da kommt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab:
„Herr Graf! es zieht ein Haufe das obere Thal herab.
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild.“

„„Mein Sohn! das sind die Schlegler, die schlagen kräftig drein,
Gib mir den Leibrock, Junge! — das ist der Eberstein.
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn,
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn.““

Da kommt ein armer Hirte in athemlosem Lauf:
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf;
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mirs, wie Wetterleuchten, noch in den Augen beißt“.

„„Das ist der Wunnensteiner, der gleißend Wolf genannt, —
Gib mir den Mantel, Knabe! — der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
Bind mir das Schwert zur Seite! — der Wolf der lechzt nach Blut.

Ein Mägdlein mag man schrecken, das sich im Bade schmiegt,
Das ist ein lustig Necken, das Niemand Schaden fügt,
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilts, wenn nicht sein Leben, doch schweres Lösegeld““.

Da spricht der arme Hirte: „Deß mag noch werden Rath,
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat,
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort,
Wollt ihr sogleich mir folgen, ich bring euch sicher fort“.

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan,
Mit seinem guten Schwerte haut' oft der Graf sich Bahn.
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hat ers nie vermerkt,
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmts den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thus von Herzen gern“.

Da denkt der alte Greiner: „„Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut.
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich echt,
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht““.

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmal;
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann schickt er tüchtge Maurer ins Wildbad alsofort,
Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künftgen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

II. Die drei Könige zu Heimsen.

Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht!
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft;
Sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rath,
Bedenken und besprechen gewaltge Waffenthat:
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und, besser als im Bade, ihm jeden Schlich verstellt.

Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht!
Dann ists der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon sank die Nacht hernieder, die Könge sind zur Ruh,
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu,
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm,
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang!

Und als das Frühroth leuchtet und als der Nebel sinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!

Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Thürmen mit Steinen und Geschoß.
„„Nur sachte““! — ruft der Greiner — „„euch wird das Bad geheizt,
Aufdampfen solls und qualmen, daß euchs die Augen beizt!““

Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Theer beträuft,
Drein schießt man glühnde Pfeile, wie raschelts da im Stroh!
Drein wirft man feurge Kränze, wie flatterts lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
Von all den rüstgen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift,
Und schon mit lustgem Prasseln der Thürme Dach ergreift.

Ein Thor ist frei gelassen, so hats der Graf beliebt,
Dort hört man wie der Riegel sich leise lose schiebt.
Dort stürzten wohl, verzweifelnd, die Schlegler jetzt heraus?
Nein friedlich ziehts herüber, als wie ins Gotteshaus.

Voran drei Schlegelkönge, zu Fuß, demüthiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich;
Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

„„Willkomm!““ — so ruft der Greiner — „„willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad;
Nur Einen miss' ich, Freunde! den Wunnenstein, 's ist Schad!““

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt Alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimsen, — so schmollt es — das ist viel!
Erwischt man noch den vierten, so ists ein Kartenspiel“.

III. Die Schlacht bei Reutlingen.

Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschar;
Wild rauschen ihre Flügel um Reutlingen die Stadt,
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zur Nacht,
Ins Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht,
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Heerden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

Herr Ulrich hats vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!"
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zu Thal.

Ein Kirchlein stehet drunten, Sankt Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger, der scheint bequem zum Streit.
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reihn,
Die langen Spieße starren, wohlauf! wer wagt sich drein?

Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei,
Man hört der Männer Jauchzen, der Heerden wild Geschrei,
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohlgerüstet Heer;
Wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächtgen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,
Die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor,
Längst wob mit dichten Ranken der Epheu sich davor,
Man hat es schier vergessen, nun krachts mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger stürzet gedrängt ein Bürgerhauf!

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich roth.
Stets drängender umschlossen und wüthender bestürmt
Ist rings von Bruderleichen die Ritterschar umthürmt.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark,
Die noch am Leben blieben, sind müde bis ins Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

„Ach Alm!“ — stöhnt' einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächtger wollt' er rufen — man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm,
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß es jetzt: Achalm.

Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Thor
Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all gereiht,
Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

Dort liegen mehr denn sechzig, so blutig und so bleich,
Nicht jeder Knapp erkennet den todten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore, die alte Stadt entlang,
Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.

Götz Weissenheim eröffnet den langen Leichenzug,
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug,
Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war,
Drum mag er würdig führen auch noch die todte Schar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt im Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern! deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künftgen Glanz?

Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn,
Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist,
Der längst mit Klaggeberden auf schweres Unheil weist.

Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht,
Er kehrt im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
Davon man sein Geschlechte die Todten hieß im Scherz,
Hier bringt man ihrer Einen, den traf der Tod ins Herz.

Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug,
Will jemand Alle wissen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathhausfenstern, in Farben bunt und klar,
Stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht sehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl;
Ein frostiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch,
Er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer, und spricht kein Wort dabei,
Und schneidet zwischen Beiden das Tafeltuch entzwei.

IV. Die Döffinger Schlacht.

Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein;
Zu Döffingen wars anders, dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wider von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet und hälts in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab,
Wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth,
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot,
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edeln Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

Da kommt ein reisger Bote vom Wolf von Wunnenstein!
„Mein Herr mit seinem Banner will Euch zu Dienste sein“.
Der stolze Graf entgegnet: „„Ich hab sein nicht begehrt,
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt““.

Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städte Scharen stehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn,
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll.
9 „Ich weiß, ihr Uebermüthgen, wovon der Kamm euch schwoll“.

Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl ich alle Schuld,
Wills Gott, erwerb ich wieder die väterliche Huld!
Nicht darf ich mit dir speisen auf einem Tuch, du Held,
Doch darf ich mit dir schlagen auf einem blutgen Feld“.

Sie steigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf dem Eichen-
stumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!“ — er stöhnts, er röchelts
dumpf.
O königlich Eiche, dich hat der Blitz zerspällt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„„Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen!““ — er rufts mit Donnerlaut;
Wie rauscht sein Bart im Winde! hei! wie der Eber haut!

Die Städter han vernommen das seltsam listge Wort.
„Wer flieht“? so fragen Alle, schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetter-
schein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht,
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemond geschah es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge ging,
Auf rostge Degenklingen, Speereisen, Panzerring,
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp versteckt.

Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus!
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß““.

„Hei! — spricht der Wolf mit Lachen — gefiel euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um euren Dank,
Gut Nacht und Glück zur Reise! Es steht im alten Recht“.
Er sprichts und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einzgen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht,
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem Frühsten steigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reisgen Troß,
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt;
„„Dem Mann ists trüb zu Muthe, was der uns bringen wird?““

„Ich bring euch böse Kunde, nächt ist in unsern Trieb
Der gleißend Wolf gefallen, er nahm so viel ihm lieb“.
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„„Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins Art““.

Sie reiten rüstig fürder, sie sehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstrahl.
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht;
„„Der Knab will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'““.

„Ich bring euch frohe Märe: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und fein“.
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Dank und Preis!““

---

175. Das Schifflein.

Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise,
Es schweigen die drin wandern,
Denn Keiner kennt den Andern.

Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Waidgeselle?
Ein Horn, das sanft erschallet;
Das Ufer widerhallet.

Von seinem Wanderstabe
Schraubt Jener Stift und Habe,
Und mischt mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen saß so blöde,
Als fehlt' ihr gar die Rede,
Jetzt stimmt sie mit Gesange
Zu Horn und Flötenklange.

Die Rudrer auch sich regen
Mit tactgemäßen Schlägen.
Das Schiff hinunter flieget,
Von Melodie gewieget.

Hier stößt es auf am Strande,
Man trennt sich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder!
Auf Einem Schifflein wieder?

Johann Nepomuk Vogl.

Wenn ein kalter Wind aus Norden
Sausend durch die Blätter zieht,
Flüchtet nach dem wärmern Süden
Sich das Vöglein mit dem Lied.

Könnte doch auch nur der Dichter,
Daß nichts Schlimmres ihm geschieht,
Sich vor jedem frostgen Herzen
Flüchten stets mit seinem Lied.

Joh. Nepomuk Vogl.

Johann Nepomuk Vogl ist der Sohn eines Kaufmanns und wurde im November 1802 zu Wien geboren. Schon in früher Jugend offenbarte sich bei ihm der Sinn für bildende Kunst, welcher in dem Knaben das Verlangen Maler zu werden, mächtig anregte. Der Vater ließ jedoch die Künstlernatur nicht zur Entwicklung kommen und hätte gern gesehen, wenn sein Sohn Kaufmann geworden wäre, wozu dieser aber sehr wenig Lust zeigte. Endlich kam man überein, daß Vogl sich dem Beamtenstande widmen solle. Durch die Verwendung des Landmarschalls Grafen Cavriani, der in Vogl's elterlichem Hause wohnte, gelang es dem Dichter nach den nöthigen Vorbereitungsstudien schon in seinem 17. Jahre in die Dienste der n. ö. Landstände zu treten, wo sich ihm ein Wirkungskreis eröffnete, in dem er heute noch thätig ist. Neben der ausübenden Dichtkunst studirte Vogl mit großer Vorliebe auch Geschichte, Literaturgeschichte und Aesthetik. Er übersetzte spanische Romanzen und auch ein serbisches Heldengedicht, Marco Kraljevicch, ins Deutsche. Außer den zahlreichen Schriften, die

wir unten anführen werden, liegt noch manche größere Arbeit druckfertig in seinem Pulte. Vogl ist Mitglied mehrerer historischer und anderer Vereine. 1845 erhielt er von der Universität Jena das Diplom eines Doctors der Philosophie. Von 1842—48 war er verantwortlicher Redakteur und Mitherausgeber des: „Oestreichischen Morgenblatts“. — Vogl, von oestreichischen Schriftstellern der „Vater der oestreichischen Ballade“ genannt, hat im Kaiserstaate eine weit größere Popularität und Verbreitung erlangt, als im übrigen Deutschland, wo nur Weniges von ihm gekannt ist. Sein poetisches Talent steht aber durchaus in keinem Verhältniß zu der ungewöhnlichen und übergroßen Zahl seiner Schöpfungen im Gebiete der Poesie. Unter der seltnen Menge seiner Lieder und Balladen findet sich wohl auch manches Gute; doch läßt er bei der Fülle seiner Produktionen allzuoft die tiefere poetische Idee wie das concise Erfassen und Behandeln des Stoffes außer Acht. „Lieber mehr Geist und weniger Papier“, sagt Menzel, dessen Worte wir hier füglich auf Vogl anwenden können. Viele von Vogl's leichten Liedern erinnern an Wilh. Müller, besonders an dessen Wander- und Müllerlieder, auch klingen zuweilen deutlich genug die Weisen andrer deutschen Sänger (Körner, Lenau rc.) durch. Seine Lieder: „Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand“ rc., „Ob sie meiner wohl gedenkt“ rc., „Vöglein ohne Ruh und Rast“ rc. sind durch die Musik bekannt genug geworden und auch die ernsten Weisen: „Es sind der Menschen Tage“ rc., „Es hat der Herr mich ausgesandt“ rc., „Beim Todtengräber pocht es an“ rc. wie die Ballade: „Das Licht am Strande“, (welche bei kürzerer Fassung ein schönes Bild treuer Schwesterliebe hätte werden können) werden manchem Ohr wohlthuend ertönen.

Schriften: Fruchtkörner aus deutschem Grund und Boden. Ein Volksbüchlein. Leipzig 1830. — Oestreichisches Wunderhorn. Taschenbuch epischer Dichtungen. Wien 1834. — Frauenlob. Taschenbuch. Wien 1835. 36. 37, 38. — Lyrische Blätter. Das. 1836. II. Aufl. unter dem Titel: Lyrische Dichtungen 1844. — Balladen und Romanzen. Das. 1835. 44. (Zu Paris auch in einer französischen

Uebersetzung.) — Der Minstrel Taschenbuch epischer Dichtungen. Das. 1836. 39. — Balladen und Romanzen. Neue Folge. Das. 1837. — Klänge und Bilder aus Ungarn. Das. 1839. 44. 47. — Balladen und Romanzen. Neueste Folge. Das. 1841. — Neuer Liederfrühling. Daselbst 1841. Karthäuser-Nelken. Sagen und Legenden aus der christlichen Vorzeit. Das. 1844. 45. 47. — Oestr. Volkskalender 1845—51. — Domsagen. Nebst Baugeschichte und Beschreibung des Stephandoms. Das. 1845. 46. 47. — Balladen und Romanzen. Dritte sehr stark vermehrte Aufl. Das. 1845. — Soldatenlieder mit Bilder und Singweisen. Das. 1849. — Aus der Teufe. Bergmännische Dichtungen ꝛc. Daselbst 1849. — Schnadahüpfln. Mit Xylographien und Volksmelodien. Ein Beitrag zur Geschichte der oestr. Volkspoesie. Das. 1850 ꝛc. ꝛc. Album oestr. Dichter. Biographie Vogl's v. Jul. Seidlitz. Wien 1850.

176. Ob sie meiner wohl gedenkt?

Ob sie meiner wohl gedenkt,
Nun von ihr ich losgerissen,
Ach, dies Eine möcht ich wissen:
Ob sie meiner noch gedenkt?!

Ob sie nach dem Pfad wohl blickt,
Den ich ging mit heißen Thränen,
Ob sie wohl mit leisem Sehnen
Nach dem öden Pfade blickt?!

Ach, so zieh in Gram versenkt
Weiter ich mit jedem Tage,
In dem Mund die bange Frage:
Ob sie meiner noch gedenkt?!

177. Nichts ohne Liebe.

Vöglein, ohne Ruh und Rast,
Regt die muntern Schwingen immer,
Singt so froh auf jedem Ast,
Aber —
Ohne Liebe nimmer, nimmer!

Blume nickt der Blume zu,
Flüstert in des Morgens Schimmer:
Leben, ach, wie schön bist du!
Aber —
Ohne Liebe nimmer, nimmer!

Wellen tauschen Wort um Wort,
Rieseln hin im Silberflimmer;
Fröhlich gehts in Zweien fort,
Aber —
Ohne Liebe nimmer, nimmer!

Menschenherz, voll Lust und Pein,
Fühlst wohl auch dies eine immer:
Selig bist du nur allein,
Aber —
Ohne Liebe nimmer, nimmer!

---

178. Lied einer Mutter.

Die Nacht ist gekommen, mein Kindchen, zur Ruh,
O schließe die Aeuglein, die holden, nur zu,
Es lächeln die Sternlein mit lieblichem Schein
Auf schlafende Kinder zum Fenster herein.

Nicht hörst dus, mein Kind, wie der Sturm sich erhebt,
Und mahnend und warnend dein Lager umschwebt,
Denn Stürme einst werden erbrausen mit Wuth,
Wenn nimmer dein Haupt an dem Herzen mir ruht.

O schlafe und wachse und sammle dir Kraft,
Daß niemals der Muth dir im Sturme erschlafft;
Im Sturme des Lebens, mit Schmerz nur erprobt,
Der fern von der Mutter dich einstens umtobt.

Nicht ahnst du, mein Herzchen, noch bist du zu klein,
Sie alle die Leiden und alle die Pein,
Noch spielst du im Schlafe mit Englein so schön,
Wie später sie nimmer am Lager dir stehn.

Drum schlafe, mein Kindchen, noch ist dirs erlaubt,
Und schmieg an die Brust mir recht nahe dein Haupt.
Denn wo auch die Ruhe dich künftig ergötzt,
Du findest doch nie mehr ein Kissen wie jetzt.

---

179. Mahnung.

Es sind der Menschen Tage
Ein Eigenthum des Herrn,
Das denk in jeder Lage,
Wenn Glück und Hoffnung fern.

Dein Wollen und dein Handeln
Sei frei von List und Trug,
Weiß er doch um dein Wandeln,
Und weiß auch, wenns genug.

Mit Leichtsinn nie vergeude,
Die dir nur blos geliehn,
Und ach mit Schmerz und Freude
So traumhaft bald entfliehn.

Einst ruft, der nimmer altet,
Auch dich aus deinem Grab,
Und fragt, wie du verwaltet
Sein Gut, das er dir gab.

Drum denk in jeder Lage,
Wenn Glück und Hoffnung fern:
Es sind der Menschen Tage
Ein Eigenthum des Herrn.

---

180. Botenlied.

Es hat der Herr mich ausgesandt,
Doch ist das Ziel mir unbekannt,
Er sprach zu mir nur dieses Wort:
„Du junger Bote, wandre fort“.

Da zog ich hin nach Botenart,
Zuweilen wohl, da fiel mirs hart,
Doch dacht' ich oft in meinem Frohn:
Am Ziele wartet dein der Lohn.

Der Boten sah ich vielerlei,
Die zogen rings an mir vorbei,
Der Eine trüb, der Andre froh,
Doch Jeder fragte: Wo, ach, wo?

Nun bin ich müd, wie nie ichs war,
Und wandre, ach, noch immerdar,
Doch blinkts vor mir wie Hoffnungsschein:
Nun wirst du bald am Ziele sein!

Nur Eines wüßt ich gar so gern,
Wenn ich dem Pfad, dem rauhen fern, —
Obs dann wohl Einer nimmt in Acht,
Daß ich vor ihm den Weg gemacht?

---

181. Das Erkennen.

Ein Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt;
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So tritt er ins Städtchen durchs alte Thor,
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.

Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die Beiden vereint.

Doch sieh — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuß.

Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm:
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!“

Doch sieh — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straß entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang.

Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her:
„Gott grüß euch!“ — so spricht er und sonst Nichts mehr.

Doch sieh — das Mütterchen schluchzet vor Lust:
„„Mein Sohn!““ — und sinkt an des Burschen Brust.

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug hat ihn doch gleich erkannt.

---

182. Ein Friedhofsbesuch.

Beim Todtengräber pocht es an:
„Mach auf, mach auf, du greiser Mann!

Thu auf die Thür und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein theures Grab“.

Ein Fremder sprichts mit struppgem Bart,
Verbrannt und rauh nach Kriegerart.

„„Wie heißt der Theure, der euch starb
Und sich ein Pfühl bei mir erwarb?““

„Die Mutter ist es, kennt ihr nicht
Der Martha Sohn mehr am Gesicht?“

„„Hilf Gott, wie groß, wie braun gebrannt!
Hätt' nun und nimmer euch erkannt.

Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich euer Wort.

Hier wohnt verhüllt von Erd und Stein
Nun euer todtes Mütterlein““.

Da steht der Krieger lang und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.

Er steht und starrt zum theuern Grab
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Todte nicht.

Wie schlöß ein Raum so eng und klein
Die Liebe einer Mutter ein?!“

---

183. Heinrich der Vogler.

12 Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemuth,
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgensonne Glut.

In Wies und Feld und Wald und Au
Horch! welch ein froher Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut die Welt!
Was gilts, heut gibts 'nen guten Fang!“
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar;
„Ei doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschar?"

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffenklang:
„Daß Gott! die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelsang".

„„Ei, nun was gibts?"" — Es hält der Troß
Vorm Herzog plötzlich an,
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr da, sagt an?"

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „„Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich! Hoch
Des Sachsenlandes Stern!""

Dieß rufend, knien sie vor ihn hin
Und huldigen ihm still,
Und rufen als er staunend fragt:
„„'s ist deutschen Reiches Will!""

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie dirs gefällt".

---

184. Das Licht am Strande.

Vater, Mutter, schlafen Beide, eingescharrt im stillen Haus,
Und der Sohn ist fortgezogen auf die blaue See hinaus,
Nur das Töchterlein noch weilet in dem Häuschen dort am Strand,
Und benetzt mit heißen Thränen ihren Rocken in der Hand.

Eine Hoffnung nur beseelet ihre Brust bei solchem Gram,
Da der Tod ihr, ach, die Eltern, das Geschick den Bruder nahm.
Daß sie jene wiederfände jenseits in dem bessern Land,
Daß ihr dieser wiederkehre, eh zu lange Frist entschwand.

Hat er doch beim letzten Scheiden noch mit thränenfeuchtem Blick
Ihr versprochen: Liebe Hogne, trau auf mich, ich kehr zurück;
Hat sie doch auch ihm versprochen, daß sie jede künftge Nacht
Eine Lampe wollte brennen, immerdar auf ihn bedacht.

Eine Lampe, die allnächtlich aus dem Fenster eng und klein,
Weit hinaus ins Meer versenden solle ihren hellen Schein,
Daß von fern ers könn gewahren, auch nach jahrelanger Fahrt,
Wo die treue Schwester sehnend seiner noch am Strande harrt.

Und was Hogne ihm versprochen, hält sie auch mit treuem Sinn,
Stellt die Lampe jeden Abend an das kleine Fenster hin,
Daß der Sehnsucht stilles Zeichen, daß der Flamme Flackerglut
Ihre rothe Feuersäule werfe in die dunkle Flut.

Aber Mond um Monde schwanden, Jahr um Jahre rollten fort,
Und noch immer stand die Lampe, so wie einst am Fenster dort;
Und noch immer saß Schön-Hogne in dem öden Haus am Strand,
Netzend mit den heißen Thränen ihren Rocken in der Hand.

All den Schiffern in der Nähe war bekannt der nächtge Schein,
Alle wußten, wem er winke in das alternde Gestein,
Und wenn Einer sie befragte, dem nicht Schein noch Zweck bekannt,
Sagten sie: „Der Schwester Sehnen“ wird von uns das Licht benannt.

Manchen rührte wohl die Treue in des frommen Mädchens Brust,
Mancher wünschte wohl, er wäre solcher Liebe sich bewußt,
Aber Hognen's Blicke mieden Jeden, der von Liebe sprach,
Denn ihr Sehnen hing am Meere und dem Bruder galt ihr Ach. —

In dem Häuschen dort am Strande sitzt ein alt verkümmert Weib,
Hohl das Auge, weiß der Scheitel, hager und gebeugt der Leib.
Und am Fenster dieses Häuschens flimmert einer Lampe Schein,
Zeichnend eine Feuersäule weit ins nächtge Meer hinein.

Sagt, das ist doch nicht das Mädchen, einst so schön an Wuchs und Haar?
Ja, dieß Jammerbild ist Hogne, die so jung und reizend war,
Reiz und Jugend ist entschwunden, nur die Schwesterliebe nicht,
Und sie zündet ihrem Bruder immer noch das Sehnsuchtslicht.

Wohl die Schiffer sagten: Hoffe nicht auf seine Wiederkehr,
Denn im Meeresschooß begraben sieht dein Licht er nimmermehr.
Doch sie sprach: „Ihr irrt, nicht lange mehr bin ich von ihm getrennt,
Und ihr werdets draus erkennen, wenn die Lampe nicht mehr brennt“.

Und wie früher stellet immer wieder sie die Lampe hin,
Und ihr Herz schifft auf dem Meere, in der Ferne schweift ihr Sinn,
Zittert auch die Hand am Rocken wie der Lampe Flackerschein,
Hält doch fest ihr Herz am Glauben: „Bald ist er ja wieder dein!“

Und es sinkt ein Abend nieder, nebelschauernd ziehts einher,
Und die Lichter all verlöschen, öde ists auf Land und Meer,
Aber auch in Hognen's Fenster fehlt zum ersten Mal der Schein —
Sollte wirklich ihr der Bruder vom Geschick gegeben sein?

Und in freudgem Anfruhr eilen hin die Nachbarn ohne Halt,
Seht, am Fenster lehnet Hogne, doch ihr Leib ist starr und kalt.
Wohl mit Wehmuth da ein Jeder dessen, was sie sprach, gedenkt:
Denn die Lampe ist erloschen und der Bruder ihr geschenkt.

185. Die Begegnung.

Hell schaut der Mond aus den Wolken grau
Auf das Kloster La Trappe, auf den alten Bau;
Aus den Zellen ringsum, so dumpfig und graus,
Sieht gespenstigen Auges die Nacht heraus.

Da schallen im öden, düstern Gang
Sich Schritte entgegen mit hohlem Klang,
Zwei Mönche sinds — so finster und bleich,
Zwei Wandelnden aus dem Grabe gleich.

Sie haben geendet ihr Nachtgebet,
Nun Jeder zurück zur Zelle geht,
Doch mitten des Wegs, im Mondenlicht,
Da schauen sich Beide ins blasse Gesicht.

Und ein Schrei erschallt aus Beider Mund,
Der grausig nachhallt im öden Rund,
Denn Jeder erkennt, zu Freud und Pein,
In dem andern Mönch den Bruder sein.

Und Beider Wangen, gebleicht von Qual,
Werden wieder roth mit einem Mal,
Und Jeder streckt aus den zitternden Arm,
Den Bruder zu drücken ans Herz so warm.

Da mahnt sies im Innern, „Gedenket der Pflicht,
Eure Zunge ist todt, belebet sie nicht,
Was euch band, ist zerrissen, ihr kennet den Eid,
Für euch ist auf Erden nur Buß und Leid".

Und es sinket ihr Arm, und es wanken die Zwei,
Eine Thräne im Aug an einander vorbei,
Ihre Schritte verhallen — mit bleichendem Schein
Hüllt traurig der Mond ins Gewölke sich ein.

Jos. Christ. Frhrr. v. Zedlitz.

Oft und viel hab ich gesungen
Zarter Liebe Huldigungen
Und es ward manch süßer Laut
Kleinen Liedern anvertraut;
Doch nun stimme mein Gesang
Vollern Ton und hellern Klang,
Wie aus innerstem Gemüthe
Ich ihn auszusprühn mich sehne!
Darum nennen möcht ich jene
Lieder meines Wipfels Blüte,
Diese meines Stammes Mark! —

Jos. Chr. Frhrr. v. Zedlitz.

Joseph Christian Frhrr. v. Zedlitz, k. k. Kammerherr und Ritter des k. bayr. Ludwigs= und des großh. bad. Ordens vom Zähringer Löwen, entstammt einem schon in der Sagenzeit Schlesiens genannten Geschlechte und wurde am 28. Februar 1790 zu Johannesberg im oestr. Schlesien geboren. Er erhielt, wie damals bräuchlich war, schon als Knabe eine Anwartschaftspräbende im Domkapitel zu Breslau, wo er studirte. Schon 1806 trat er in die Kriegsdienste seines Vaterlandes im Husarenregimente Erzherzog Ferdinand. Mit diesem Regimente machte er die Schlachten von Regensburg, Aspern und Wagram mit und wurde von dem kommandirenden General des 3ten Armeekorps, Fürst Hohenzollern, in dem blutigen Treffen bei Hausen am 19. April 1809 unter den Ausgezeichneten genannt. Auf denselben Tag, nur 2 Jahre später, verehelichte sich Zedlitz mit der jüngsten Tochter des vor dem Feind gebliebenen Generallieutnants Baron Liptay und verließ den Dienst. Bis zu dem plötzlich an der Cholera im Jahre 1836 erfolgten Tode seiner trefflichen Gattin lebte Zedlitz zu Wien und auf einem Gute in Ungarn seiner literarischen Ausbildung und der Landwirthschaft, für die er viel Neigung hatte. Nach dem Tode seiner Frau war

für ihn der Aufenthalt in Ungarn unnütz geworden und er entschloß sich in den Staatsdienst zu treten. Durch Fürst Metternich und den Minister Graf Kolowrat lebhaft unterstützt, theilte ihn der Kaiser schon im folgenden Jahre der Staatskanzlei zur Dienstleistung zu. Zedlitz bewies, daß man dem Fürsten Metternich persönlich aufs Treueste ergeben, mit ihm in tägliche Berührung kommend und von ihm aufs Wohlwollendste behandelt, nicht nöthig hatte die Unabhängigkeit seiner Meinung auch nur einen Augenblick aufzugeben. In der Zeit seiner publicistischen Thätigkeit schrieb Zedlitz seine frommen Wünsche für Ungarn, welche ungewöhnliche Aufmerksamkeit erregten und manches prophetische Wort enthielten. 1840 schrieb er über die orientalische Frage und 1846 über den Aufstand in Galizien und wurde so eifriger Mitarbeiter der Augsburger Allgem. Zeitung. Vor 1848 war Zedlitz auch Nassauischer Geschäftsträger am Oestreichischen Hofe. Seit der Märzrevolution lebt er meist zurückgezogen auf einer kleinen Besitzung (Außee) in einer der herrlichsten Gegenden Steiermarks.

Zedlitz begann seine literarische Thätigkeit im Jahre 1817 mit einzelnen Gedichten in Almanachen. In Zwischenräumen folgten bis 1840 die „Todtenkränze", dann eine Uebersetzung des „Childe Harold" von Lord Byron (die von Nachübersetzern unverschämt benützt und verballhornt worden, ohne auch nur des Vorgängers Erwähnung zu thun), ferner 4 Bände „dramatischer Werke", hierauf das „Waldfräulein", die „altnordischen Bilder" und endlich das „Soldatenbüchlein", für welch Letzteres dem Dichter ein seltener Dank zu Theil wurde. Die oestreichische Armee in Italien überschickte ihm durch einen Offizier des Generalstabs einen prachtvollen goldenen Kunstpokal, mit Emblemen und Inschriften verziert, in seine Alpeneinsamkeit, begleitet von einem Handschreiben des F. M. Radezky und gefolgt von zahlreichen Briefen dortiger Generale und Offiziere. Der Dichter selbst legt auf seine 3 letzten poetischen Arbeiten am meisten Werth und will namentlich in seinem Soldatenbüchlein, von dem 8000 Exemplare bald nach dem Erscheinen aufgekauft wurden, seine

innigsten und heißesten Gefühle niedergelegt haben. Das erste literarische Blatt Frankreichs, die „Revue de deux monds“ brachte darüber eine sehr lobende Besprechung, während Deutschland und seine kritischen Blätter es ziemlich unbeachtet ließen, wohl aus dem Grunde, weil man in den nicht-östreichischen deutschen Ländern die glühende Begeistrung des Dichters für das „offene, treue und wahre“ Oestreich, die oestr. Feldherrn Hainau, Windischgrätz etc. etc. (mit Ausnahme des greisen Radezky) und die „russischen Kameraden“ nicht theilen konnte oder wollte. Was den poetischen Werth des Soldatenbüchleins betrifft, so müssen wir die „Todtenkränze“ und einzelne seiner frühern Gedichte (z. B. das vielgesungene „Mariechen“, die in Deutschland und Frankreich volksthümlich gewordene Ballade: „Die nächtliche Heerschau“, das warmbegeisterte „Schlußwort zu Beethovens Andenken“ etc.) dennoch höher halten und zwar weniger deßwegen, weil die Todtenkränze schon acht Mal abgedruckt, auch ins Italische und Französische übersetzt sind und die nächtliche Heerschau fast in alle lebende Sprachen übertragen wurde, als vielmehr darum, weil sie meist in schöner poetischer Stimmung und echter Begeistrung gezeugt und in schöne Formen gebracht sind. Die Todtenkränze sind eine Reihe trefflich gelungener Canzonen *); sie feiern in lebensvollen Bildern das Andenken großer Todten und setzen in ernstbegeistertem Tone die Unsterblichkeit, das Ideal in unsrer Brust, dem Wechsel und der Vergänglichkeit des irdischen Glückes der Menschen gegen-

*) Die Canzone ist eine südländische Form, die Zedlitz (neben der Oktave und dem Sonett) ganz besonders gepflegt hat. A. W. Schlegel war der erste Deutsche, der sie mit Glück bearbeitete, aber den großen italischen Meister Petrarca doch nicht erreichte. Ihm folgten Brentano u. A. Die Canzone ist meist elegischen Charakters, bildet aber nicht wie das Sonett ein in sich abgeschlossenes Gedicht, sondern ist eine eigne Strophenform, die sich im Gedicht öfters wiederholt. Es sind klingende Strophen mit vom Dichter abhängiger Reimstellung. Als Regel gilt, daß wenigstens eine Zeile in der Strophe um einige Silben kürzer ist, als die übrigen. Die deutsche Canzone besteht aus 13 jambischen Verszeilen und wird durch den kürzeren siebenten Vers halbirt. Der 7te Vers ist 7silbig (ein 3füßiger klingreimiger Jambus), während alle andern 11silbig (5füßige klingreimige Jamb.) sind. Die Reimstellung ist **abcbaccdeedff**.

über. Der Dichter entfaltet seine ganze poetische Kraft und Fülle, zeigt sein tiefes, für alles Hohe und Heilige im Menschenleben empfängliche Gemüth und läßt sich von dem Geist des Grabes zu den Grabstätten großer Helden, berühmter Liebenden, Dichter und Freunden der Menschheit führen, damit ihn der Geist von dem schönen Glauben an Menschengröße abbringe, ihn von der Nichtigkeit eines begeisterten Lebens überzeuge. Zuerst gehts über Böhmens alte Landesmarken nach dem Gitschin, dem Grabe Wallensteins, von da nach der fernen Insel Skt. Helena, an die Gruft Napoleons, dann schwingt er sich auf nach Vauclüse und Verona zu den Gräbern der hohen Liebespaare: Petrarca und Laura, Romeo und Julia, hierauf zieht er raschen Flugs an allen Herrlichkeiten Italiens und Roms vorüber nach Skt. Onufrio an Tasso's Gruft, nachher wendet er sich zu dem brittischen Dichtergenius Lord Byron, der sein Leben in Missolunghi endete, dann in die Grabeshallen der Westminster-Abtei zu den größten brittischen Staatsmännern, die für Glauben, Wahrheit, Recht und Völkerglück glühten. Von der Themse kehrt er endlich zurück nach der Kaiserstadt am Donaustrande zu dem edlen Joseph II. und an den Isarstrand, wo König Maximilian ruht, und, nachdem er diesen beiden Fürsten und dem großen deutschen Dichter in Weimar noch ein schönes Denkmal gesetzt: da verläßt ihn der Geist und der Dichter erwacht aus seinem glücklich-poetischen Traum. In derselben Form wie die Todtenkränze hat Zedlitz auch die beiden Fragmente: „Das Kreuz in Hellas“ und die „Wanderungen des Ahasverus“ gedichtet.

In dem Märchen: „Das Waldfräulein“ steht Zedlitz ganz auf altromantischem Standpunkte. Es zeichnet sich durch schöne Form, theilweise auch durch Zartheit und Duft der Farben, durch leichte Phantasie und lebendige Schilderung aus, verherrlicht aber auch gar sehr die Glut und Leidenschaft der sinnlichen Liebe. Der Dichter spricht zu den Leserinnen:

„Von Liebe singt dies Lied, von jener echten,
Wie in die Menschenbrust Natur sie legte,

Waldeinsamkeit sie pflegte;
Wie sie erwuchs im lichten Blumenkleide,
Bis sie allmächtig ward in Freud und Leide,
Zu Lust und Qual dem Herzen, das sie hegte".

Schriften: Gedichte. Stuttgart 1832. IV. vermehrte Aufl. 1847. — Turturell. Trauerspiel in 5 Aufz. Wien 1821. (In der Weise der Schicksalstragödien.) — Zwei Nächte zu Valladolid. Trauerspiel. Das. 1825. (In Calderon'schen Formen). — Liebe findet ihre Wege. Lustspiel. Daselbst 1827. — Der Stern von Sevilla. Trauerspiel. Stuttgart 1830. 34. — Herr und Sklave rc., dann das Schauspiel: Kerker und Krone. (Tasso's letzte Lebenstage; ohne tragischen Kern.) — Childe Harold. Uebersetzung. Stuttgart 1836. — Waldfräulein. Ein Märchen in 18 Abenteuern. Stuttgart 1843. (II. Aufl. 3 Monate nach dem Erscheinen der ersten). — Soldatenbüchlein (der oestr.-ital. Armee gewidmet. IV. Auflage. Wien 1849. Zweites Heft. II. Aufl. Wien 1850. — Altnordische Bilder. (I. Ingvelde Schönwang. II. Svend Felding). Stuttgart 1850.

186. Erhörung.

In süßer Lenznacht, bei der Sterne Schein,
Vom hellen Mondenglanze übergossen,
Von Kühl und Duft und Stille mild umflossen,
Ging ich mit ihr vertraulich und allein
In süßer Lenznacht bei der Sterne Schein!

Reich an Gefühlen, doch an Worten arm,
Ruht Aug in Aug in seligem Umfangen,
Schlägt Herz an Herz, und Wangen ruhn auf Wangen:
„Dein, dein auf ewig!" ruf ich wahr und warm,
Reich an Gefühlen, doch an Worten arm!

Und „dein auf ewig!" tönt es mir zurück:
Der Himmel schien sich über mir zu spalten,
Das Leben seine Wunder zu entfalten;
Das Herz durchströmt ein lang entbehrtes Glück,
Und „dein auf ewig!" tönt es mir zurück! —

---

187. Sehnsucht.

Als mein Auge sie fand
Und mein Herz sie erkannt,
O wie glühte die Brust
Von Entzücken, von Lust!

Wie voll Düfte die Au,
Und der Himmel wie blau!
Und der Wald voll Gesang,
Und die Lüfte voll Klang.

Ohne Sie, wie so kalt,
Und die Welt, wie so alt!
Und die Erde, wie so leer,
Und das Herz, ach! — so schwer!

---

188. Schlußwort zu Beethoven's Angedenken.

Wohl! so hänget eure Kränze
An dem heilgen Hügel auf,
Und sein glutbeseeltes Auge
Blicke aus den Sternen drauf!

Wollt ihr wissen, wo er schwebet?
Seht der Leier goldnen Schein
Dort am Abendhimmel glänzen,
Bei der Leier muß er sein.

Wollt ihr, wie er aussieht, wissen,
Wollt ihr wissen, was er thut?
Ob er sturmbewegt auf Erden,
Nun im Himmelshause ruht?

Auf den Wolken sitzt er sinnend,
Und es greifet seine Hand
In die ungeheuren Saiten,
Zwischen Sternen ausgespannt!

Und es klingen seine Lieder,
Und die Selgen stimmen ein!
Und es staunen alle Engel,
Und die Himmel jauchzen drein!

Und sie singen: Lob dem Herren,
Lob dem Ewgen, der die Welt,
Und die Sterne, und die Leier,
Und den Sänger hat bestellt.

Und der Lichtverklärte blicket,
Wie auf Erden er gethan,
Hoch entzückt, doch düster schauend,
Jene ewgen Wunder an.

Wie er war, ist er geblieben:
Kraftvoll, würdig, wahrhaft, rein,
Ja die edelste der Perlen
Schloß die rauhe Muschel ein!

---

189. Mariechen.

Mariechen saß am Rocken,
Im Grase schlummert ihr Kind,
Durch ihre schwarzen Locken
Weht kühl der Abendwind.

Sie saß so sinnend, so traurig,
So ernst und geisterbleich;
Dunkle Wolken zogen schaurig
Und Wellen schlug der Teich.

Der Reiher kreist über dem Rohre,
Die Möve fliegt wild umher,
Der Staub fegt wirbelnd am Wege,
Schon fielen die Tropfen schwer.

Und schwer von Mariechens Wangen
Die heiße Thräne rinnt,
Und weinend in ihre Arme
Schließt sie ihr schlummernd Kind.

„Wie schläfst du so ruhig und träumest,
Du armer, verlassner Wurm,
Es donnert, die Tropfen fallen,
Die Bäume schüttelt der Sturm!

Dein Vater hat dich vergessen,
Dich und die Mutter dein;
Du bist, du arme Waise,
Auf der weiten Erde allein!

Dein Vater lebt lustig in Freuden,
Gott laß es ihm wohl ergehn!
Er weiß Nichts von uns Beiden,
Mag dich und mich nicht sehn!

Und stürz ich, während du schlummerst,
Mit dir in den tiefen See,
Dann sind wir Beide geborgen,
Vorüber ist Gram und Weh!" —

Da öffnet das Kind die Augen,
Blickt freundlich auf und lacht;
Die Mutter schluchzt und preßt es
An ihre Brust mit Macht:

„Nein, nein! wir wollen leben,
Wir Beide, du und ich!
Deinem Vater sei vergeben, —
Wie selig macht er mich!" —

190. Das Weib des Räubers.

Die Sonne geht nieder so blutig roth,
Als wäre mein Liebster gefangen und todt;
Sie sind hinunter den Felsensteg,
Sie lauern im Thal, sie lauschen am Weg.

Sie liegen in Graben und Hecken versteckt,
Hinter Klippen und alte Mauern gestreckt;
Und die Schlucht ist besetzt und die Straß ist umstellt,
Und Einer dort Wacht auf der Höhe hält.

O, schlafe, mein Kindlein, schlaf ruhig fort,
In der Grotte kühl, an der Quelle dort;
Ich will dir singen ein Liedlein fein
Von der Elfen nächtlichem Ringelreihn! —

„Ihr Elfen webet" — Ha, horch! ein Schuß! —
Das war der rüstgen Gesellen Gruß!
Und wen er getroffen, den traf er gut,
Der aufgehoben und sicher ruht! —

„Ihr Elfen webet den Schleier lind" —
Horch, wieder! — und Blitz auf Blitz geschwind!
Im Thale wölkt sich der Pulverdampf;
Warum ist heute so heiß der Kampf?

„Ihr Elfen webet den Schleier lind,
Den Schleier für mein herzliebes Kind!" —
Das war seine Büchs', ich kenn ihren Knall,
Keine andere dröhnt so donnernden Hall!

Und Schuß auf Schuß — Ha! — Reisende nicht,
Das sind die Häscher vom Blutgericht!
Das gilt nicht Beute, nein, wagend jetzt,
Wird Leben um Leben zum Kampf gesetzt.

Weh mir, — wie wird mir die Stirne so kalt!
Die Schüsse des Liebsten sie sind verhallt: —
Ich hör ihn nicht mehr, — seine Büchse schweigt!
O, wie mir das Blut so zum Herzen steigt! —

Mir wanken die Knie! o weh, mein Kind!
O, fort von hinnen, geschwind, geschwind! —
Die Sonne geht nieder so blutig roth,
Als läg mein Liebster erschlagen todt! —

---

191. Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten, todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand;
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Und nehmens Gewehr zur Hand.

* * *

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

* * *

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem Nächsten
Ins Ohr ein Wörtchen leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich ist die Parole,
Die Losung: Sankt Helena!" —

Dieß ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

---

192. Todtenkränze. (Strophe 5 — 20.)

Ein Kern des Lichts fließt aus in hundert Strahlen
Die gottentflammte Abkunft zu bewahren,
Begeistrung ist die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt, und reift in allen Sphären!
In welchem Spiegel sich ihr Bild mag malen,
Mag sie im Liede kühn die Flügel heben,
Mag Herz zu Herz hin streben,

Sie sucht das Höchste stets, wie sies erkennet! —
Längst im Gemeinen wär die Welt zerfallen,
Längst wären ohne sie zerstäubt die Hallen
Des Tempels, wo die Himmelsflamme brennet;
Sie ist der Born, der ewges Leben quillet,
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllet. —

Was auf der Erde Großes je geschehen,
Im Busen derer ist es nicht entsprossen,
Die antheillos sich schaukeln auf den Wogen
Der üppgen Lust von hohlem Schaum umflossen!
Das Auge, das die neue Welt gesehen
Auf jenem andern, fernen Erdenbogen,
Das durch die Nacht geflogen,
Die unbekannte, die sie überdecket;
Das sie gesehn mit Wunderglanz erfüllet,
Als dichte Schleier sie noch eingehüllet,
Und unbeschiffte Meere sie verstecket:
Das innre Auge wars, das sie erschauet,
Begeistrung wars, vor der den Schwachen grauet!

„Wahnwitziger Träumer!“ tönts in meiner Nähe, —
Und wie mein Aug ich, thränenschwer, erhebe,
Dehnt neben mir die riesenhaften Glieder
Ein Schemen, grauenvoll, so daß ich bebe.
Wer bist du, rief ich, Geist, den ich hier sehe?
„Der Geist des Grabes!“ also tönt es wieder! —
Ich kam zu dir hernieder,
Daß ich dich führe, wo die Thoren modern,
Die, so wie du, einst träumten Lichtgedanken;
Bis daß der Boden, der sie trug, zu wanken
Begann, und wild die Flammen emporzulodern,
Die ihre Brust gefüllt. Sie hat verzehret
Das Feuer, das auch sie einst treu genähret“.

An ihren Gräbern will ich dich dann fragen:
Sind diese, die hier liegen, zu beneiden? —
Du hast mit wonn- und wehmuthvollen Schauern
Die Namen oft genannt, dich dran zu weiden;
Wohlan, du sollst wahrhaftge Antwort sagen,
Ob sie zu neiden waren, zu betrauern,
Eh sie in Grabesmauern
Noch ausgeruht die bleichenden Gebeine!
Die Kränz' und Kronen, die so reich dir dünken,
In ihren Locken sah ich einst sie blinken,
Als sie berauscht noch von dem Lebensweine!
Auf, folge mir! Dann sollst du selbst erkennen,
Ob Wahrheit, was du fühlst, ob Trug zu nennen!" —

Und als er ausgeredet, da umschlingen
Mich seine Arme; rings um mich gebreitet
Hat er den Mantel, der in weiten Falten
Uns Beid umhüllet! Wie ein Segel gleitet,
So durch den Raum des blauen Aethers schwingen
Wir uns von dannen, und die Wolken spalten
Sich, wo den Weg wir halten.
Tief unter mir konnt' wechselnd Höhn und Auen,
Und Saatgefilde, Wälder, Ströme, Brücken,
Und Städt' und Weiler ich vor meinen Blicken
Weit in der Landschaft hingestreuet schauen;
Und endlich jene Riesenberg erkennen,
Die Böhmens alte Landesmarken trennen.

Und in der Ebne, die von goldnen Wogen
Der Aehren flutend, dunkelgrün gestreifet
Von Busch und Wäldern, man sieht niederrinnen
Vom Hochgebirge, bis, wo freudig schweifet
Der Elbe blaue Schlang in weiten Bogen
Um altberühmter Schlösser hohe Zinnen —
Im Thal dort, mitten innen

Erhebt die Veste von Gitschin sich ragend,
2 Zur Zeit der Taboriten längst erbauet,
Die um den Kelch gekämpfet, und sie schauet
Hin in die weite Gegend, gleichsam fragend:
Was, Fremde, naht ihr euch hier dieser Mauer
Und störet mich in meiner Wittwentrauer?

Denn wie die Wittwe mit dem Aschenkruge
Birgt sie die Urne, die den Staub umschlossen
Des Mannes, den, in stolzem Selbstvertrauen,
Sie einst gesehn auf kriegerischen Rossen
Hinschnauben, kühn im raschen Siegesfluge.
Dort ein Carthäuserkloster ist zu schauen
— Er selbst ließ es erbauen, —
Wo fromme Mönche, einsam, abgeschieden,
Statt aller Worte sich zum Gruße sagen:
16 „Gedenk ans Ende!“ Da, als er erschlagen,
Ward beigesetzt, was von ihm blieb hienieden.
Da standen nun an seinem Sarg wir eben,
Deß Deckel unsichtbare Händ' erheben.

„Sieh dieses Haupt verweset und zerfallen!“ —
So sprach der Geist! — „Der Mann war hoch gehalten,
Deß Seele dieß Gehäuse hier einst hegte.
Kein König, sah man ihn wie Kön'ge schalten,
Von seinem Herrscherwort die Welt erschallen!
Wenn auch sein Blick nur drohend sich bewegte,
Da, stumm und lautlos, regte
Kein Athem sich in dreißigtausend Kriegern;
Und Helden, die den Tod mit Lachen sehen,
Sie konnten nicht vor seinem Auge stehen,
Wenn zürnend er entgegentrat den Siegern: —
So taucht' er auf wie blutge Himmelslichter,
Des eignen Glückes Schöpfer und Vernichter!“

Ein Sohn der Waffen, fern im Reich geboren,
Trat plötzlich aus dem Dunkel seiner Wiege
Er in des Kaiserhofes hohe Hallen;
Sein Ahnrecht war sein Schwert und seine Siege.
Die Fahne faßt' er, die den Ruhm verloren,
Daß flatternd vom erstürmten Feindeswalle,
Bei seines Namens Schalle,
Er Glanz ihr leihe von den eignen Strahlen!
Ein Heer ersteht, sobald sein Ruf erklinget,
Und mit gewaltgem Sturmesschritte dringet
Er aus den heerdenreichen Moldauthalen,
Von der Sudeten schneebedeckten Zinnen
Bis fern zum Belt, wo salzge Wogen rinnen! —

Monarchen sieht man sich dem Wappen neigen
Auf seinem Schilde, der sonst unbeachtet
Und ungekannt gehangen an den Wänden;
Von Fürsten wird nach seiner Gunst getrachtet,
Es knirscht der Neid, doch machtlos muß er schweigen,
Indeß der Herrscher ungemessne Spenden
Mit immer offnen Händen
Auf diesen herrengleichen Diener häufet.
Der Herzogmantel selbst kann ihm nicht gnügen,
Ihm, der zum Hohen möcht das Höchste fügen,
Und keck nach einer Königskrone greifet.
Doch wie die Hand er ausstreckt sie zu fassen,
Muß Leben er zugleich und Krone lassen.

Den Blick erhoben in die Himmelsfernen,
Prüfst du der Zeichen Bahnen und Aspecte,
Und spähst, wie dein siderisch Haus gestaltet,
Thor, dem die nächtge Stunde sich verdeckte!
Was willst du lesen in den Lügensternen?
Die Hand, die über Menschenschicksal waltet,
Sie hat noch nie entfaltet

Die Schleier, die das künftge Loos verbergen;
Wir sehn es nur, wenn sie es hat vollendet. —
Blick hinter dich, den Stahl nach dir gewendet,
Siehst du ihn stehn, den mordgedungneu Schergen,
Der in die Brust dir schlägt die Todeswunde?
Kein Stern, du Träumer, gab davon dir Kunde. —

So sank er hin des Ruhmes stolzer Erbe,
Er, den, gefeit, kein Eisen kann verwunden,
Und keine Kugel in der Schlacht erreichen!
Wie schnell hat doch ein Werkzeug sich gefunden,
Als es das Schicksal wollte, daß er sterbe!
Nicht in dem Schmuck der Waffen, unter Leichen
Der Feinde, die ihm weichen,
Von seiner Hoheit Mittagglanz umlichtet,
War ihm vergönnt den Siegeslauf zu schließen;
Es muß sein Blut der Meuchler Hand vergießen:
Kaum angeklagt, ist er auch schon gerichtet,
Und so wie Einer, der die That vollbrachte,
Wird er gestraft, weil er vielleicht sie — dachte.

Herzog von Friedland! — Ja er ist vergangen.
Der Name, den ein Einzger nur getragen,
Und der mit ihm zugleich im Grab verklungen;
Nicht blühen sollt' er in den künftgen Tagen
Zum Ruhm des Mannes, der ihn hat empfangen,
Ihn erbten Kinder nicht, von ihm entsprungen". —
Doch auf des Liedes Zungen —
So rief ich — sollt' Unsterblichkeit er finden!
Geadelt von dem hohen Dichtermunde
Ward die entstellte, zweifelhafte Kunde;
Doppeltgereimt wird nicht sein Ruhm verschwinden.
Einst kommt die Zeit, wo prüfend die Geschichte
Ihn läutert, wie der Sänger im Gedichte. —

Doch glücklich? — nein! so möcht ich ihn nicht nennen.
Die kurze Stunde Glanz, die ihm beschieden,
Er kaufte sie zu allzuhohem Werthe:
Sie ward bezahlt mit seines Lebens Frieden.
Wie bald sah man nicht Wuth und Neid entbrennen,
Wie grimme Hunde auf des Wildes Fährte;
Verrath und Undank kehrte
Sich gegen ihn, damit er ihn beerbe.
Und so von eignen Gluten aufgereget,
Von frembem Sturm erfaßt und fortbeweget,
Wars dringend Zeit, daß ungesäumt er sterbe.
Mag er denn ruhn! — Er hat, ihm ward vergeben —
Schließ zu den Sarg! — Komm, laß uns weiter schweben!"

---

193. Aus dem Waldfräulein.

Drittes Abenteuer. (Wie Waldfräulein schläft und die Fee erscheint.)

— So überall vom Halm zur Eiche,
In der Natur gesammtem Reiche,
Im Felde, wo die Lerchen steigen,
In allen Büschen, allen Zweigen,
Singt es der Vögel lauter Chor,
Ruft es der Quell dem Hain ins Ohr,
Der Wind dem Felsen es erzählt,
Daß Lenz der Erde sich vermählt!
Dies ist die Zeit, wo die Natur
Einhergeht auf der Liebe Spur!
Waldfräulein fühlts wie Lenzesdrängen! —
In ihres Busens stillen Engen
Schlägt bald das junge Herze laut,
Das Auge bald voll Wehmuth schaut;

Die Wange glüht; der Sehnsucht Brand —
Sie hat ihn nie zuvor gekannt!
Sie weiß nicht, was sie seufzen macht,
Sie will nicht, sträubt sich, singt und lacht —
Da fühlt sie in der Wimper schwer
Die erste Thrän — o sagt — woher?
Der Saft ists, der der Reb enttropft,
Wenn Lenzglut ihr im Herzen klopft;
Es ist die Zeit, wo die Natur
Einhergeht auf der Liebe Spur! —

— — Sie schlummert sanft — da horch! — ein Klingen,
Als hörte man die Engel singen,
Als tönten Harfen in der Luft;
Rings hauchen Rosen ihren Duft,
Die Silberquellen springen leuchtend,
Das Moos mit Demantregen feuchtend,
Und ziehn durch Blumenwiesen Kreise,
Anmuthig rieselnd, holderweise.
Zum Garten wird die Wildniß rund;
In Baumesgipfeln girren Tauben,
Die blühnden Ranken winden bunt
Sich um die frisch entsproßten Lauben,
Aus denen süß die Nachtigallen,
Die kleinen Frühlingsorgeln, schallen. —

Viertes Abenteuer. (Wie Waldfräulein Aechtern von Möspelbrunn erblickt.)

— Und eines schönen Morgens, wo
Der Schlaf Waldfräuleins Auge floh,
Sprang sie vom Lager aus dem Haus,
Husch! in den duftgen Forst hinaus.

Der junge Tag stieg grad empor,
Oeffnet des Ostens goldnes Thor,
Webt in die graue Dämmrung fein
Purpurn und goldne Streifen ein.
Ein heller Flimmer überall:
Der Morgenthau, der Tropfen Fall! —
Die Erde dampft — die Bäume rauschen —
Sonst Alles stumm! die Rehe lauschen —
Es äßt der Hirsch, er streckt das Ohr —
Eichhörnchen huscht am Baum empor!
Ein Vogel ruft — und wieder wach
Ein zweiter wird — und nach und nach
Wird hier und dort ein dritter laut!
Schon lockt der Tauber seine Braut —
Und endlich, flötet, schmettert, girrt,
Pfeift, wirbelt, trillert, zwitschert, schwirrt,
Von Halm und Staub und Zweig empor
Der Waldessänger ganzer Chor! — —

— — O süßer Zauber, wonnereich,
Wer spricht dich aus, was kommt dir gleich,
Wenn erste Liebe unbewußt
Aufblitzt in jugendlicher Brust;
Das junge Herz die ganze Last
Der neuen Seligkeit nicht faßt;
Ein Schauer durch die Sinne dringt,
Die Sehnsucht unter Wonnen ringt,
Nichts sieht, als des Geliebten Blick,
Nichts fühlt, als seines Kusses Glück,
Nichts hört, als sein viel süßes Wort;
Hingeben möcht die ganze Welt,
Nichts eigen mehr für sich behält, —
Der Seele Schatz, des Leibes Hort,

Wie reich er sei, — und nicht bedenkt,
Was sie empfängt und was verschenkt! —
Laßt sie, die Zeit ists, wo Natur
Einhergeht auf der Liebe Spur! —

Neuntes Abenteuer. (Wie Herr Aechtern gen Cöln zieht.)

— O Rhein, wie klingt dein Name hold,
Gleich einer Glocke hell von Gold;
O fließe fort in stolzer Ruh,
Taufwasser deutschen Volkes du!
Wie hat Natur hier ausgestreut,
Was nur des Menschen Herz erfreut!
Die gelben Aehrenfelder kräuseln
Durchwehet leis von Windessäuseln;
Der grüne Forst zieht um den Rand
Ein breites, dunkelnächtges Band;
Wo heißer sich der Sonne Licht
An dem Gestein der Felswand bricht,
Dort kocht die Reb am Herd der Glut
Ihr duftend Gold, ihr feurig Blut.
Es rasselt das Eisen zu dieser Stund
In nahen Schachtes tiefem Grund;
Es horsten die deutschen Adler hier,
Die Edelfalken im Luftrevier;
Es springen die Hirsche vom Niederwald
Und schwimmen durch die Fluten kalt!
Und in die lichten Wolken hin
Seltsame Luftgestalten ziehn:
Hin ziehn die Fürsten mit Kronen werth,
Hin ziehn die Ritter mit Schild und Schwert,
Die Jungfrau mit ihrem goldnen Haar,
Bischöf' im wallenden Talar.

Es tauchen die Nixen aus kühlem Bad,
Zum Tanz auf blumigem Gestad;
Es singen die Sänger zur Harfe laut,
Was sie im Nebel der Lüfte geschaut!
Sie singen fort bis diese Stund,
Noch ist geschlossen nicht ihr Mund;
Sie werden singen vom stolzen Rhein,
So lang er fließt in das Meer hinein! —

Anmerkungen zum dritten Band.

S. 10, Z. 1 v. o. Ferd. v. Schill kämpfte schon in der Schlacht bei Auerstädt (1806) mit und erhielt eine bedeutende Kopfwunde. Er und Gneisenau vertheidigten tapfer die Veste Colberg. An der Spitze eines Husarenfreikorps rief Schill: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!" Er suchte den Franzosen und ihren Verbündeten durch Streifzüge zu schaden und warf sich endlich, von den feindlich gesinnten Dänen verfolgt, nach Stralsund, wo er den Opfertod starb. (31. Mai 1809.)

S. 11, Z. 16 v. o. Der preuß. Generalfeldmarschall Graf von Schwerin erkaufte am 5. Mai 1757 in der mörderischen Schlacht bei Prag den Sieg mit seinem Leben.

S. 11, Z. 18 v. o. Der Böhmenkönig Wenzeslaw ließ 1383 den heiligen Joh. Nepomuk mit gebundenen Händen und Füßen von der Prager Brücke in die Moldau stürzen, weil er ihm die Beichte der Königin nicht offenbaren wollte gegen deren eheliche Treue er argwöhnisch war.

S. 12, Z. 4 v. u. Die Gräfin Julie zu Dohna war Scharnhorst's Tochter.

S. 15, Z. 7 v. u. Im deutschen Volke bestand lange Zeit der Glauben, daß das Läuten der Glocken die schweren über den Häuptern der Menschen drohenden Gewitter vertheile.

S. 24, Z. 4 v. u. Siegfried, der Held der Nibelungen, war ein Sohn des Königs Siegmund aus den Niederlanden. Er soll sich im Blute eines von ihm erlegten Drachen gebadet und so seinen Leib wie mit einem Hornpanzer überzogen haben, wodurch er, bis auf eine kleine Stelle des Rückens, unverwundbar geworden. Siegfried kommt nach Worms zu Gunther, dem König der Burgunder und vermählt sich mit dessen Schwester, der schönen Chriemhilde; Gunthern aber verhilft er zur Brunhilde, der starken Jungfrau und Herrin von Island.

S. 25, Z. 4 v. o. Die beiden Frauen streiten sich über die Vorzüge ihrer Gatten, Brunhilde sinnt auf Rache und beschließt

mit dem tückischen, grimmen Hagen von Tronege und unter Zustimmung ihrer Schwäger den Tod des Siegfried. Auf der Jagd wird Siegfried am Lindenbrunnen im Odenwald hinterrücks an seiner einzigen verwundbaren Stelle von Hagen durchbohrt, der sich nun des ungeheuern Schatzes (Nibelungenhort genannt), den Siegfried aus den Niederlanden mitgebracht hatte, bemächtigt und ihn (den Schatz) in den Rhein versenkt. — Chriemhilde flüchtet sich nach Ungarn zum Hunnenkönig Etzel, der sie zur Gemahlin begehrte. Sie lockt alle Burgunder zu einem großen ritterlichen Feste nach Etzels Hof, und reizt nun die Hunnen gegen Hagen und ihre Brüder, die sammt ihrem Gefolge niedergemacht werden. Endlich wird auch sie von dem alten Hildebrand erschlagen.

S. 26, Z. 11 v. o. Ruprecht von der Pfalz, röm. König (1400—1410), erbaute den Rupertusbau, einen Theil des Schlosses, an dessen vorderer Wand der einfache Reichsadler und das alte pfälzische Wappen zu sehen sind. Ueber dem Haupteingang halten 2 Engel einen Kranz von 7 Rosen, in dessen Mitte ein aufrechtstehender Zirkel ist. „Rechts vom Hauptthor steht ein schöner, tiefer Brunnen mit einem weiten Dache, das 4 Säulen tragen, die aus dem Palast Karls des Großen zu Ingelheim hergebracht sein sollen". (Schenkendorf.) —

S. 27, Z. 8 v. o. Friedrich V., Churfürst von der Pfalz, der nachmalige unglückliche König von Böhmen (1619 — 20) war der Gemahl der schönen Elisabeth von England. „Die besten Ritter bewarben sich um ihren Dienst. Christian v. Braunschweig trug ihren Handschuh im Hut und ließ in seine Fahne setzen: „Für Gott und Sie!" Friedrich erbaute ihr zu Liebe den sogenannten englischen Bau, von wo aus man die köstlichste Aussicht ins Neckar- und Rheinthal genießen konnte. Im Garten steht noch ein einzelnes geschmackvolles Thor mit der Inschrift: „Carissime Conjugi Elisabethae Friedericus V." (Schenkendorf.) — Friedrich starb zu Mainz 1632.

S. 28, Z. 12, 20, 24 v. o. An einem Thurm des Schlosses, dessen äußere Wand vom üppigsten Epheu überkleidet ist, stehen auch die epheuumsponnenen Bildsäulen zweier ritterlichen Pfalzgrafen. — Karl Ludwig, der Sohn des Friedrich und der Elisabeth, kehrte in seinem 33sten Jahre aus 30jähriger Verbannung in sein Vaterland zurück, das unterdessen verwüstet worden war. Er sorgte nun väterlich für sein Land und seine Unterthanen, mußte aber kurz vor seinem Ende eine Verwüstung seines Landes erleben. Von der Friedrichsburg aus sah der Churfürst den Brand von Heidelberg längs der Bergstraße und wankte nicht. „So lange ich nur dieses (ein Stück schwarzes Brot) habe, soll mich keine Gewalt schrecken". Als er das Elend der Pfalz nicht mehr ansehen konnte, forderte er den französischen General zum Zweikampf.

„Was Sie an meinem Lande verüben, — schrieb er — kann unmöglich auf Befehl des allerchristlichsten Königs (Louis XIV.) geschehn; ich muß es als Wirkung eines persönlichen Grolls gegen mich betrachten. Es ist aber unbillig, daß meine armen Unterthanen büßen, was Sie vielleicht gegen mich auf dem Herzen haben können; darum mögen Sie Zeit, Ort und Waffen bestimmen unsern Zwist abzuthun!“ — Der große Türenne hat sich nicht gestellt. Das Leben Karl Ludwigs gäbe einen schönen Stoff zu einer deutschen Odyssee. (Schenkendorf.) —

S. 29, Z. 13 u. 8 v. u. Im Jahre 924 fielen ungarische Heerhaufen in Bayern, Thüringen und Sachsen ein. Mord und Brand bezeichneten ihre Spur. Heinrich I. bekam ihren mächtigsten Fürsten (Zoltan) in seine Hände und ließ ihn erst los, als die Ungarn versprochen hatten, Deutschland 9 Jahre lang in Frieden zu lassen. — Heinrich I. (919—936) saß nach der Sage im Harzgebirge und beschäftigte sich mit dem Vogelfang, als ihm die deutsche Kaiserkrone überbracht wurde. Er gründete Burgen und Städte und ließ den 9. Mann des Landes Mauern, Wälle und Gräben darum ziehen.

S. 30, Z. 1 u. 6 v. o. Goslar ist eine Stadt am Fuße des nordwestlichen Harzes und wurde 920 von Heinrich I. gegründet. Jetzt finden sich noch Ueberreste der 1289 abgebrannten kaiserlichen Burg. — 933 am 8. September erlitten die Ungarn im Kampfe gegen Heinrich I. bei Merseburg eine fürchterliche Niederlage; denn die Deutschen wollten jetzt ihren Zins nicht mehr mit Gold, sondern mit Eisen bezahlen. Das Reichsheer stand anfangs wie aus Erz gegossen und schlug jeden Angriff kraftvoll ab. Bald aber rührte es sich und vor Waffengeklirr und Geheul wurde das Klagen und Fluchen der sterbenden Ungarn nicht gehört; was nicht niedergemacht oder gefangen wurde kam in die wildeste Flucht und Verwirrung.

S. 30, Z. 6 v. u. Siehe Anmerkung zu Uhland's Gedicht: „Graf Eberhard der Greiner“.

S. 30, Z. 5 u. 1 v. u. Im Jahr 1254, als die schwachen Könige das Recht nicht mehr schützen, den Landfrieden nicht erhalten, den Handel nicht fördern konnten und Ritter und Adlige fast nur vom Raube lebten, da wurde durch den edeln Mainzer Arnold von Walpode der rheinische Städtebund als festes Schutz- und Trutzbündniß gegen die räuberische Adelsgewalt gegründet. Das „goldne Mainz“ war der Mittelpunkt und das Haupt; ihm schlossen sich Cöln, Worms, Speier, Straßburg, Frankfurt ꝛc. an. Selbst die Churfürsten von Mainz, Cöln und Trier und der Pfalzgraf Ludwig traten dem Bunde bei. Das freie kräftige Bürgerthum zeigte seine Macht. Später bildeten sich neue Städtebünde und die alten vergrößerten sich. —

S. 31, Z. 5 v. o. Die Hansa (Handelsgesellschaft) wuchs aus dem Bündniß zwischen Lübeck und Hamburg (1241) hervor und zählte zur Zeit ihrer größten Macht 85 Städte von Holland bis Liefland. Sie war mächtig genug, um Land- und Wasserstraßen zu sichern, feindliche Nachbarn zu züchtigen und in Furcht zu erhalten; sie rüstete Flotten aus, gewann Land- und Seeschlachten (gegen Dänemark, Norwegen rc.), beherrschte das baltische und deutsche Meer und war durch die Macht ihres Reichthums und durch die Gewalt ihrer Waffen die Herrscherin über gekrönte Häupter. Selbst Niederhof, Bürgermeister der Hansestadt Danzig, konnte es wagen dem König von Dänemark den Krieg zu erklären. Der letzte Hansetag wurde 1630 zu Lübeck gehalten, auf welchem die meisten Städte sich lossagten. —

S. 31, Z. 12 u. 16 v. o. Riga wurde von Hanseaten gegründet. — Wohlthätige gesinnungstüchtige Bürger aus Bremen und Lübeck traten 1190 zusammen und gründeten in Palästina den deutschen Ritterorden, um die deutschen Pilger, die vor den Mauern von Akkon durch Hunger und Seuchen rc. so viel gelitten haben, zu pflegen und zu schützen. Heinrich Walpode, der erste Hochmeister der deutschen Ritter, war aus edelm Mainzer Geschlecht. Tapferkeit, Ehre, Demuth, Gehorsam und Weltentsagung waren die Tugenden dieses Ordens.

S. 31, Z. 8 v. u. Die aus Hamburg vertriebenen Hanseaten, welche sich zu einem Heerhaufen sammelten, erklärten: „Nicht da, wo unsre Häuser stehen, sondern da, wo wir uns befinden, ist der lebendige hanseatische Staat“. Nach der französischen Besitznahme kehrten viele Seeschiffer nicht nach ihrer Vaterstadt Bremen zurück, sondern blieben 3 Jahre auf den Meeren und trieben fortwährend ihr Geschäft unter Bremischer Flagge. Als sie heimkehrten, brachten sie den Eigenthümern der Schiffsantheile reichen ungehofften Gewinn mit.

S. 32, Z. 13 u. 11 v. u. Karl d. Gr. gründete Aachen's Weltruf. Aachen hat warme, mineralische Quellen. — Trier soll der Sage nach älter als Rom sein. Das schwarze Thor (porta nigra) ist das merkwürdigste unter allen römischen Werken, die in Deutschland noch erhalten sind.

S. 33, Z. 2, 5, 10 v. o. In früherer Zeit war Aachen, in letzter Zeit aber Frankfurt a. M. die Krönungsstadt der deutschen Kaiser. — Rühle von Lilienstern, Königl. preuß. Obristlieut. und Generalkommissarius der deutschen Bewaffnungsangelegenheiten im Befreiungskampfe. — Minister v. Stein bewirkte, daß nicht bloß der Adel, sondern auch Bürger und Bauern Rittergüter erwerben durften; der Dienstzwang hörte auf, der Bauernstand wurde frei und der Bürgerstand bekam seine „Municipalrechte“, d. i. seine städtische, obrigkeitliche Verfassung, wodurch

Stein Gründer der neuen „Städteordnung“ wurde und Verfassung mit Waffenfähigkeit gleichen Schritt halten ließ. Durch solche großartigen Bestrebungen kamen neues Leben, Rührigkeit und frische Kraft in mehrere fast erstorbene Glieder. (Vergl. Bd. I., S. 139 u. 140.)

S. 33, Z. 6 v. u. Mit spartanischem Muthe haben am 6. Mai 1622 in der Schlacht bei Wimpfen, 400 edle Bürger der Stadt Pforzheim sich dem freiwilligen Heldentode geweiht, um ihren ritterlichen Fürsten Georg von Baden-Durlach vor der Gefangenschaft zu schützen. An ihrer Spitze kämpfte und fiel als ein deutscher Leonidas Berthold Deimling. — Posselt sagt: „400 Bürger stehen da; 400 Bürger tragen die ganze Last eines Kriegsheeres, das gesiegt hat. Man beut ihnen Leben an: sie wollen Tod; man beut ihnen Gnade an: sie wollen Unsterblichkeit“.

S. 34, Z. 4 u. 13 v. o. Bei Augsburg auf dem Lechfelde (so heißt die Gegend zwischen Lech und Wertach) schlug Otto I. 955 die Ungarn. — In Regensburg wurden die beständigen Reichstage gehalten.

S. 34, Z. 10 u. 9 v. u. Albrecht Dürer (geboren 1471, † 1558) ist ein Nürnberger. Er war ein berühmter Maler, Holzschneider und Kupferstecher, der die Kunst zur hohen Vollendung brachte und vom Kaiser so geehrt wurde, daß dieser einst einem Edelmann gebot dem Meister die Leiter zu halten und als sich der Edelmann weigerte, sprach der Kaiser: „Wißt Ihr denn nicht, daß ich aus jedem Bauer einen Edelmann machen kann, aber nicht aus jedem Edelmann einen Albrecht Dürer?“ Ferner waren die Nürnberger Adam Kraft, Peter Vischer (und Söhne) und Veit Stoß Meister in der Bildhauerei. — Der Meistersänger Hans Sachs (geb. 1494, † 1576) war der geistreiche Zeitgenosse Dürers.

S. 35, Z. 13, 5 u. 1 v. u. Frhrr. v. Stein kam im Januar 1813, vom Kaiser Alexander von Rußland gesandt, in Königsberg an, wo er die preußischen Würdenträger zusammenberief und mit ihnen die Volksbewaffnung beschloß, die wegen ihrer herrlichen Ausführung an die griechischen Freiheitskriege erinnerte. — General v. York, diese starre entschlossene Gestalt, voll Muth und Verstand, welche aussah, „scharf wie gehacktes Eisen“, war auch da und hielt eine feurige Rede in der Versammlung.

S. 36, Z. 14 v. o. Danzig, diese ehemalige Hansestadt und gegenwärtig starke Festung, benahm sich vortrefflich gegen den Polenkönig Stanislaw Leszczynski, als dieser 1734 von den Russen daselbst eingeschlossen war und nur, als Bauer verkleidet, mit Mühe der russischen Gefangenschaft entging.

S. 36, Z. 4 u. 1 v. u. Straßburg, ehemals eine deutsche freie Reichsstadt, ist seit 1680 französische Festung. Von welch

großer Wichtigkeit dieser Schlüssel zum obern Deutschland ist, zeigt schon ein Ausspruch Karls V.: „Wenn Wien und Straßburg zu gleicher Zeit bedroht wären, würde ich eilen, Straßburg zuerst zu retten. — Erwin, gebürtig aus Steinbach in Baden, ist der Erbauer des herrlichen Straßburger Gotteshauses (Münsters), das wegen seiner großen, schweren, aber geistvollbewältigten Massen, die in hoher, strenger Schönheit, klarer Anordnung, luftiger Durchsichtigkeit, leicht, wie vom Geiste getragen, riesig gen Himmel streben, mit vollem Recht als hehrer Wunderbau angestaunt wird. Nach diesen „ewigen Maßen" der Schönheit sind auch die Dome in Cöln, im badischen Freiburg, in Ulm und Wien ꝛc. ausgeführt; ebenso sind die halbverfallene Katharinenkirche zu Oppenheim a. Rh., die Elisabethenkirche zu Marburg, die Stadtkirche zu Friedberg i. d. Wetterau ꝛc. beredte Zeugen eines großen deutschen Sinnes, deutscher Gefühls-Tiefe, Innigkeit und frommer Glaubensstärke, wodurch der todte, kalte Stein ein warmes Leben eingehaucht bekam.

S. 91, Z. 14 v. u. Hesperus, der Abendstern, die Venus.

S. 100, Z. 9 v. u. Die 3 Parzen, fabelhaften Lebensgöttinnen oder Schicksalsspinnerinnen. Klotho knüpft den Faden an, Lachesis spinnt ihn fort und Atropos schneidet ihn ab.

S. 102, Z. 4 v. u. Die Hyder oder Hydra ist ein fabelhaftes, vielköpfiges Ungeheuer, besonders im Sumpfe Lerna. Bildlich versteht man darunter ein Uebel, das um so mehr zunimmt, je mehr man es zu vertreiben sucht.

S. 103, Z. 8 u. 7 v. u. Eris (griech. Fabell.), Göttin des Zanks und der Zwietracht. — Charis, die Grazie; nach Homer in der Ilias die schöne Gattin des hinkenden Vulkan.

S. 104, Z. 1 v. o. Der französische König Franz I. (1515—1547) hatte große Liebhaberei für Thierkämpfe und Löwengärten. Schiller soll durch eine Anekdote in S. Foix Essay sur Paris zum „Handschuh" aufgemuntert worden sein. Die Anekdote lautet: „Eines Tages, als Franz I. einem Kampfe seiner Löwen zusah, ließ eine Dame ihren Handschuh fallen und sagte zu de Lorges: Wollt ihr, ich soll glauben, daß ihr mich so sehr liebet, als ihr mir alle Tage schwöret, so hebt mir den Handschuh auf. De Lorges steigt hinab, hebt den Handschuh aus der Mitte dieser schrecklichen Thiere auf, steigt wieder zurück, wirft ihn der Dame ins Gesicht und will sie nachher nie wieder sehen." Spanien hat eine ähnliche Sage. Sie wird von einem spanischen Ritter Don Manuel Ponce de Leon, der am Hofe des arragonischen Königs Ferdinand V. (des Katholischen 1479—1516) lebte und einem Edelfräulein der Königin erzählt.

S. 106, Z. 5 u. 15 v. o. Der gelehrte Jesuit Athanasius Kircher († zu Rom 1680) erzählt eine Geschichte, die ihren Haupt-

zügen nach wieder in einer Novelle behandelt wurde. Woher Schiller seinen Stoff zum „Taucher" genommen, ist nicht mit Bestimmtheit bekannt, obgleich Manche die Kircher'sche Erzählung für Schiller's Quelle halten. Der umständlichern Mittheilung Kircher's entnehmen wir Folgendes: Zur Zeit des Königs Friedrich (II.?) von Sicilien lebte ein sehr berühmter Taucher, Namens Nikolaus, den man wegen seiner Gewandtheit im Schwimmen Pesce Cola, d. h. Nikolaus der Fisch, nannte. Er suchte Austern und Korallen und verschaffte sich durch das dafür erhaltene Geld seinen Unterhalt. 4—5 Tage hintereinander brachte er oft im Meere zu, wo er sich von rohen Fischen nährte. Oefters soll er bis zu den Liparen geschwommen sein. Ruderschiffer fanden ihn manchmal auf der brausenden See bei Calabrien. Als er in deren Schiff eine gute Mahlzeit genossen hatte, überließ er sich wieder den Wellen. Seine Finger sollen mit einer Schwimmhaut verwachsen gewesen sein. Der König von Sicilien kam nach Messina, wo ihm der merkwürdige Taucher vorgeführt wurde, nachdem man ihn lange auf dem Lande und Wasser gesucht hatte. Durch ihn wollte der König die Charybdis (ein von den Alten sehr gefürchteter Meerstrudel zwischen Calabrien und Sicilien) erforschen lassen. Der König befahl ihm hinabzutauchen, und als Nikolaus die nur ihm allein bekannten Gefahren vorschützte, da warf der König, ihn zum Wagniß zu ermuthigen einen goldnen Becher hinab mit dem Versprechen, er solle ihm gehören, wenn er ihn wieder herauf brächte. Durch das Gold gereizt stürzte sich Cola in den Strudel. Drei Viertelstunden harrte der König und die ihn umstehende Volksmenge. Der Taucher erschien wieder auf der Oberfläche des Wassers, hielt im Triumph die Schale in der Hand und ward in den Palast des Königs geführt, wo er diesem die Kunde brachte von all dem Schrecklichen, das er gesehen und wie er die Schale wieder gefunden. Das Meer sei so tief, daß es für die Augen eine fast cimmerische Finsterniß darbiete. „Auf die Frage, ob er Muth genug habe, noch einmal den Grund der Charybdis zu untersuchen, erwiederte er: Nein. Doch überwältigte ihn auch diesmal wieder ein Beutel voll Gold nebst einer in den Strudel geworfenen kostbaren Schale. Von Habgier verlockt, stürzt' er sich zum zweitenmale hinein, kam aber nicht mehr zum Vorschein. Vielleicht verschlugen ihn die mächtigen Strömungen in die Felsenlabyrinthe, oder er ward eine Beute der Fische, die er so sehr gefürchtet hatte."

S. 111, Z. 12 v. u. Den Stoff zu dieser Romanze hat Schiller aus Herodot entnommen. Polykrates, Beherrscher der fruchtbaren Insel Samos (jetzt Susam Adassi) von 523—540 v. Chr. war ebenfalls, wie sein Freund, „Egyptens König" Amasis, auf revolutionärem Weg zum Thron gelangt. Wohin er seine Waffen trug, da siegte er; Freund und Feind plünderte und beraubte er ohne Unterschied. Amasis, bekümmert um das Glück des

Polykrates, schrieb an diesen: „Wohl ist es lieblich zu erfahren, daß es einem Freunde und Gastverwandten wohl ergehe; doch gefallen mir deine hohen Glücksstände nicht, nach meiner Kenntniß der Gottheit, wie mißgünstig sie ist. Und ich wünsche für mich und die mir am Herzen liegen, Glück in einem Theil, im andern Anstoß zu finden, und so die ganze Lebenszeit im Wechsel zu sein, lieber als in Allem Glück zu haben; denn noch von Keinem habe ich gehört, der nicht zuletzt ein ganz und gar schlechtes Ende genommen, wenn er in Allem Glück hatte. Willst du nun mir folgen, so thue also gegen dein vieles Glück: Besinne dich, und was du für dein theuerstes Gut hältst, dessen Verlust dir am meisten in der Seele wehe thue, das wirf so von dir, daß es nie mehr in Menschenhände kommen kann. Und wenn von da an dein Glück noch nicht mit Leiden abwechselt, so hilf auf die von mir angegebene Weise nach! — Polykrates befahl auf die hohe See zu fahren, dort warf er, fern der Insel, seinen kostbaren Siegelring ins Meer, den er einige Tage darnach, in der Weise, wie der Dichter es mittheilt, wieder erhielt. Ueber dieses neue Glück schrieb er an Amalsis. Dieser ließ ihm aber durch einen Boten die Gastfreundschaft aufsagen, weil, „wenn ein arges, gewaltiges Geschick über Polykrates komme, dieses auch ihm in der Seele weh thue, als um einen Gastfreund."

S. 114, Z. 1 v. u. Ibykus, ein griechischer Lyriker, gebürtigt aus Rhegium in Unteritalien, kam um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. an den damals so glänzenden Hof des Königs Polykrates (Vater des Tyrannen), nach Samos, kehrte aber nach mehreren Reisen in seine Vaterstadt zurück, wo er starb. Von seinen 7 Büchern lyrischer Gedichte in dorisch-äolischer Mundart sind noch Bruchstücke vorhanden. Eine schon im Alterthum verbreitete Sage läßt den Ibykus auf einer seiner Reisen von Räubern überfallen und ermorden. Im schrecklichen Augenblicke sagte er zu seinen Mördern, daß die Kraniche, welche während der ruchlosen That in der Luft vorbeizogen, ihn einst rächen würden. Das Verbrechen wurde späterhin in der Stadt Korinth enthüllt. Als sich dort ein Zug Kraniche sehen ließ, sagte einer der Räuber zum andern: „Sieh da, die Rächer des Ibykos!" Einer der Umstehenden hörte dieß, zeigte es der Obrigkeit an und die Mörder wurden hingerichtet. — Aehnlich dieser Erzählung ist die von den Raben des heiligen Meinrad und die von einem Juden und seinem Mörder, einem königl. Schenken, der den Juden als Geleitsmann durch den Wald begleiten sollte, ihn aber erschlug und später durch Rebhühner verrathen wird. So hat der Volksglaube noch manche Sage, daß selbst der im Verborgensten verübte Mord ans Tageslicht komme, z. B. Chamisso's Gedicht: „Die Sonne bringt es an den Tag," ꝛc. — Die olympischen, pythischen, isthmischen und nemäischen Wettspiele vereinigten die Stämme der Griechen zu einem

allgemeinen nationalen Feste. Auf dem schmalsten Theil der Landenge (Isthmus) von Korinth, in der Nähe des dem Poseidon (griech. Name für Neptun, Meergott) geweihten Fichtenhaine wurden die isthmischen Spiele gefeiert. Die großen Wettspiele bestanden in Wettlauf, Wagenrennen („Kampf der Wagen") rc., aber auch in Geistes- und Kunstwettkämpfen, in Gedichten, „Gesängen" rc.

S. 116, Z. 11 u. 8 v. u. Ueber Poseidon s. vorstehende Anmerkung. — Die Prytanen, die höchsten obrigkeitlichen Gerichtspersonen.

S. 118, Z. 15 v. u. Die Erinnyen (Furien) oder Eumeniden mit „scheußlichen Gesichtern und Schlangenhaaren" waren die Rache- oder Strafgöttinnen, durch welche die Bösen in der Unterwelt gezüchtigt wurden. Sie hießen: Tisiphöne, Megäre und Alékto.

S. 120, Z. 5 v. u. „Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolfs Kaiserkrönung nicht ausübte." (Schiller). — „Tschudi, der uns diese Anekdote überliefert hat, erzählt auch, daß der Priester, dem dieses mit dem Grafen Habsburg begegnet, nachher Kaplan bei dem Kurfürsten von Mainz geworden und nicht wenig dazu beigetragen habe bei der nächsten Kaiserwahl, die auf das große Interregnum folgte, die Gedanken des Churfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten." (Schiller.) — In Aachen wurden von Ludwig dem Frommen (813) an bis Ferdinand I. (1531) 37 deutsche Könige und Kaiser gekrönt. Die Scene zu Aachen, das Auftreten des Sängers (welcher kein andrer als der Priester selbst ist) ist Erfindung Schillers, der dadurch in die Ereignisse von 2 von einander fernliegenden Zeiten „scenische Einheit und Rundung" gebracht hat. Die 7 Wähler waren 3 geistliche und 4 weltliche. Jeder hatte später sein stehendes Hofamt. Der Erzbischof von Mainz war des Reiches Erzkanzler, der von Trier aber Kanzler von Burgund, der von Cöln Kanzler von Italien, der Pfalzgraf am Rhein war des Reiches Truchseß (der beim Krönungszug den Reichsapfel trug und beim Mahl die Schüsseln vorsetzte), der Herzog von Sachsen-Wittenberg des Reiches Marschall (trug das Schwert und besorgte den Stall), der Markgraf von Brandenburg des Reiches Kämmerer (trug das Scepter vor und besorgte das Hauswesen) und der König von Böhmen endlich des Reiches Schenk (trug den Becher auf).

S. 124, Z. 1 v. o. Rudolf hatte wirklich sechs Töchter. Das prophetische Wort ging in Erfüllung. Die 6 Kronen waren zur Hälfte Fürsten-, zur Hälfte Königskronen. Nach Fuggers Spiegel der Ehren nennt Schmidt die 6 Töchter also: 1. Mechtild (Gemahlin Ludwigs des Strengen, Pfalzgraf des Rheins und Herzog in Bayern), 2. Agnes (Gemahlin Herzogs Albrechts II.

von Sachsen-Wittenberg), 3. Hedwig (vermählt mit dem Markgrafen Otto in Brandenburg), 4. Katharina (vermählt mit Otto dem Bayernherzog, nachher König von Ungarn), 5. Gutta (Gemahlin des Böhmenkönigs Wenzeslaus), 6. Clementina (vermählt mit Karl Martell, Erbprinz von Sicilien und später erwähltem König in Ungarn.) —

S. 124, Z. 11 v. u. Soll eine Glocke gegossen werden, so gräbt man erst eine Grube, in der die Form aufgerichtet wird. Aus Backsteinen, die mit Lehm überkleidet werden, wird zuerst der Kern oder die innere Form aufgebaut, die genau die Gestalt erhält, welche die Glocke inwendig haben soll. Mittelst eines Pinsels trägt man dann gesiebte Asche auf den Lehm. Der Kern ist inwendig hohl und hat oben eine Oeffnung, durch welche man ihn mit glühenden Kohlen füllt, um ihn auszutrocknen. Den getrockneten Kern umkleidet man abermals mit Lehm, dem man die beabsichtigte Glockengestalt gibt. Diese Lehmglocke heißt die Dicke. Man bestreicht sie mit geschmolznem Talg und, nachdem sie auf dieselbe Weise wie der Kern getrocknet, wird darum noch eine Lehmhülle, der Mantel, gelegt, der durch eiserne Reifen und Schienen zusammengehalten wird und sich, weil der Talg sein Aneinanderkleben verhindert, leicht von der Dicke abheben läßt. Diese wird, nachdem der Mantel abgehoben, vom Kern heruntergeschnitten und dann setzt man den Mantel wieder auf. Zwischen diesem und dem Kern gestaltet sich später die Glocke.

S. 125, Z. 12 v. o. Nahe der Grube, worin die Form steht, befindet sich der Gießofen mit dem Herd, der zur Aufnahme des Metalls bestimmt ist und durch ein Loch, den Schwalch, in Verbindung mit dem Schornstein steht, in dem das Feuer brennt, welches durch den Schwalch in den Ofen schlagen muß, weil der Flamme jeder andere Ausgang versperrt ist. Der Stoff, aus dem die Glocke gegossen wird, ist eine Mischung von Kupfer und Zinn und heißt Glockenspeise oder Glockengut.

S. 125, Z. 17 v. o. u. 2 v. u. Die festgestampfte Grube, in der die Form steht, heißt Dammgrube. — Ueber der flüssigen Glockenspeise ist ein weißlicher Schaum, der einigemal abgeschäumt werden muß. Als besseres Fluß- und Vereinigungsmittel für die Metalle läßt der Meister Aschensalz (Potasche) zugießen, auf 1000 Pfd. Metall 1 Pfd. Potasche.

S. 127, Z. 3 v. o. Pfeifen oder Windpfeifen nennt man die 6 Zuglöcher am Gießofen, welche man öffnen und verschließen kann. Bräunen sich dieselben, so ist die Mischung recht im Fluß und zum Gusse zeitig, was man auch daran erkennen kann, wenn ein in die Mischung getauchter und herausgezogner Stab wie mit feiner Glasur überzogen erscheint.

S. 129, Z. 8 v. o. Gegenüber dem Schornstein befindet sich im Ofen ein Zapfenloch und davor eine Rinne, welche das geschmolzne Metall durch den Henkelbogen in die Glockenform leitet.

S. 131, Z. 1 v. u. bezieht sich auf Klopstocks Worte, die als Inschrift auf dem Grabstein von Klopstocks Gattin stehen: „Saat von Gott gesäet dem Tage der Garben zu reifen."

S. 135, Z. 8 v. u. Diese und die folgenden Zeilen beziehen sich auf die Gräuelscenen der französischen Revolution im vorigen Jahrhundert.

S. 135, Z. 5, 13 u. 16 v. o. Der Uranide (Uranĭdes) ist ein Beiname des Saturn (Zeitgott, Gott und Bild der Alles verschlingenden Zeit). Er war ein Sohn des Uranos und beherrschte den Himmel, bis er von seinem Sohne Jupiter entthront wurde. — Styx (Kocytus, Acheron), ein fabelhafter Höllenfluß, Fluß in der Unterwelt. — Orkus, (Tartarus) d. i. die Unterwelt, das Schatten- oder Todtenreich, besonders der unterirdische Strafort der Verdammten.

S. 139, Z. 9 v. u. Hippodromes (Hippodrŏmos), das Pferderennen, die Rennbahn.

S. 142, Z. 7 v. o. Alcid oder Alcides ist der Beinamen des Hercules, d. i. des größten und berühmtesten aller vergötterten Helden. Er war der Sohn des Jupiter und erwürgte schon in der Wiege 2 Schlangen. Später bezwang er einen Löwen in den Staaten des Königs Thespios; er tödtete mit einem Faustschlag ins Genick den nemeischen Löwen, der in den Wäldern von Nemea und Kleone hauste und den kein Geschoß eines Sterblichen verwunden konnte, brachte die lernäische Schlange (Hyder) um 2c. Er holte den Cerberus (Höllenhund) aus der Unterwelt herauf und besiegte ihn, befreite sich dadurch auch von der schimpflichen Knechtschaft, die ihm der Zorn der beleidigten Göttin Here auferlegt hatte. Er befreite den Theseus aus der Unterwelt 2c. Als das ihm beigebrachte Gift seinen Körper angriff, errichtete er sich auf dem Berg Oeta einen Holzstoß, bestieg ihn und ließ ihn von seinem Diener anzünden. Der Holzstoß loderte auf und es kam eine Wolke, die den Hercules unter Donner in den Himmel auftrug.

S. 135, Z. 22 v. o. Kronīon (Zeus oder Jupiter) ist der Sohn des Saturn (Kronos).

S. 144, Z. 2 v. o. Demēter (Ceres), die Göttin des Ackerbaus und der Feldfrüchte.

S. 144, Z. 4 v. u. Faune, Feld- oder Waldgötter.

S. 145, Z. 13, 18 v. o. u. 4 v. u. Cybele oder Cybēbe (Rhea, Ops, lat. Fabell.) die Allernährerin, Allkönigin, Mutter aller Götter und Menschen, Symbol und Göttin der frucht-

baren Erde, ꝛc. — Penaten, Haus- oder Schutzgötter der alten Römer, oder auch eignes Haus und Herd. — Dryade, Baum- und Waldnymphen, Unter- oder Halbgöttinnen, welche die Gegenstände beherrschten und beseelten, von denen sie ihre Namen führen.

S. 146, Z. 1 u. 14 v. o. Mulciber ist ein Beinamen des Vulkan, d. i. der Gott des Feuers und der Metallarbeiter oder Schmiede. Im feuerspeienden Aetnaberge dachte man sich seine Werkstätte. — Amalthēa (gr. Fabell.), eine Nymphe, die den Jupiter mit der Milch einer Ziege nährte. Das Horn, welches die Ziege einst verlor, erhielt durch Jupiter die Kraft, Alles was man nur wünschte an Speise und Trank zu verleihen. Das Horn der Amalthea ist also das des Ueberflusses.

S. 147, Z. 14 v. o. Sykophant, ein Verräther, Anschwärzer, besonders ein Feigen-Angeber, der in Athen anzeigte, wenn Jemand Feigen unverzollt ausführte oder verkaufte.

S. 150 Z. 8 v. u. Der Vesuv, ein feuerspeiender Berg östlich von Neapel, erhob lange Zeit friedlich sein Haupt, bis unter der kurzen Regierung des edeln römischen Kaisers Titus, am 23. August 79 n. Chr., ein furchtbarer Ausbruch entstund, riesige Flammensäulen sich erhoben und glühende Lavaströme nach der Ebene stürzten. Diese, wie der ungeheure dichte Aschenregen übergossen und verschütteten die 3 Städte Herkulanum, Pompeji und Stabiä. Der römische Schriftsteller, Plinius der Jüngere, war Augenzeuge und hat in seiner VI. Epistel den traurigen Untergang dieser Städte beschrieben. Ueber 1600 Jahre lang waren die 3 alten Römerstädte im Schooße der Erde verborgen. Jetzt ist ein großer Theil durch Ausgraben der steinharten Lava bloßgelegt und man kann bei Fackelschein die Straßen der lebendigbegrabnen Städte durchwandern. Das Wiederauffinden der riesigen Gräberwelt hat schon große Früchte für Kunst, Wissenschaft und Geschichte getragen und schönere sind noch zu hoffen. Die neue Stadt Portici steht über der alten Herkulanum und man kann aus den Häusern der erstern in die Straßen der letztern hinabsteigen. Auf Stabiä steht Castellamare (Schloß am Meere). Man fand den Jupitertempel mit Bildsäulen, ein fast ganz erhaltenes Theater, die metallenen Statuen von mehr als 100 Göttern und Göttinnen (Venus, Diana, Merkurius, ꝛc.), viele kostbare Geräthe und gegen 2000 werthvolle Handschriften auf Papyrusrollen, d. i. altegyptischem Papier, das aus einem schilfähnlichen Gewächs, der Papyrusstaude, bereitet wurde.

S. 150, Z. 6, 2 u. 1 v. u. Porticus, eine Halle, ein Säulengang, gewölbter oder bedeckter Gang zu Spaziergängen, Zusammenkünften, ꝛc. — Mimen, nannten die Griechen und Römer kleine Dramen mit komischen Scenen, die bei Gastmählern aufgeführt wurden. Mimen hießen auch die Schauspieler, Geberden-

spieler. — Thyestes, der königliche Bruder des Atreus, hatte den Sohn des Letztern bei sich erzogen und aus Rache sandte er ihn ab den Atreus zu tödten. Atreus aber tödtete seinen eignen Sohn, ohne ihn zu kennen. — Orestes, wegen seiner Freundschaft mit dem Königssohn Pilädes gefeiert, er mordete seine Mutter Klytämnestra und Aegästhus, den Mörder seines Vaters Agamemnon. Als Muttermörder verfolgten ihn die Rache- und Strafgöttinnen rc. —

S. 151, Z. 1, 2, 3, 4 u. 16 v. o. Forum, Gerichtshof. — Curulischer Stuhl, Thron oder Ehrensitz der altrömischen Könige, Consuln rc. — Lictoren, altrömische Gerichtsdiener, Scharfrichter, Befehlsvollstrecker. — Prätor, Oberrichter. — Feston, Fruchtgehänge, Laub- oder Blumengewinde.

S. 151, Z. 14, 13 u. 3 v. u. Centauren, fabelhafte Ungeheuer, halb Pferd, halb Mensch, Roßmensch. — Thyrsus, Weinlaub- oder Rankenstab. — Pasten, Teigsteine, Abdrücke alter geschnittener Steine aus einem Teige von Siegelack, Gyps rc.

S. 152, Z. 7 v. o. Caduceus, Friedensstab, Merkurs geflügelter Schlangenstab.

S. 153, Z. 13 v. u. Hephästos (Vulkan), Feuergott.

S. 154, Z. 2 v. o. Themis, die Göttin der Gerechtigkeit.

S. 166, Z. 5 v. o. Arion. Siehe Bd. I., S. 144.

S. 168, Z. 13 u. 5 v. u. Das Elfenbein, womit die Zither geschlagen wurde. — Der Höllenhund, (Cerberus), ein 3köpfiger Hund, der den Eingang zum Todtenreich bewachte, dem Eintretenden schmeichelte, aber Niemand mehr herausließ. Die ganze Unterwelt erzitterte von seinem Bellen.

S. 169, Z. 3 v. o. Euridice starb am Schlangenbiß. Ihr Gatte Orpheus stieg in den Hades (die Unterwelt) und bewirkte durch sein Saitenspiel, daß ihm die Geliebte zurückgegeben wurde, unter der Bedingung, daß er sich vor seiner Ankunft auf der Oberwelt nicht nach ihr umsehen sollte. Orpheus aber blickte zurück und Euridice verschwand.

S. 170, Z. 18 v. o. Galatēa, eine der Meernymphen, die zum Gefolge Neptuns (Meergottes) gehörten und auf Delphinen ritten.

S. 179, Z. 3 v. u. Der tiefe, stille See bei Andernach ist der Laachersee, nicht weit vom Rheinstrom. Sein Spiegel liegt 666' höher als der des Rheins; er liegt in einem waldigen Bergkessel, ist 214' tief und gefriert nie. Die Lavamassen und das vulkanische Gestein, welches zu Mühlsteinen verarbeitet und nach Holland verschickt wird, beweist, daß daß das Becken des Sees der Krater eines eingestürzten Vulkans ist.

S. 195, v. u. Paul Gerhardt, geb. zu Gräfenhainichen (1606—76), gab dem protestantischen Kirchengesang eine einfache, milde und klare Vollendung. Als Diaconus an der Sct. Nicolaikirche zu Berlin wurde er bald in die religiösen Streitigkeiten der Lutheraner und Reformirten verwickelt. Sein strenger Glaubenseifer im Interesse des lutherischen Bekenntnisses ließ ihn das vom Kurfürsten von Brandenburg erlassene Religions-Edikt nicht beachten; er wurde suspendirt und entsagte bald freiwillig seinem Amte und ging nach Sachsen, wo er Diakonus zu Lübben wurde. Von ihm sind die bekannten und schönen Lieder: „Befiehl du deine Wege", „Wach auf, mein Herz! und singe", „Nun ruhen alle Wälder", „Warum sollt' ich mich denn grämen?", „O Haupt voll Blut und Wunden", „Wie soll ich dich empfangen" ꝛc. „Die Erzählung, die man über die Entstehung seines Liedes: Befiehl du deine Wege, hat, wie er es auf der Flucht aus Brandenburg in tiefster Noth zur Tröstung seiner kummervollen Gattin gedichtet und unmittelbar darauf einen Ruf des Herzogs Christian von Merseburg erhalten habe, ist eine schöne protestantische Legende ohne äußere Wahrheit, da er nicht aus Brandenburg zu fliehen brauchte, seine Gattin schon gestorben war, ehe er Berlin verließ und das Lied schon 1659 in einem Gesangbuche vorkommt, als er noch ruhig und unangefochten zu Berlin lebte".

S. 140, Z. 16 v. u. Anatolikon: Kleine Inselstadt am Eingange des lepantischen Meerbusens, an Reiz der Lage Venedigs vergleichbar. — Diese Begebenheit berichtet die Allgem. Zeitung vom 25. Februar 1824. (Anmerkung des Dichters.)

S 303, Z. 10 v. o. Der Asch, d. i. Napf, Blumentopf.

S. 344, Z. 4 v. u. Laura war eine der gefeiertsten Schönheiten Avignons. Am Charfreitage 1327 sah Petrarca in der Sct. Clarenkirche zu Avignon seine geliebte Laura zum ersten Male. 1348 ward sie ein Opfer des schwarzen Todes. Sie war vermählt mit Hugo de Sade und konnte als Frau den heißen Wünschen Petrarca's keine Erhörung geben, der sie durch seine Verse noch berühmter machte, als sie durch ihre hochgepriesne Schönheit war. (Vergl. Bd. 2, S. 500.)

S. 358, Z. 3 v. o. Beatrice war die geistig Geliebte des florentinischen Dichters Dante (Durante) Alighieri. Dante's Mutter nahm den 9jährigen Knaben mit zur Feier eines Frühlingsfestes. Die 8jährige Beatrice entflammte seine Einbildungskraft und begeisterte ihn zu seinen frühesten Gedichten. Sie verheirathete sich später mit einem Andern und starb in ihrem 25. Lebensjahr. Auch nach ihrem Tode stellte sie sich ihm stets als Muse dar. Er verherrlichte sie in seinem berühmten Gedicht: „divina commödia" und erhielt selbst das Beiwort: „der Göttliche". Dante war geboren 1265 zu Florenz und starb 1321 zu Ravenna.

S. 359, Z. 1 v. u. Perigord war vor Alters eine Grafschaft im südwestlichen Frankreich, die zur Provinz Guyenne gehörte.

S. 361, Z. 15 v. u. In der spanischen Provinz Galizien ist die Hauptstadt Compostella (San-Jago di Compostela), der wichtigste spanische Wallfahrtsort, mit den Gebeinen des heil. Jago od. Jakob.

S. 371, Z. 8 v. u. Wilh. Tell fand als Greis (1354) seinen Tod in dem wildangeschwollenen Schächenbach, als er ein Kind aus demselben retten wollte.

S. 378, Z. 8 v. o. Alteklâre (Alteclere), der Name von Olivers Schwert. Rolands Schwert hieß Durandarte.

S. 379, Z. 3 v. u. Der würtembergische Graf Eberhard, mit dem Beinamen „der Greiner" oder „Rauschebart" regierte von 1343—92 und ist nicht mit Eberhard im Bart (Siehe Bd. 2, S. 490) zu verwechseln. Er war ein kriegslustiger Fürst und machte dem Kaiser, dem Reichsadel und dem schwäbischen Städtebund viel zu schaffen. Sein Heldensohn Ulrich wurde 1377 in der Schlacht bei Reutlingen von den Städtern besiegt. Gegen Eberhard, wie gegen die steigende Macht der Städte bildete sich der Adelsbund: „die Schlegler", an dessen Spitze der trutzige Ritter Wolf von Wunnenstein stand, der wegen seiner glänzenden Rüstung der gleißende Wolf genannt wurde. Dann die Adelsbünde „vom Schwert" und „von der Krone". Eifersüchtig auf die Macht der Städte verstärkte sich auch die Ritterschaft. Am ganzen Rheinstrom breitete sich der mächtige „Löwenbund" aus. Der schwäbische, fränkische und rheinische Städtebund ergriffen gleichzeitig die Waffen gegen ihre Fürsten. Die fränkischen Städte erlagen einzeln ohne entscheidende Schlacht den Waffen des Burggrafen von Nürnberg und des Bischofs von Würzburg, und der rheinische Bund, welcher die Pfalz verheerte, erlitt eine furchtbare Niederlage bei Worms durch Pfalzgraf Ruprecht I. So erlagen die Städter allenthalben der Macht der Fürsten und Ritter. Eberhard bekam ein Hilfsheer von dem Pfalzgrafen Ruprecht, dem Markgrafen von Baden 2c., auch Wolf von Wunnenstein stieß im entscheidenden Augenblick zu ihm. Ulrich wollte seine Niederlage bei Reutlingen rächen und löste seine Ritterehre durch den Heldentod bei Döffingen (August 1388). Die Städter belagerten den befestigten Friedhof von Döffingen, wohin sich das unglückliche Landvolk mit seiner Habe geflüchtet hatte. Eberhard, Ulrich und ihre Verbündeten eilten zur Rettung und Rache herbei und warfen mit Einem Schlage die Städter nieder. Eberhard der Greiner starb 1392, er und sein Heldensohn Ulrich sind im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart beigesetzt.

S. 387, Z. 9 v. u. Der Sieg bei Reutlingen (1377), das Glück der schweizerischen Eidgenossenschaft bei Sempach (siehe Bd. 2, S. 493) und bei Näfels (1388) hob den Muth der Städter.

S. 389, Z. 7 v. u. Antonia war die 2te Gemahlin des Grafen Eberhard des Milden und das Knäblein der nachher regierende Graf Eberhard IV.

S. 398, Z. 12 v. u. Siehe Bd. 3, S. 427.

S. 417, Z. 2 v. o. Die Taboriten (Hussiten) haben ihren Namen nach der von Ziska zum Waffenplatze für die Hussiten eingerichteten böhmischen Bergveste (jetzt Stadt). Eine Hauptlehre der Hussiten bestand darin, daß das heil. Abendmahl auch den Laien unter beiderlei Gestalt gebühre, daher ließen sie sich bei ihren Zügen den Kelch vortragen und hießen danach auch „Brüder vom Kelche" oder Calixtiner.

S. 398, Z. 16 v. o. „Gedenk ans Ende"! („Memento mori") war bekanntlich das einzige Wort, das die strenge Ordensregel den Karthäusermönchen zu sprechen erlaubte.

S. 406, Z. 14 v. o. In rührend ergreifenden Tönen läßt Zedlitz das unglückselige Leben des großen ital. Dichters Torquato Tasso an uns vorüberziehen. Seinem Gedichte: „Gerusalemme liberata" (das befreite Jerusalem) verdankt Tasso seinen schönsten Ruhm. Er starb an einem hitzigen Fieber im Kloster San-Onufrio den 25. April 1595.

S. 419, Z. 1 v. u. „In der östreich. militär. Zeitschrift wurden Actenstücke jener Zeit aus den Archiven des Hofkriegrathes mitgetheilt, die Wallensteins gänzliche Schuldlosigkeit erweisen sollten. Frhrr. v. Hormayr hat in den Wiener Jahrbüchern der Literatur das Unhaltbare dieser Behauptung in einer lesenswerthen Rezension darzuthun gesucht. Dem Dichter bleibt es vergönnt, der historischen Kritik unbeschadet, sich der Meinung zuzuwenden, die dem Zweck seines Gedichtes am förderlichsten erscheint". (Zedlitz).

Inhalt des dritten Bandes.



Register der Anfänge der Gedichte.



Einige Berichtigungen und Ergänzungen.

Band 1.

S. 119, Z. 1 v. u. lies: „Corps" statt „Chor".

S. 120. Zur Anmerkung lies: „Eichendorff lebt in Berlin".

S. 188, Z. 16 v. o. lies: „Inselgruppe" statt „Insel".

S. 362, Z. 7 v. o. lies: „stummen" statt „stummer".

S. 444, Z 2 v. o. lies: „Danton's" statt „Danto's".

Band 2.

S. 134, Z. 12 v. u. lies: „In" statt „Ja".

S. 135, Z. 5 v. o. lies: „Busch" statt „Blitz".

S. 377, Z 2 v. o. lies: „nie" statt „nun".

S. 383, Z. 8 v. u. lies: „bliebst" statt „bleibst".

S. 411, Z. 6 v. o. lies: „zu zürnen und zu lieben" statt „zu lieben und zu zürnen".

Band 3.

S. 6. Nach Zeile 4 v. u. lies Uhland's Anmerkung zu dem Gedicht: „Gesang und Krieg": „Dieses ist unrichtig; denn Cervantes wurde in dem Seetreffen bei Lepanto die linke Hand gelähmt.

S. 58, Z. 9 v. u. lies: „geistige" statt „geistliche".

S. 201, Z 5 v. u. lies: „1813—43" statt „1813—14".

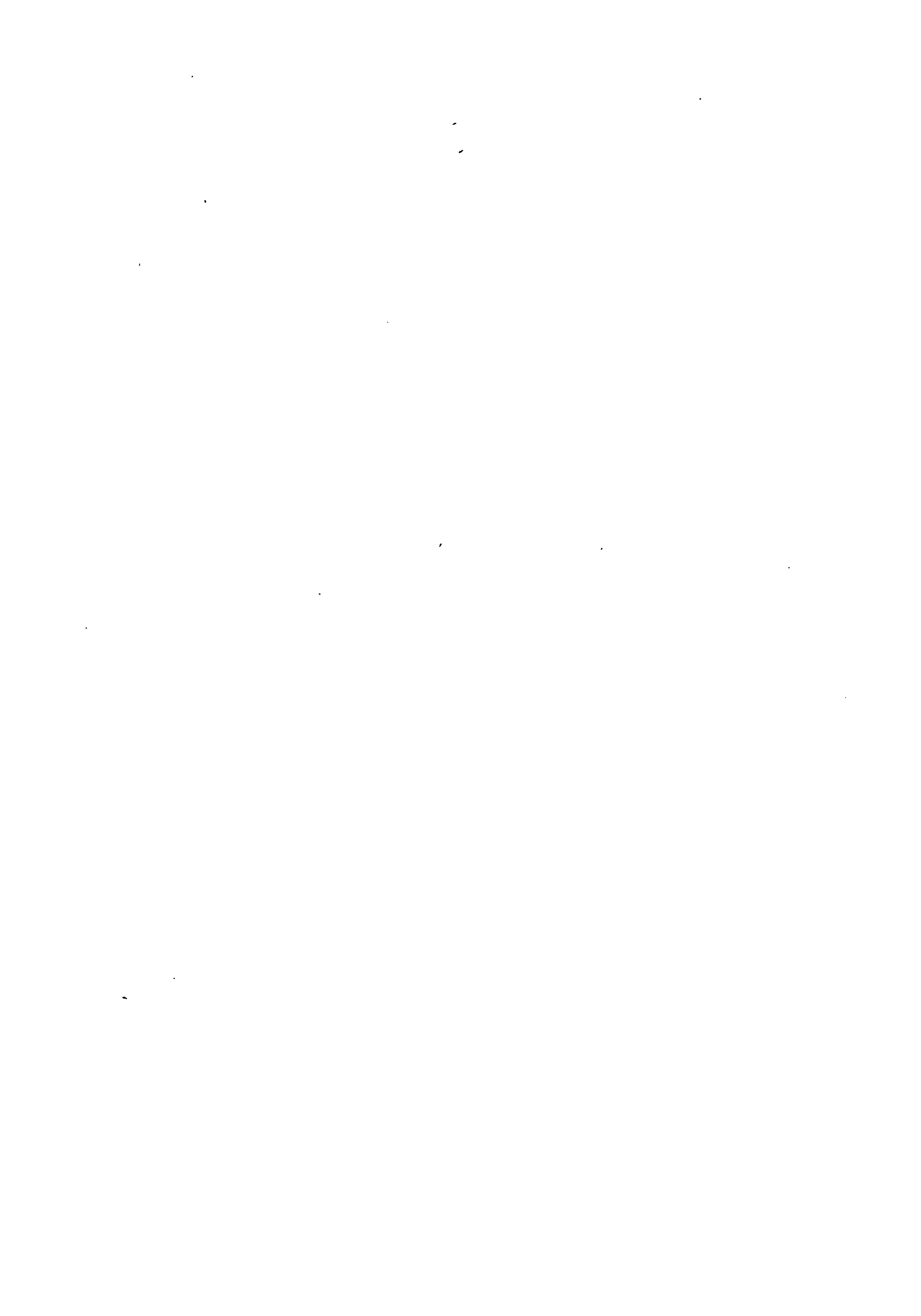
S. 292, Z. 4 v. u. lies: „Wär auch alle" statt „Wär alle".

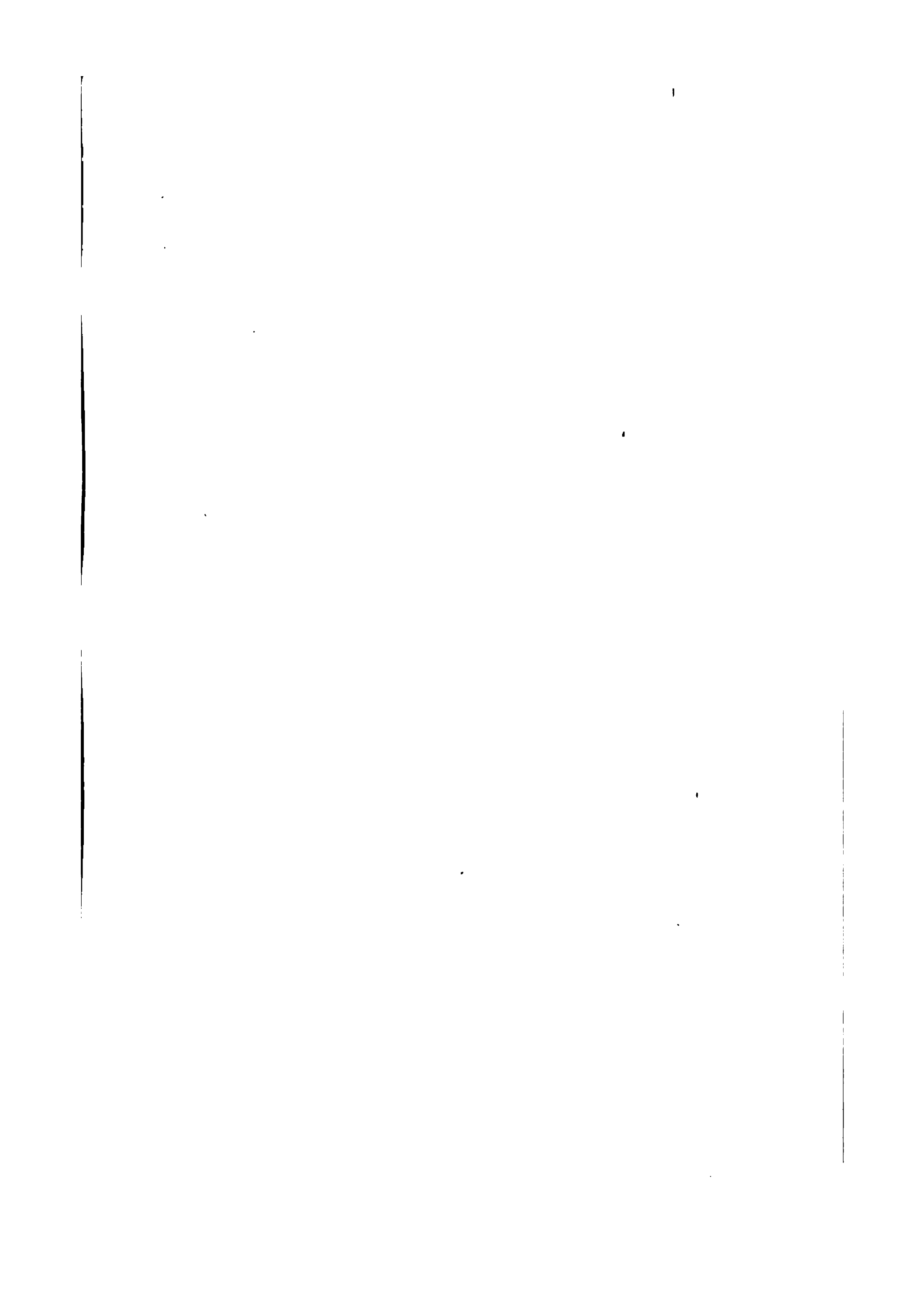
Schlußwort.

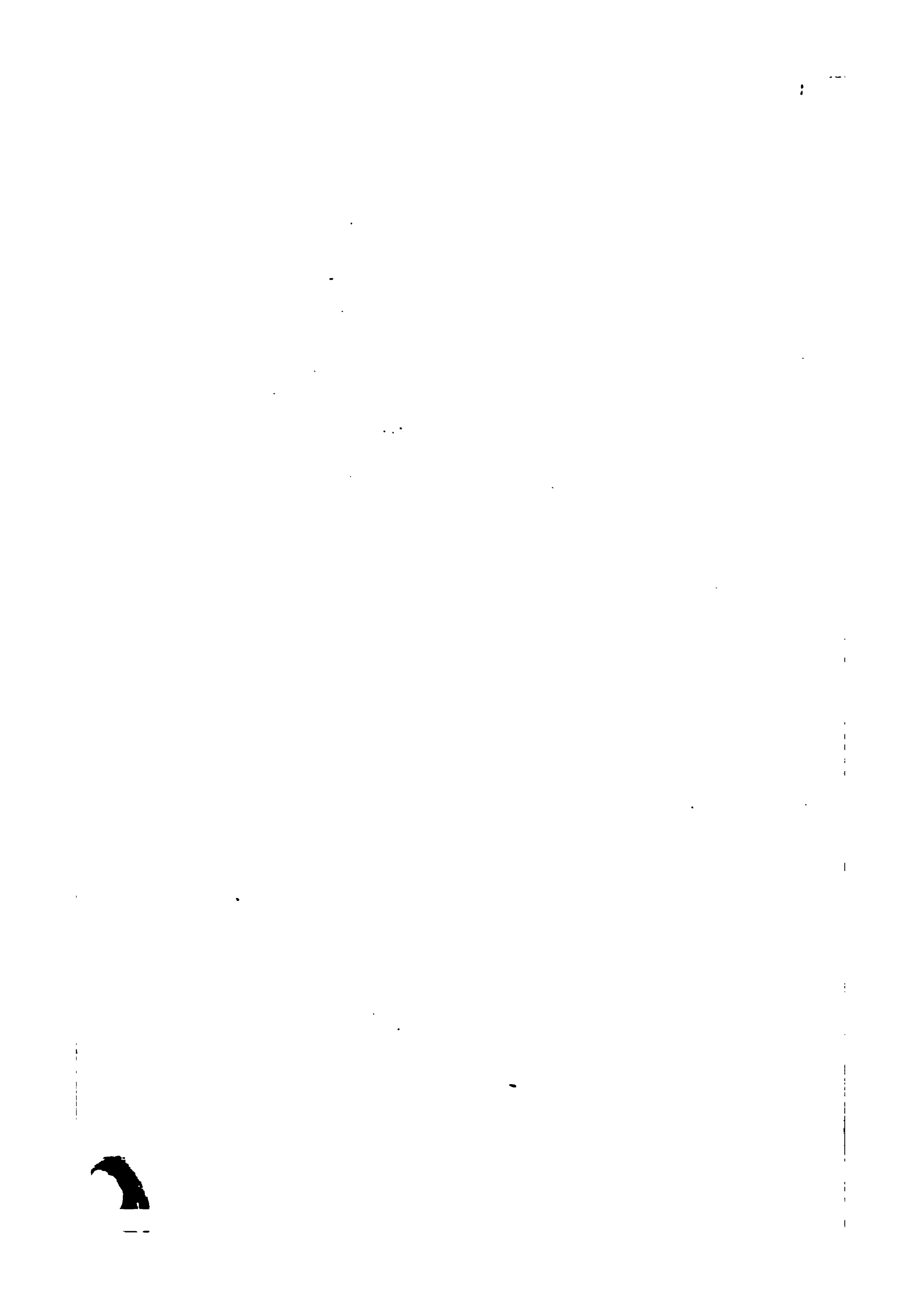
Die mir sehr wohlbekannten Schriftsteller (aus Schonung will ich ihre Namen noch verschweigen), welche das Eigenthümliche einiger Arbeiten von mir auf eine wohl allzunaive Weise ausgeschrieben und benützt haben, werden bei deßfallsigen Auflagen ihrer Bücher so ehrlich sein und im Vorwort Derer gedenken, mit Denen sie sich so innig befreundeten. Ich sage Solches hier um so lieber, als auch die „Dichterhalle“ mit Umgehung meines Namens stark benutzt werden dürfte. Da ich weder Zeit, noch Mühe und Kosten scheute, um zu Quellen zu gelangen, aus welchen Andere nun bequem schöpfen können und auch schöpfen werden; so glaube ich wohl auf die Ehre Anspruch machen zu dürfen mich von ihnen als Führer und Gewährsmann nennen zu lassen.

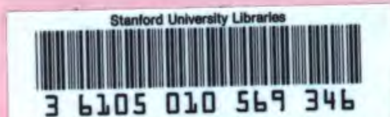
Wiesbaden.

Dr. J. Schenckel.









PT
1172
S4
v.3

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

